MASTER
NEGATIVE
NO. 93-81247-5

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

LINDWURM, ARNOLD

TITLE:

UEBER DIE GESCHLECHTSLIEBE...

PLACE:

LEIPZIG

DATE:

1879

Master Negative #
93-81247-5

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

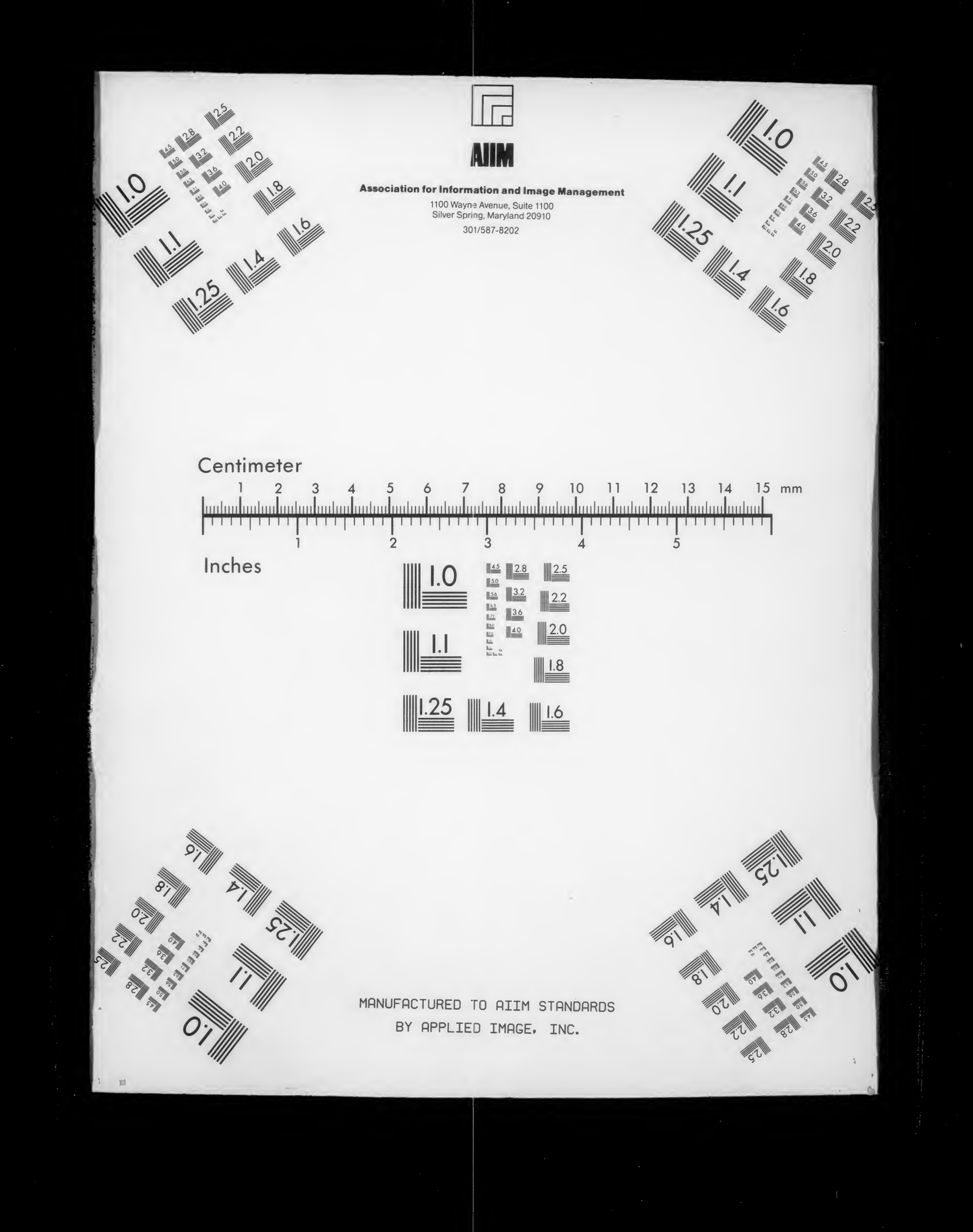
Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

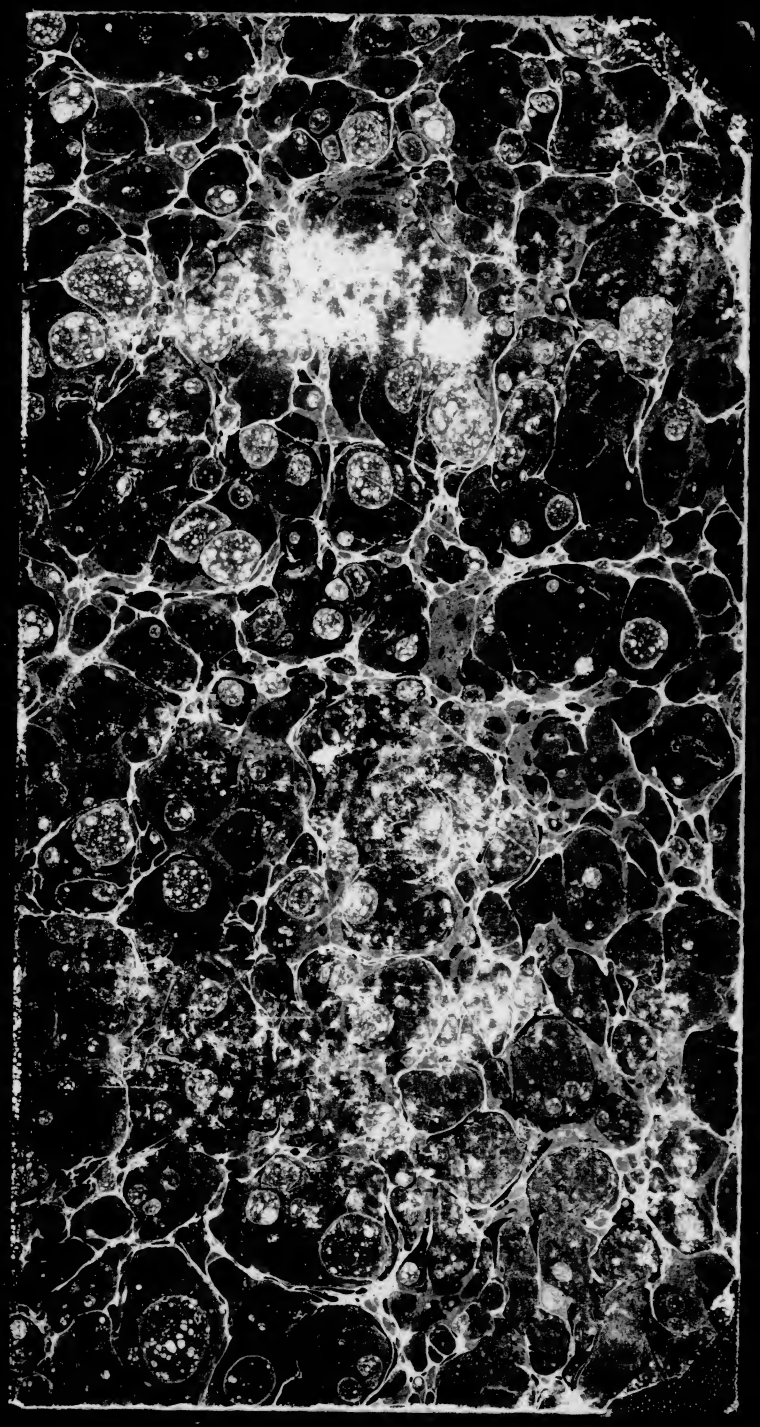
176
L64 Lindwurm, Arnold.
Über die geschlechtsliebe in social-ethischer beziehung; ein beitrag zur bevölkerungslehre.
Leipzig 1879. O. 4 + 290 p.

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 4-2-93 INITIALS m.D.C.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm
Inches
1 2 3 4 5
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.



176 L64

Columbia University
in the City of New York
Library

Special Fund
1898
Given anonymously

Ueber die

Geschlechtsliebe

in

social-ethischer Beziehung.

Ein Beitrag zur Bevölkerungslehre.

Von

Arnold Lindwurm.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1879.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Das vorliegende Buch stellt sich die Aufgabe, an einer Anzahl Beispiele aus der die geschlechtlichen Verhältnisse berührenden Literatur die Nothwendigkeit eines social-ethischen Grundsatzes in der Geschlechtsliebe, mitsammt diesem obersten Grundsatze selber, darzuthun. Eine solche Arbeit, wird man mir zugestehen, ist sehr zeitgemäß. Es ist kein Zufall, daß gerade in unserer Zeit die Bearbeitung des Gummi zu so großer Vollkommenheit gediehen ist; das Elastikum-Princip findet heute nicht nur in der mechanischen und in der chemischen Technik, sondern ebenso in der psychophysischen Menschengebarung ausgiebige Anwendung, d. h. es wird nicht blos zur Herstellung falscher Busen, sondern auch zu derjenigen elastischer Gewissen benutzt. Nirgendwo aber dürfte die dadurch bedingte Nachgiebigkeit des ethischen Bodens in ausgedehnterem Maße eingetreten sein als in der Geschlechtsliebe. Eine wissenschaftliche Revision ist hier daher sehr am Platze, zumal als das erwähnte Gebiet von der ernsten Kritik sehr vernachlässigt worden ist, wodurch die Schmutzliteratur um so mehr Freiheit sich festzusetzen gewann. „Vielleicht", muß ich wohl mit Schiller (Vorrede zu den Räubern) sagen, „hätt' ich, den Schwachherzigen zu Frommen, der Natur minder getreu sein sollen; aber wenn jener Käfer, den wir alle kennen, auch den Mist aus den Perlen stört; wenn man Exempel hat, daß Feuer verbrennt, und Wasser ersäuft habe, soll darum Perle — Feuer und Wasser confiscirt werden?" Ich trage daher, solchen Schwachherzigen zum Trotze, kein Bedenken,

263710

MAR 16 1899 Harrassowitz. 57 L 24

das sociale Interesse für die heillose Vernachlässigung und daraus entsprungene Verwilderung, welche eines der allerwichtigsten Kapitel des gesellschaftlichen Menschenlebens erfahren hat, in Anspruch zu nehmen, indem ich ihm den vorhandenen beklagenswerthen Thatbestand, wie auch das Mittel unterbreite, durch welches, meiner Ansicht nach, eine bessere, würdigere, der hohen socialen Aufgabe der Geschlechtsliebe entsprechendere Zukunft angebahnt werden kann.

Da die Bevölkerungslehre von der behandelten Frage sehr nahe berührt wird, durfte ich mein Buch als einen Beitrag zu derselben bezeichnen, wie ich denn auch speciell auf dieselbe eingegangen bin.

Im Einzelnen habe ich noch zu bemerken, daß ich für die mittelhochdeutschen Literaturzeugnisse nach keiner Uebertragung ins Neuhochdeutsche gesucht habe, weil solche erstens gut überall nicht leicht dürfte zu bekommen gewesen sein, zweitens auch dann nur mangelhaft den Charakter der Originale wiederzugeben vermocht haben würde. Ich mußte mich deshalb mit den Wortangaben in den Anmerkungen begnügen, die für den theilnehmenden Leser aber wohl auch ausreichen werden.

Hamburg, Januar 1879.

Der Verfasser.

Eine der größten Verkehrtheiten, zu denen sich das confessionelle Bestreben, durch Phantasiegebilde die schwierige und mühevolle Arbeit des Denkens und Erkennens zu ersparen, hat verleiten lassen, ist die Lehre von der Erbsünde. Verkehrter aber noch als die Lehre selber ist die Art und Weise der Begründung derselben. Während jene nur verkehrt ist, ist diese geradezu verderblich, denn es wird durch sie die Verkehrtheit als solche vergöttert und zum Gegenstande frommer Verehrung erhoben. Als Gegenstand der Erbsünde gilt die Inbrunst, welche der Mensch mit dem Thiere gemein hat, diese selbe Geschlechtsliebe, welche ihn so leicht als Bestie erscheinen läßt, aber dennoch den Keim der herrlichsten Schöpfungen des Menschen abgiebt, ja, welche der Keim des Menschen selber ist.

Die Geschlechtsliebe verknüpft im Menschen das göttlich Erhabene mit dem bestialisch Niedrigen. Kein Wunder, daß sie von Alters her der moralisirenden Theologie eine Nuß zu knacken war, an der sämmtliche Species Zähne, über welche die Kirchen verfügten, vergeblich sich mühten.

Der heidnische Germane war vernünftig; er nahm die Geschlechtsliebe so wie sie war und ist. Die Verbindung von Prophetismus und Buddhismus aber, die später als Christenthum in die Mode kam, unterfing sich, mit derselben allerhand Experimente zu machen, welche ihr naturwüchsiges, ohne alle Gelehrsamkeit ganz von selber sich gebendes Dasein zu einer kunstvollen Existenz umgestalten sollten, für welche man eine ganz aparte, noch gar nie dagewesene Sittlichkeit erfand, der man das schöne Wort „Entsagung" beilegte und unter opferfreudigen und edeldenkenden Männern und Weibern oft nur zu aufrichtige Anhänger warb.

Weil die Geschlechtsliebe vom Göttlichen so viel wie vom Thierischen hat, so verfielen die Staatskirchen-Theologen auf den abenteuerlichen Einfall, eine Zerlegung vorzunehmen; sie wollten das Göttliche vom Thierischen trennen, nur das erstere pflegen, um auf diese Weise das Thierische ganz aus dem Menschen herauszubringen. Man nannte das Abtödtung. Es war ein schöner Gedanke, aber es kam anders: Das Thierische blieb, und das Göttliche wurde nicht erreicht. Die Harmonie des Thierischen und des Göttlichen aber, die der Mensch darstellen soll,

war gestört worden, und somit hatte man das bessere Neue, nach dem man sich sehnte, nicht erlangt, das gute Alte dahingegen, das man besessen, eingebüßt.

Der christliche Entsagungsgedanke an und für sich ist schön, groß und edel. Er bildet in der Geschichte einen wohlthätigen Gegensatz gegen das viehische Treiben in Rom, wo man, dem Erhabenen in der Geschlechtsliebe nicht gerecht werdend, das Thierische derselben überwuchern ließ, auf diese Weise von der anderen Seite aus die Harmonie zwischen den entgegengesetzten Trieben, die vom Menschen mit schön natürlicher Entwickelung dargestellt wird, untergrabend. Jedoch das an sich Schöne wird social nur in der Verwirklichung schön.

Der Mensch findet sich schwer in edle Natürlichkeit hinein. Wie es scheint, ist diese nur ein Angebinde des vorzüglicheren Gemüthes. Bis zum heutigen Tage überwiegen daher in der Geschlechtsliebe die Künstelei und die Rohheit: Entweder es wird in ihr mit der Unnatur reiner Göttlichkeit kokettirt, oder sie wird ungezügelt ihren niederen Trieben überlassen, wo sie dem Menschen vor den Thieren nur den Vorzug läßt, daß er sich an seiner eigenen Bestialität weiden kann.

Traditionell gipfelt die Geschlechtsliebe social heute immer noch in der Anbetung der Liebe Maienblüthe des späteren Mittelalters. In unserem nüchternen Zeitalter ist freilich der poetische Zauber gewichen. Das, was von jener Anbetung geblieben, ist nur ihre äußere Form; der Mann und das Weib schwatzen Liebe wie früher, aber empfinden sie so nicht mehr; die Dame und der Cavalier sind noch vorhanden, aber der Dame fehlt der Zauber des Edelfräuleins, dem Ritter die Poesie der Ritterlichkeit. Es dürstet das Leben auch hier nach einem neuen Inhalte, vergreift sich im Suchen danach, und stellt ein Zerrbild dar von Verlorenem und noch nicht Gefundenem: eine Zeichnung, zu der unsere Gegenwart überhaupt Modell stehen kann.

Der geschichtliche Ausgang des mittelalterlichen Minnedienstes schreibt uns unsere Zukunft bei alledem klar vor. Es ging auch jener Ritterlichkeit, bei Lichte besehen, ähnlich wie dem „Wonnemond“: ihre Hauptschönheit bestand in den Gedichten, in denen sie verherrlicht wurde. Ihr Grundzug war durch und durch egoistisch; die von den Minnesängern gepriesene Liebe hatte kein anderes Object als das rein persönliche Behagen; von einer ethisch *socialen* Bedeutung der Geschlechtsliebe dämmerte jenen „Rittern“ und „Damen“ nicht einmal eine Ahnung auf, daher die *Folgen* der Geschlechtsliebe von ihnen auch nicht irgendwie in Betracht gezogen wurden.

Charakteristisch für die damalige Auffassung und für unsere Zeit ist, daß jene heute vorwiegend durch die „feine Welt“ und durch die „Halb-Welt“ repräsentirt wird. *Thatsächlich* wird freilich in

vielen Kreisen jener Auffassung gemäß verfahren. Unter Huren und hohem Adel aber ist die Auffassung *Princip*.

Der geschichtliche Ausläufer des mittelalterlichen Minnedienstes war der Schmutz des 17. und des 18. Jahrhunderts. Die Zeiten Karl's II. von England, Ludwig's XV. von Frankreich und des kleinen deutschen Potentatengelichters zeigten ungeschminkt, resp. unästhetisch den unsittlichen Kern der Lebensanschauung der „ritterlichen“ Herren Väter, und so gewiß wie die wohlthätigen Umwälzungen 1789, 1830 und 1848 und die sociale Bewegung der Gegenwart nicht zum Wenigsten durch das Bedürfniß nach einer menschenwürdigeren Gestaltung auch des Liebesverhältnisses der Geschlechter zu einander hervorgerufen ist, so gewiß ist es nicht die Ritterromantik, aus der wir uns die Ideale der Geschlechtsliebe der Zukunft holen dürfen.

Unsere Gegenwart ist gemein; Vortheile niedrigster Art geben die Beweggründe bei Eheschließungen ab, und der Geschlechtsverkehr, welcher die Folgen seiner selbst abzuschütteln sucht, ist in der Majorität. Aber trotz alledem bauen wir auf unsere Zeit große Hoffnungen. Die Plattheiten und Niederträchtigkeiten der Gegenwart sind nicht die Folgen einer aussichtslosen Entnervung und Thatenschwäche, sondern das naturnothwendige Ergebniß der socialen Ideenlosigkeit, welche durch den Zerfall des früheren Gedankengebäudes herbeigeführt wurde, weil Neues sich nicht sofort ganz, sondern nur allmälig an die Stelle des Alten schiebt. So verkehrt und social unsittlich die mittelalterliche Liebespoesie war, so war sie doch immerhin Poesie, und poetisch empfängliche Gemüther wurden durch sie, allem ihr zu Grunde liegenden Egoismus zum Trotze, auch in Bezug auf die Geschlechtsliebe ideal gehoben, und das riß auch manches materialistisch angelegte Gemüth mit fort. In dieser Hinsicht sticht daher die Vergangenheit vortheilhaft gegen unsere Gegenwart ab, in welcher alle Liebespoesie zum bloßen Wortgeklingel geworden ist. Aber Eines hat unsere Zeit vor allen früheren, die je gewesen sind, so weit als wir Geschichte, d. h. eine Kenntniß der Vergangenheit haben, voraus, das ist *die Wissenschaft*, und wenn wir diesen Vorzug uns in der richtigen Weise zu Nutze machen, so berechtigt unsere Zeit zu den schönsten Hoffnungen; dann wird es ihr möglich sein, die Ideale zu verwirklichen, welche geistesgroß vorgreifende Gemüther schon in verflossenen Jahrhunderten hinzustellen wußten, und welche, unserem socialen Leben einverleibt, dieses zu einer Vollkommenheit führen werden, die ohne Beispiel in der Geschichte ist.

Die Wissenschaft allein, d. h. das bloße Wissen, thuts freilich nicht. Der tüchtige Charakter muß hinzukommen. *Baco von Verulam* vereinigte in sich das Wissen seiner Zeit in einer Weise, wie kein Zweiter neben ihm. Dennoch war er ein Lump. In den

medicinischen Collegiis unserer Universitäten wird den jungen Leuten, die da zum Zwecke ihrer wissenschaftlichen Ausbildung zuhören, das gesammte, auf die geschlechtlichen Thatsachen sich beziehende Wissen vorgetragen. Aber es hieße sehr parteiisch über die Universitäten denken, nähme man an, daß diese einen sittlich hebenden Einfluß auf unsere Candidaten der Medicin ausübten. Notorisch wird von vielen Professoren eine jedwede Vorlesung, in welcher das geschlechtliche Verhältniß berührt werden muß, zu Zoten ausgebeutet. Ja, häufig genug wird die Gelegenheit dazu vom Zaune gebrochen; die Einfügung der Zweideutigkeit wäre oft nicht möglich, wenn nicht die an sie geknüpfte Beziehung mit den Haren herbeigezogen würde, und deshalb pflegen die Zoten nicht nur in den medicinischen Collegiis, sondern in allen möglichen Vorlesungen, in denen ihre Anbringung nicht allzugesucht erscheint, hageldicht zu fallen. Man weiß, das lockt die Zuhörer an, thuts auch wohl aus eigenem Behagen.

Auf diese Weise wird in der männlichen Jugend die geschlechtliche Würde untergraben, und damit der Keim des Mannesstolzes seiner Entwickelungskraft beraubt. Kein Wunder darum, daß auch das Weib heute über die Achtung nicht mehr zu gebieten vermag, welche in den Zeiten, von denen Tacitus uns berichtet, ihm vom deutschen Manne gezollt ward. Denn die Verehrung des Weibes ist nur mit der geschlechtlichen Würde des Mannes möglich, in welcher dieser der Achtung seiner selbst sich bewußt wird.

Der Stempel unserer Zeit in geschlechtlicher Beziehung ist derjenige *spröder Lasterhaftigkeit*. Nach äußerem Scheine und herkömmlichem Anstande regelt sich die Sitte, und die Sittlichkeit wird so wenig geübt wie verstanden; ja bei jedem Conflicte zwischen sittlicher Spontaneität und herkömmlicher Sitte wird der Lynchjustiz in Glacehandschuhen und Spitzenkrausen zugejauchzt, welche sich für die traditionelle oder modische Formherrschaft entscheidet, zumal wenn, was ja gewöhnlich der Fall ist, die herkömmliche Sitte ebensowenig die Gelegenheit raubt, spröde zu thun, wie diejenige, lasterhaft zu sein.

Kinder zu haben gilt nicht blos der erst von unserer Zeit erzeugten species animal „Hauswirth", durch welche es im Miethcontracte geradezu ausgeschlossen wurde, sondern selbst unzähligen Müttern als anstößig. Den ohne Folgen vollzogenen Beischlaf rechnet sich dahingegen selbst die „Jungfrau" nicht an. Nichts steht daher in unserer Zeit, als Mittel, die Sitte aufrecht zu erhalten, so hoch angeschrieben, als der gewaltsame Abortus; derselbe wird als der künstliche Wiederhersteller der „jungfräulichen Unschuld" angesehen. Dies sind freilich nur die Auswüchse unserer Zeit. Aber es sind Auswüchse, die sehr häufig vorkommen.

Indessen auch diese Verirrungen beruhen weniger auf tiefer sittlicher Verderbniß, als auf jener entsetzlichen Seichtheit, welche unsere Tage mehr als alles Andere charakterisirt. Wer das so recht empfinden will, der lese des berühmten Aesthetiker *Fried. Theod. Vischer* Artikel „Wieder einmal etwas über die Mode" im 1878ger Märzheft von „Nord und Süd" [1]). Er wird da eine Schilderung finden, die eben so wahr, wie anschaulich, eben so schön, dem Vortrage, wie abschreckend, ihrem Inhalte nach ist; es ist das die *Germania* der Gegenwart, welche, wenn man vielleicht die antike Ruhe an ihr vermißt, welche das so benannte Schriftchen des Römers kennzeichnet, jedenfalls vor diesem den Vorzug der größeren Zuverlässigkeit voraus hat. Beide Autoren haben zwar als Zeitgenossen die Sitten der Deutschen geschildert. Aber *Tacitus* kannte die Deutschen seiner Zeit nur vom Hörensagen, *Vischer* kennt diejenigen seiner Zeit aus eigener Anschauung.

Indessen wenn man auch sowohl das Lob des Tacitus wie den Tadel Vischers auf die Hälfte herabsetzen müßte, so bliebe dennoch eine Differenz, welche das Deutschland Wilhelms des Siegreichen tief, sittlich tief unter dasjenige Armins des Cheruskerfürsten stellt.

Und dabei wird uns die christliche Religion und deren Hierarchie, unter deren Herrschaft, einem stätigen Ringen um Kirchenreformen zum Trotze, nicht nur die gegenwärtige Sittenlosigkeit eingerissen ist, sondern seit der Einsetzung des Christenthums in dessen staatliche Macht mit Unterbrechung kurzer sittenreinerer Zeitläufte immer obgewaltet hat, als der Hort privater und öffentlicher Tugend gepriesen; dabei soll uns eine bessere Zukunft, Erlösung aus dem Charakterverfalle des deutschen Volkes dadurch beschieden sein, daß wir zu der Vergangenheit der Kirchenherrschaft zurückkehren, aus der die mit einer wahren Sintflut von Blut nur zu erkaufen gewesene Rettung von allen volksthümlich vaterländischen Dichtern und staatswissenschaftlichen Schriftstellern als die Befreiung der Menschheit gepriesen wird!

Der Deutsche der heidnischen Zeit, dessen Typus uns der Römer Tacitus schildert, ist fast das einzige Charakterbild, das unserem Volke als Muster vorzuführen ist; alle spätere, christliche Zeit entbehrt der dort zu begegnenden klassischen Ruhe unangefochtener Sittenreinheit. Es wählen daher unsere Dichter der Gegenwart mit Recht vorzugsweise aus jenen schönen Tagen naiver Herzenseinfalt und sittlich kräftiger Menschlichkeit den Stoff zu ihren epischen und dramatischen Dichtungen.

---

1) Auch separat erschienen mit einer Zugabe „Ueber Cynismus und sein bedingtes Recht", unter dem Gesammttitel „Mode und Cynismus, Beiträge zur Kenntniß unserer Culturformen und Sittenbegriffe" (Stuttgart 1879).

Aber dennoch will man uns die Gährungsstoffe des Mittelalters als Heilmittel gegen die Trübung der Gegenwart, ja die aus dem reinen Weine der Aufklärung noch immer nicht entfernten Träber nebst sonstigem Bodensatz und Schmutz als die eigentlichen Abklärungsresultate der neuen Zeit aufschwatzen: Pfaffe, Fürst und Staatsminister fordern die Umkehr der Wissenschaft, die Verdunkelung der Erkenntniß; von Neuem ist das verbrecherische Bündniß zwischen Kirche, Wachtstube und Kanzlei geschlossen, das die Menschheit in den Pfuhl der intellektuellen Umnachtung zurückstürzen soll.

Frevelhafter Wahn! Sündhafte Thorheit! Man kann ebensowohl der Erde auf ihrer Bahn eine Haltestelle anweisen, wie man der Wissenschaft und der Weltgeschichte einen Ruhepunkt anzuweisen sich unterfängt. Aber dennoch kostet der Frevel Blut, und die Thorheit Gut; um Jahrhunderte wird die Entwickelung aufgehalten, und während wir schon längst im hellen Lichte freier Erkenntniß wandeln sollten, arbeitet sich unser Gemüth noch immer ab in der Sklaverei der Verkennung seiner selbst und der Welt.

Die Welt sind wir. Und dabei gehen wir mit ihr um, als ob sie unser Feind wäre, als ob unser größter Gewinn in dem ihr zugefügten Schaden bestünde!

Seit über zweitausend Jahren wiederholt man und preist als die höchste Weisheit die Mahnung der griechischen Philosophie: „Erkenne dich selber!“ Aber bis zum heutigen Tage wird die Kirche in ihrer als Grundlage der Sittlichkeit ausgegebenen Lehre nicht müde, das Gegentheil zu predigen und als erstes Erforderniß der Tugend anzuempfehlen. Das „Erkenne dich selbst!“ führt hin zur Welt, die Religion dahingegen von ihr ab; die aus jener Mahnung sich ergebende unvermeidliche Consequenz der wissenschaftlichen Forschung läßt den Menschen in das Irdische sich vertiefen; die von der Kirche zum Ausgangspunkte genommene Außerweltlichkeit entfremdet dem Leben und verdummt; jene Mahnung zur Erforschung des eigenen Daseins lehrt den Menschen die Welt lieben, weil er sein Einssein mit ihr erkennt; die Religion bringt den Menschen durch das Anpreisen des Außerweltlichen in Gegensatz zu allem Bestehenden, und legt den Keim zu Zerwürfnissen, Haß und Verachtung.

Dem natürlichen Entwickelungsprocesse aller Dinge nach sollte ein jedes Wissen um so vollkommener werden, als die ihm sich Widmenden sich in den Gegenstand desselben vertiefen. Bei dem religiösen Wissen ist es umgekehrt: je umfassender dessen Literatur wird, je eingehender die in ihr sich darstellende Forschung, desto zweifelhafter wird der Inhalt des Glaubens, desto ungestümer daher die Forderung dessen rein formalen Bekenntnisses, bis die logische Consequenz endlich in die

Lehre der Unfehlbarkeit hineintreibt. Keine einzige Confession hat bis dahin ihre Ueberlegenheit über andere darzuthun vermocht, und die Geschichte aller ist an nichts reicher in wissenschaftlicher Hinsicht als an Niederlagen. Aber dennoch prätendirt jede einzelne von ihnen eine höhere Erleuchtung, und verketzert und verdammt die wissenschaftliche Auflehnung gegen ihr Dogma.

Die Urschriften der Religion sind Dunkelheit und Spuk, und dabei soll in ihnen die tiefste Weisheit liegen! Jedem Verstande, der verstehen will, ist es offenklar zu machen, daß sie in Grundlage und Ausbau Widersprüche enthalten, die allen entschiedenen Sinn aufheben, ganz abgesehen davon, daß in ihnen Vorstellungen verwebt und Begriffe ausgesprochen sind, die mit der später erweiterten, vertieften und verschärften Erkenntniß gar nicht zu vereinbaren sind. Aber nichtsdestominder bleiben die Theologen — ob aus Eitelkeit, ob aus Verbissenheit, ist schwer zu sagen; wahrscheinlich aus beiden — auf ihrem Stücke bestehen, und weil jeder Mensch, der ihr Vorurtheil nicht hegt, ihre Ansicht für Wahn erklären muß, so reden sie sich damit aus, daß, wie bei sympathischen Wunderkuren, der Glaube oder eine ganz besondere Weihe dazu gehöre, um die Lösung jener Widersprüche und Widersinnigkeiten zu entdecken. Selbst Schriftsteller, welche, wie Julius Müller[1]), nur ein geistiges Urböse anerkennen wollen, behaupten nichtsdestominder, daß die geistige Erhebung keineswegs ein sicherer Schutz gegen die Macht der Sünde sei; auch diese Richtung behauptet die prädestinirte, die ohnmächtige Verworfenheit, denn nach ihren Vertretern soll der Mensch selbst „auf dem Gipfel seiner höchsten Gedanken und seiner geistigsten Bestrebungen“ jener geistlichen oder religiösen Zucht unterworfen bleiben, welche aus der freien, der höchsten Erkenntniß in die Dogmatik, in die Selbstverläugnung des Denkens zurückführt. Sonst, droht Müller, „liegt ihm der Uebergang in diabolischen Hochmuth und ruchloses Spiel mit allem Heiligen, in Verbrechen der inneren That, gegen welche die Verirrungen entarteter Sittlichkeit wahre Kinderſünden sind, in furchtbarster Nähe“[2]). Der gute Christ besinne sich also ob der Mahnung dieses modernen Säulenheiligen bei Zeiten! Er bedenke, daß der Gedankenzusatz, durch welchen der jüdische Prophetismus zum Christenthume sublimirt wurde, buddhistisch und brahmanistisch ist, und daß es im Brahma heißt: Die Götter sind in der Gewalt der Gebete, die Gebete sind in der Gewalt der Priester, also sind die Götter in der Gewalt der Priester. . . . .

Weil die Fälle nicht selten sind, daß die Erkenntniß zum Bösen

1) Die christliche Lehre von der Sünde. Bd. 1, S. 1. (Breslau 1839.)
2) Ebendas. Bd. 2, S. 503.

benutzt worden, so soll auch die höchste Erkenntniß keine Erhebung über die Sünde ermöglichen! Als ob sich ethisch nicht von vornherein diejenige Erkenntniß, welche zu Verbrechen führt, gegen die auch „die Verirrungen entartetester Sittlichkeit wahre Kindersünden sind", als die nicht höchste darstellte! Das ethische Kriterium des Höhepunktes der Erkenntniß ist jedenfalls, daß diese auch praktisch zum Guten, namentlich daß sie zum höchsten, zum social Guten führe. Gewiß aber läßt sich nicht behaupten, daß dieser Höhepunkt dadurch erreicht werde, daß man vor dem Freistehen auf seinem steilen Gipfel erschrecke, halbwegs zur Unmündigkeit der Unterwerfung unter geistliche Botmäßigkeit zurückkehrend.

Die Zucht, welcher die Wissenschaft unterworfen werden muß, ist sie selbst. Das, was die Wissenschaft sucht, ihr Höhepunkt, ist die Wahrheit. Das Kriterium dieser aber ist die Uebereinstimmung aller Erkenntnisse untereinander oder mit sich selbst [1]). Deshalb giebt es für die Wissenschaft keinen Halteplatz. Unabläßige Forschung ist ihr Loos; immer neue Bestätigung des inneren Einklanges ihrer Sätze, sowohl begrifflich wie mit den neuentdeckten Thatsachen, ist ihre Lebensaufgabe. Eben deshalb ist alle Unterwerfung der Wissenschaft unter eine Confession ein innerer, schon logisch zu verurtheilender Widerspruch, der sich ethisch sogar als ein Verrath am Höchsten, nämlich eben an dem obersten, allein die Wahrheit ermöglichenden Höhepunkte der wissenschaftlichen Forschung darstellt.

Weil die Wahrheit im inneren Einklange aller Erkenntniß besteht, so ist ihre Macht unwiderstehlich, ihr schließlicher Sieg unausbleiblich. Aber der Augenblick gehört der Brutalität physischer Kraftentfaltung. Um deswillen gerade ist die literarische Thätigkeit im Dienste der Wahrheit so unumgänglich nöthig. Ihre Bestimmung geht nicht im Augenblicke auf, sondern erstreckt sich in die Zukunft hinein, über ein widerwilliges Geschlecht hinaus, um in späteren Zeiten, in denen die Vorurtheile im Widerstreite ihrer selbst sich abgeschwächt haben, geprüft und zur Grundlage weitergehender Studien gemacht, resp. angenommen zu werden.

Wie wir schon anderen Ortes [2]) dargethan haben, ist eine sittliche Einwirkung auf das Verhältniß der Geschlechter zu einander nur denkbar, wenn alle dabei ins Gewicht fallenden Umstände nackt und rückhaltslos zur Erörterung gelangen. Die Geschlechtsliebe muß wissenschaftlich werden; sie muß herausgezogen werden aus dem düsteren Nebel unbestimmten Gemüthsdusels, und ebenso zum Gegenstande des

1) Vgl. meine prakt. Philosophie, S. 8. (Braunschweig 1874.)
2) Siehe ebend. S. 22, Anm. 1.

reiflich erwägenden Intellektes heranwachsen, wie das körperliche Befinden, die Gesundheit und die äußere Lebensführung, der Wohlstand. Aber es darf diese gründliche Erwägung, eben weil sie gründlich sein soll, keine einseitige sein; sie darf nicht unter irgend einem Specialgesichtspunkte angestellt werden, sondern es muß bei ihrer Beurtheilung der Gesichtspunkt des ganzen Lebens genommen werden. Bislang ist dies nicht geschehen. Besprochen ist die Geschlechtsliebe genug; sie ist verherrlicht und verdammt, besungen und verlästert worden. Aber mochte man sie unter positivem oder unter negativem Gesichtspunkte betrachten, in günstigem oder in ungünstigem Lichte erscheinen lassen: niemals nahm man bei ihrer Beurtheilung den Gesichtspunkt des ganzen Menschenlebens; es wurde die eine oder die andere der Rücksichten, welche dieses vorschreibt, vernachlässigt, und so kam man zu Resultaten, die, plastisch dargestellt, nicht als Vorbild, theoretisch dargestellt nicht als Lebenslehre sich Geltung erringen konnten, so daß wir heute noch sowohl ohne das eine wie ohne das andere sind.

Der Lehrsatz des Verfassers ist, seines Wissens, in gleich klarer Formulirung vor ihm noch von keinem anderen Schriftsteller ausgesprochen worden. Gleichwohl weiß er sich eins mit dem Entwickelungsgange der Geschichte. Das sittliche Kriterium, welches dem Verfasser auf dem geschlechtlichen Forschungsgebiete sich ergeben hat, sind die Früchte der Liebe, die Kinder, resp. der von diesen, der Erziehung halber, als Mittel nicht zu trennende Hausstand, die Ehe. Hier liegt das social-sittliche Ziel aller Geschlechtsliebe, daher dieser auch nur in der Kindererzeugung und Erziehung der Maßstab zu ziehen ist. Dahin zielt aber auch die geschichtliche Entwickelung ab. Wie die Zeugnisse darthun, die wir aus der Literaturgeschichte beibringen, büßt die Geschlechtsliebe der Menschen in dem Maße an Selbstsüchtigkeit ein und nimmt an Pflichtbewußtsein zu, als die Cultur überhaupt sich bethätigt, so daß unsere Forderung, im Grunde genommen, nichts Anderes ist, als das Verlangen, mit abstracter Klarheit eben das zu thun, was die instinctive sittliche Spontaneität im praktischen Handeln schon immer als das Richtige ergriff.

Deshalb auch muß der Verfasser das feste Vertrauen hegen, mit seinem Standpunkte auf der richtigen Fährte sich zu befinden. Wer aber etwa Anstoß daran nimmt, daß er eine so delikate Sache, wie die Geschlechtsliebe, hier öffentlich verhandelt, und dies etwa undelikat nennt, dem haben wir zu erwidern, daß uns die nur als Deckmantel geheimen Wüstlingsthumes benutzte schmutzige Sprödigkeit von heute als das Undelikate gilt, und daß in dieser vom Verfasser geübten groben Durchbrechung aller Heimlichthuerei in geschlechtlichen Fragen das einzige Mittel liegt, der Ehe die Weihe zu geben, die sie zu ihrer

Würde bedarf. Heute, wo noch die Sitte herrscht, alle geschlechtlichen Fragen öffentlich zu vertuschen, da können sich die aufrichtigen Naturen, die geraden und sauberen Charaktere nicht geltend machen, sondern folgerecht, wie bei allem nächtlichen Thun, nur die Hallunken und die Schmutzfinken. Im hellen Tageslichte verzieht sich dieses Gelichter, wofern nicht die sittlichen Elemente ihm hier die Herrschaft lassen. Diese ihnen streitig zu machen ist aber wahrlich nicht schwer, denn die große Masse der Menschen folgt immer willig dem edleren Beispiele:

„So wildherzig ist Keiner, daß nichts ihn bändigen könnte,
Falls er nur der Erziehung mit huldsamem Ohre sich darbeut.
Tugend ist, vor dem Laster entfliehn; und der Weisheit Beginn ist,
Ledig der Thorheit sein[1])."

Erkennen wir also die Natur offen und rückhaltslos an! Aber zollen wir dem Verhältnisse der Geschlechter zu einander die Hochachtung, die ihm gebührt! Aendern wir unsere Sitten dahin, daß an die Stelle selbstsüchtig lüsterner Ausbeutung des Geschlechtstriebes die Verehrung dessen socialer Bedeutung trete! Geben wir die unglückliche Marotte auf, mit Gräbern, Altären und Taufsteinen, Segenssprüchen, Oblaten und Papierfetzen die Heiligkeit zu verknüpfen; werfen wir diesen abgeschmackten, lügnerischen Plunder in die Rumpelkammer, und suchen die Heiligkeit da, wo sie wohnt: in der Zeugung, Geburt und Erziehung des Menschen!

Es giebt keine Gottespersonen. Weder giebt es ihrer mehrere, noch eine, sondern alle Gottesverehrung ist Götzendienst. Denn auch der „eine" Gott ist nur denkbar und von jeher nur gedacht als Person mit Menschengestalt. Man kann Eines nicht denken ohne ein von ihm sich unterscheidendes Andere. Wo aber Eines und Anderes, wo Zählbares ist, da ist auch nur ein Körperliches, und daher ist der Ein-Gott-Gedanke so gut Götzendienst, wie der Olymp und die Walhalla, mit ihren göttlichen, derb sinnlich fühlenden Vielheiten.

Gleichwohl giebt es ein Göttliches. Dieses giebt es jedoch nur dann, wenn es der Mensch in sich selber erzeugt. Erheben wir daher das Göttliche, zu dem der Mensch sich emporzuschwingen die Anlagen in sich trägt, zu dem Ziele, dessen Erreichung wir uns zur Aufgabe unserer social-ethischen Einwirkung stellen! Adeln wir den Geschlechtstrieb dadurch, daß wir ihn als edel anerkennen! Erziehen wir unsere Kinder dazu, in ihm den Ursprung des Schönen zu sehen, und gewöhnen wir sie daran, ihn mit der Hochachtung zu hegen, welche die in ihm liegende Schaffenskraft verdient!

Es läßt sich einmal nicht bestreiten, daß wir Alle nackt in unseren

1) Horaz, Episteln 39—42, Voß.

Kleidern stecken. Richten wir unsere sociale Anschauung daher so ein, daß die Tugend sich mit unseren nackten Leibern vertrage, denn sonst — wird unsere Tugend nur, wie unsere Kleider, eine äußere Hülle bleiben, heute so, morgen so in der Mode, jenachdem in dieser die Herrschaft dunkler Charaktere über Schön und Häßlich bestimmt. Denn das Ethische oder Sittliche, zumal das in der Geschlechtsliebe, ist vom Aesthetischen oder Gestaltlichen nicht zu trennen. Wofern sich also die sittlichen Elemente im Volke nicht ermannen, um die Vorurtheile abzuschütteln, wodurch jene, als Anwälte fungirenden Winkeläſthetiker der Halbwelt es vermögen, ihre Modetyrannei zu errichten, wird niemals wahre, edle Gesittung eintreten, sondern unter dem Deckmantel schmutziger Sprödigkeit die ganze Erhabenheit des dem Menschen angeborenen Liebesgefühles nicht aufhören, in individualistischer Lüsternheit zu verkümmern, dadurch es geradezu unmöglich machend, daß auf das Gebiet der Geschlechtsliebe der sociale Friede sich erstrecke.

In der Unbefangenheit des jugendlichen Menschendaseins wird die Bethätigung der Geschlechtsliebe mit der nämlichen Harmlosigkeit vor sich gegangen sein, mit der der Hunger und der Durst Befriedigung suchen, und dem vorurtheilsfreien, körperlich kräftigen und social gesunden Menschen muß diese naive Harmlosigkeit als das Ideal erscheinen, welches die Kunst in der Cultur als ihr Ziel sich vorzuzeichnen hat; die selbstverständliche Unbefangenheit des von keinem socialen Probleme, von keinem ökonomischen Bedenken und von keinem politischen Hindernisse gehemmten Naturmenschen muß dem Menschen der entwickelten und verwickelten Gesellschaftszustände der Gegenwart gleichsam als civilisatorisches Erziehungsproduct wiedergewonnen werden, so daß er auch innerhalb der Daseinsschwierigkeiten, welche die heutigen Lebensanforderungen mit sich führen, die Herzensruhe genieße, welche das freiwillige Angebinde der Armuth des Naturzustandes ist.

Die Verwickelung der socialen Zustände läßt nicht lange auf sich warten, nachdem die Entwickelung derselben eine lebhaftere geworden ist. Aber es würde dennoch die natürliche Unbefangenheit des Liebesverhältnisses der Menschen länger auch in den übrigens verwickelten socialen Beziehungen sich erhalten haben, wenn nicht gerade die zu höherer Cultur berufenen Völker in seltsamer Verblendung auf künstlichem Wege die Befangenheit erzeugt hätten, welche dem Zauber der geschlechtlichen Zuneigung den ersten Reiz, die in der rückhaltslosen Hingebung liegende Reinheit raubt. So fängt das Buch, welches, wenn auch nicht für den größten, so doch für einen großen, und jedenfalls den social bedeutendsten Theil des Menschengeschlechtes in sittlicher Beziehung lange Zeit von ausschlaggebendem Einflusse gewesen ist, der erst jetzt endlich unter der Gegenströmung wissenschaftlicher Aufklärung zu weichen beginnt, die Bibel, mit einer Fabel an, deren Erfindung, wenn mit derselben überhaupt eine andere, als eine poetische Absicht verknüpft war, nur den Zweck haben konnte, die Unbefangenheit zu beseitigen, welche in der Liebe die schönste Mitgift der Natur bei der geschlechtlichen Ausrüstung der Menschen war:

„Da wurden ihrer beiden Augen aufgethan, und wurden gewahr,

daß sie nacket waren; und flochten Feigenblätter zusammen, und machten ihnen Schürze“ [1]).

Damit war der Einklang des menschlichen Fühlens durchbrochen, die Harmonie des Daseins gestört. Die größte Albernheit, mit welcher die Civilisation sich abplagen muß, das Schuldbewußtsein der geschlechtlichen Begabung, war geboren, und es begann die Menschheit die Sisyphusarbeit, die ethische Last der geschlechtlichen Entsagung den Berg der socialen Pflicht hinanzurollen, um ihn oben ihren Händen wieder entgleiten zu sehen, und, herabsteigend, unten von vorn zu beginnen.

In der Zeit, aus welcher der oben citirte Satz stammt, machte man sich allerdings nicht viel daraus; es ist derselbe nur ein Zeichen, wie frühzeitig der sittliche Conflict anbrach, der noch heute nicht nur unser sociales Wesen im Großen und Ganzen zerklüftet, sondern auch den einzelnen, zumal den strebsamen, den gut angelegten, den von edlem Willen beseelten Menschen in sich spaltet und dem ganzen Schmerze inneren Zerwürfnisses zuführt.

Indeß schon in jenen frühesten Zeiten des Judenthumes, als irgend ein künstelnder Moralist die Geschichte des Sündenfalles erfand oder erfuhr, indem ihr Ursprung ja auf indische Quellen zurückgeführt wird, und dieselbe den jüdischen Anschauungen anpaßte, hatte sich in dem Verhältnisse der Geschlechter zu einander und der dieselben hinsichtlich ihres sittlichen Werthes bestimmenden Geschlechtsliebe bereits ein Zwiespalt und in Folge dessen eine Unnatur eingenistet, wie wir deren bei ganz wilden Völkern nicht begegnen. So berichtet die „Heilige Schrift“ [2]):

„Und da ihr Herz nun guter Dinge war, siehe, da kamen die Leute der Stadt, böse Buben, und umgaben das Haus, und pochten an die Thür, und sprachen zu dem alten Mann, dem Hauswirth: Bringe den Mann heraus, der in dein Haus kommen ist, daß wir ihn erkennen.

„Aber der Mann, der Hauswirth, ging zu ihnen heraus, und sprach zu ihnen: Nicht, meine Brüder, thut nicht so übel; nachdem dieser Mann in mein Haus kommen ist, thut nicht eine solche Thorheit.

„Siehe, ich habe eine Tochter, noch eine Jungfrau, und dieser ein Kebsweib; die will ich herausbringen, die möget ihr zu schanden machen, und thun mit ihnen, was euch gefällt; aber an diesem Manne thut nicht eine solche Thorheit.

---

1) Bibel, 1. Buch Mose, 3,7, übers. v. M. Luther (Hildb. 1837).
2) Buch der Richter 19, 22—26.

„Aber die Leute wollten ihm nicht gehorchen. Da fassete der Mann sein Kebsweib, und brachte sie zu ihnen hinaus. Die erkenneten sie, und zerarbeiteten sich die ganze Nacht, bis an den Morgen; und da die Morgenröthe anbrach, ließen sie sie gehen.

„Da kam das Weib hart vor Morgens, und fiel nieder vor der Thür am Hause des Mannes, da ihr Herr innen war, und lag da, bis es licht ward."

Aber unmittelbar neben diesem Zuge wüster Bestialität Kundgebungen zweifellosester und rührendster Naivetät! Nach der Beschreibung des von jener Gräuelthat entzündeten Krieges gegen die Benjaminiten heißt es [1]):

„Und die Aeltesten der Gemeinde sprachen: Was wollen wir thun, daß die übrigen auch Weiber kriegen? denn die Weiber in Benjamin sind vertilgt.

„Und sprachen: Die übrigen von Benjamin müssen ja ihr Erbe behalten, daß nicht ein Stamm ausgetilget werde von Israel.

„Und wir können ihnen unsere Töchter nicht zu Weibern geben; denn die Kinder Israels haben geschworen und gesagt: Verflucht sei, der den Benjaminitern ein Weib giebt.

„Und sie sprachen: Siehe, es ist ein Jahresfest des Herrn zu Silo, die zu mitternachtwärts liegt gegen Beth El, gegen der Sonne Aufgang, auf der Straße, da man hinauf gehet, von Beth El gen Sichem; und von mittagwärts liegt sie gegen Libona.

„Und sie geboten den Kindern Benjamin, und sprachen: Gehet hin und lauert in den Weinbergen.

„Wenn ihr dann sehet, daß die Töchter Silo heraus mit Reigen zum Tanz gehen, so fahret hervor aus den Weinbergen, und nehmet ein jeglicher ihm ein Weib von den Töchtern Silo, und gehet hin in's Land Benjamin.

„Wenn aber ihre Väter oder Brüder kommen mit uns zu rechten, wollen wir zu ihnen sagen: Seid ihnen gnädig, denn wir haben sie nicht genommen mit Streit; sondern ihr wolltet sie ihnen nicht geben, die Schuld ist jetzt euer.

„Die Kinder Benjamin thaten also, und nahmen Weiber nach ihrer Zahl, von den Reigen, die sie raubten, und zogen hin, und wohneten in ihrem Erbtheil, und baueten Städte und wohneten darin."

Weitaus schlimmer dahingegen noch, als jene zuvor angeführte egoistische Brutalität, ist die raffinirte Selbstsucht der Geschlechtsliebe Davids [2]):

1) Buch der Richter 21, 16—23.
2) II. Samuelis 11, 2—17, 26—27.

„Und es begab sich, daß David um den Abend aufstund von seinem Lager, und ging auf dem Dach des Königshauses, und sahe vom Dach ein Weib sich waschen, und das Weib war sehr schöner Gestalt.

„Und David sandte hin, und ließ nach dem Weibe fragen, und sagen: Ist das nicht Bath Seba, die Tochter Eliams, das Weib Uria, des Hethiters?

„Und David sandte Boten hin, und ließ sie holen. Und da sie zu ihm hinein kam, schlief er bei ihr. Sie aber reinigte sich von ihrer Unreinigkeit, und kehrte wieder zu ihrem Hause.

„Und das Weib ward schwanger, und sandte hin, und ließ David verkündigen, und sagen: Ich bin schwanger worden.

„David aber sandte zu Joab: Sende zu mir Uria, den Hethiter. Und Joab sandte Uria zu David.

„Und da Uria zu ihm kam, fragte David, ob es mit Joab, und mit dem Volk, und mit dem Streit wohl zustände?

„Und David sprach zu Uria: Gehe hinab in dein Haus, und wasche deine Füße. Und da Uria zu des Königs Haus hinaus ging, folgte ihm nach des Königs Geschenk.

„Und Uria legte sich schlafen vor der Thür des Königshauses, da alle Knechte seines Herrn lagen, und ging nicht hinab in sein Haus.

„Da man aber David ansagte: Uria ist nicht hinab in sein Haus gegangen, sprach David zu ihm: Bist du nicht über Feld herkommen? Warum bist du nicht hinab in dein Haus gegangen?

„Uria aber sprach zu David: Die Lade, und Israel, und Juda bleiben in Zelten, und Joab, mein Herr, und meines Herrn Knechte liegen zu Felde; und ich sollte in mein Haus gehen, daß ich äße und tränke, und bei meinem Weibe läge? So wahr du lebest und deine Seele lebet, ich thue solches nicht.

„David aber sprach zu Uria: So bleib heute auch hie, morgen will ich dich lassen gehen. So blieb Uria zu Jerusalem des Tages, und des andern darzu:

„Und David lud ihn, daß er vor ihm aß und trank, und machte ihn trunken. Und des Abends ging er aus, daß er sich schlafen legte auf sein Lager, mit seines Herrn Knechten, und ging nicht hinab in sein Haus.

„Des Morgens schrieb David einen Brief an Joab, und sandte ihn durch Uria.

„Er schrieb aber also in den Brief: Stellet Uria an den Streit, da er am härtesten ist, und wendet euch hinter ihm ab, daß er erschlagen werde und sterbe.

„Als nun Joab um die Stadt lag, stellte er Uria an den Ort, da er wußte, daß streitbare Männer waren.

„Und da die Männer der Stadt heraus fielen, und stritten wider Joab, fielen etliche des Volks von den Knechten Davids, und Uria, der Hethiter, starb auch.

— — — — — — — — — — — —

„Und da Uria's Weib hörete, daß ihr Mann Uria todt war, trug sie Leide um ihren Hauswirth.

„Da sie aber ausgetrauert hatte, sandte David hin, und ließ sie in sein Haus holen, und sie ward sein Weib, und gebar ihm einen Sohn."

Die „Heilige Schrift" fügt hier nun freilich hinzu: „Aber die That gefiel dem Herrn übel, die David that." Indessen, das Buch der „geoffenbarten Weisheit Gottes" giebt des Weiteren Zeugniß, daß die sich in Davids Verfahren kundgebende egoistische Auffassung der Geschlechtsliebe bei ihm nicht eine individuelle Ausartung, sondern der Ausdruck der Zeitanschauung war, denn:

„So spricht der Herr: Siehe, ich will Unglück über dich erwecken aus deinem eigenen Hause, und will deine Weiber nehmen vor deinen Augen, und will sie deinem Nächsten geben, daß er bei deinen Weibern schlafen soll an der lichten Sonne [1])."

Die Sühne athmete also ebensosehr den Standpunkt ausschließlich individualistischen Zweckes der Geschlechtsliebe wie die Schuld; der „Gott" Davids wußte ebensowenig sich auf sittlich-social höheren Standpunkt zu stellen, wie sein „Knecht" David selber.

Unter der Herrschaft solcher nicht nur ungebändigten, sondern sogar principiell unangetastet bleibenden Selbstsucht, läßt sich auch der folgende, aus Davids Familie erzählte Fall nicht als Ausgeburt der Zeit betrachten; es ist derselbe vielmehr als ein charakteristischer Ausdruck derselben anzusehen [2]):

„Und es begab sich darnach, daß Absalom, der Sohn Davids, hatte eine schöne Schwester, die hieß Thamar; und Amnon, der Sohn Davids, gewann sie lieb.

„Und Amnon stellete sich krank, um Thamar, seiner Schwester, willen. Denn sie war eine Jungfrau, und dünchte Amnon schwer sein, daß er ihr etwas sollte thun.

„Amnon aber hatte einen Freund, der hieß Jonadab, ein Sohn Simea, Davids Bruders; und derselbe Jonadab war ein sehr weiser Mann.

„Der sprach zu ihm: Warum wirst du so mager, du Königssohn, von Tage zu Tage? Magst du mir's nicht ansagen? Da

1) II. Samuelis 12, 11.
2) Ebendas. 13, 1—29.

sprach Amnon zu ihm: Ich habe Thamar, meines Bruders Absalom Schwester, liebgewonnen.

„Jonadab sprach zu ihm: Lege dich auf dein Bette und mache dich krank. Wenn dann dein Vater kommt, dich zu besehen, so sprich zu ihm: Lieber, laß meine Schwester Thamar kommen, daß sie mich ätze, und mache vor mir ein Essen, daß ich zusehe und von ihrer Hand esse.

„Also legte sich Amnon und machte sich krank. Da nun der König kam, ihn zu besehen, sprach Amnon zum Könige: Lieber, laß meine Schwester Thamar kommen, daß sie vor mir ein Gemüse oder zwei mache, und ich von ihrer Hand esse.

„Da sandte David nach Thamar in's Haus und ließ ihr sagen: Gehe hin in's Haus deines Bruders Amnon, und mache ihm eine Speise.

„Thamar ging hin in's Haus ihres Bruders Amnon, er aber lag zu Bette. Und sie nahm einen Teig, und knetete, und sott's vor seinen Augen, und kochte ihm ein Gemüse.

„Und sie nahm das Gericht, und schüttet's vor ihm aus; aber er weigerte sich zu essen. Und Amnon sprach: Lasset jedermann von mir hinausgehen. Und es ging jedermann von ihm hinaus.

„Da sprach Amnon zu Thamar: Bringe das Essen in die Kammer, daß ich von deiner Hand esse. Da nahm Thamar das Gemüse, das sie gemacht hatte, und bracht's zu Amnon, ihrem Bruder, in die Kammer.

„Und da sie es zu ihm brachte, daß er äße, ergriff er sie, und sprach zu ihr: Komm her, meine Schwester, schlaf bei mir.

„Sie aber sprach zu ihm: Nicht, mein Bruder, schwäche mich nicht, denn so thut man nicht in Israel; thue nicht eine solche Thorheit.

„Wo will ich mit meiner Schande hin? Und du wirst sein wie die Thoren in Israel. Rede aber mit dem Könige, der wird mich dir nicht versagen.

„Aber er wollte ihr nicht gehorchen, und überwältigte sie, und schwächte sie, und schlief bei ihr.

„Und Amnon ward ihr überaus gram, daß der Haß größer war, denn vorhin die Liebe war. Und Amnon sprach zu ihr: Mache dich auf, und hebe dich.

„Sie aber sprach zu ihm: Das Uebel ist größer, denn das andere, das du an mir gethan hast, daß du mich ausstößest. Aber er gehorchte ihrer Stimme nicht,

„Sondern rief seinem Knaben, der sein Diener war, und sprach: Treibe diese von mir hinaus, und schleuß die Thür hinter ihr zu!

„Und sie hatte einen bunten Rock an; denn solche Röcke trugen

des Königs Töchter, weil sie Jungfrauen waren. Und da sie sein Diener hinausgetrieben, und die Thür hinter ihr geschlossen hatte:

„Warf Thamar Asche auf ihr Haupt, und zerriß den bunten Rock, den sie anhatte, und legte ihre Hand auf das Haupt, und ging daher, und schrie.

„Und ihr Bruder Absalom sprach zu ihr: Ist dein Bruder Amnon bei dir gewesen? Nun, meine Schwester, schweig stille, es ist dein Bruder, und nimm die Sache nicht so zu Herzen. Also blieb Thamar ledig in Absalom's, ihres Bruders, Hause.

„Und da der König David solches alles hörete, ward er sehr zornig. Aber Absalom redete nicht mit Amnon, weder Böses noch Gutes.

„Aber Absalom ward Amnon gram, darum, daß er seine Schwester Thamar geschwächt hatte."

Der Leser erinnert sich vielleicht, daß Absalom zwei Jahre darauf den Amnon umbringen ließ, und eine wohlwollende Auslegung könnte in dieser Handlungsweise das Moment sittlicher Entrüstung sehen, welches der Zeit einen anderen Stempel als den aus Amnon's Verfahren hervorgehenden aufdrücken würde. Aber es liefert uns die „heilige Schrift" ein unverbrüchliches Zeugniß, daß Absalom die Rache, die er so kalt genoß, aus Neid, nicht aus Mitleid mit seiner Schwester, oder gar zur Beschwichtigung einer sittlichen Empörung über die „Blutschande" nahm. Existirte doch dieser Begriff dazumal überhaupt noch nicht und am allerwenigsten in Absalom:

„Ahitophel sprach zu Absalom: Beschlaf die Kebsweiber deines Vaters, die er gelassen hat, das Haus zu bewahren; so wird das ganze Israel hören, daß du deinen Vater hast stinkend gemacht, und wird allerhand, die bei dir sind, desto kühner werden.

„Da machten sie Absalom eine Hütte auf dem Dache, und Absalom beschlief die Kebsweiber seines Vaters vor den Augen des ganzen Israels" [1]).

Das jugendliche Griechenland faßte das Verhältniß der Geschlechter zu einander wohl ästhetisch schöner, als die meisten anderen Völker früherer und späterer Zeiten, aber social gleichgültig, wo nicht sträflich auf.

Social meistens nur gleichgültig ist Anakreon. Seine Gedichte vertragen sich deshalb zum Theile mit dem ganzen Ernste social-sittlicher Forderungen; sie sind, unter der Voraussetzung der letzteren, anmuthige Verschönerungen der Natur, deren Reize hervorgehoben sein wollen, um nach Gebühr gewürdigt zu werden:

1) A. a. O. 16, 21—22.

Das Nest des Eros [1]).

„Liebe Schwalbe! baust dein Nestchen
Einen Sommer um den andern,
Doch im Winter pflegst zum Nile
Und nach Memphis du zu wandern.

Aber Eros mir im Herzen
Baut sein Nest zu allen Zeiten,
Und die Brut, kaum ausgekrochen,
Will schon aus die Flügel breiten.

Während einer noch im Ei steckt,
Ist der andre halb schon draußen,
Und mit aufgesperrten Schnäbeln
Schreien alle sie zum Grausen.

Und die Großen, wenn sie flügge,
Aetzen dann die kleinen Schreier;
Diese, kaum recht ausgewachsen,
Legen wieder frische Eier.

Helft mir, ach! bei solchen Nöthen
Bin ich guten Raths gewärtig,
Denn mit soviel Liebesgöttern
Werd' ich nicht alleine fertig!"

Social vollständig verwerflich, übrigens auch poetisch wenig erhebend ist das folgende:

Liebesrechnung.

„Kannst du auf des Waldes Bäumen
Zählen aller Blätter Heere,
Kannst du sagen mir, wie viele
Wellen sind im weiten Meere;

Bist du solch' ein großer Künstler,
Dann ernennt dich meine Leier
Flugs zum Generalberechner
Meiner Liebesabenteuer.

1) Uebersetzung von Emil Seyferheld (Hamburg, 1861).

Erstlich aus Athen nimm zwanzig,
Fünfzehn aus den nahen Städtchen,
Ganze Schaaren von Korinthos
Und Achaja's schönen Mädchen.

Dann addire die aus Lesbos,
Jonien nicht zu vergessen,
Und aus Karien und Rhodus
Nimm zweitausend ungemessen.

Nun, was sagst du? — schreib' nur weiter,
Es sind lange noch nicht Alle,
Syrien fehlt noch und Kanopus
In des Eros Ruhmeshalle.

Und auch Kreta's glücklich Eiland
Hat manch' Mädchen beigesteuert,
Dort, wo man in allen Städten
Eros' schöne Orgien feiert.

Ja, was sag' ich! Jenseits Gades
Liebt' ich mit viel schönen Kindern!
Schweigen laß mich von der Liebe
Bei den Baktrern und den Indern!"

Dergleichen Verse sind nicht nur deshalb verwerflich, weil sie ein poetischer Humbug sind, sondern auch deshalb, weil ihr Inhalt die Würde des geschlechtlichen Verhältnisses herabsetzt und den Menschen im göttlichsten Kerne seines Daseins verletzt.

Voll edler Naivetät läßt Homer die geschlechtliche Liebe betrachten:

„Aber o sage mir jetzt, und verkündige lautere Wahrheit:
Bist du, ein solcher, gewiß ein leiblicher Sohn des Odysseus?,
Wundergleich an Haupt und lieblichen Augen erscheinst du
Jenem; denn oft so pflogen wir einst mit einander Gemeinschaft,
Eh' er zum troischen Land' aufsteuerte, wo auch die andre
Heldenschaar der Achaier in räumigen Schiffen hinauffuhr.
Seitdem sah ich nie den Odysseus mehr, noch er selbst mich.
Und der verständige Jüngling Telemachos sagte dagegen:
Gern will ich's, o Gast, dir verkündigen, ganz nach der Wahrheit.
Meine Mutter, die sagt's, er sei mein Vater; doch selber
Weiß ich's nicht: denn von selbst weiß Niemand, wer ihn gezeuget" [1]).

1) Odyssee, 1. Ges. 207—217, Voß, Stuttgart, 1861.

Ferner spricht er mit musterhafter social-sittlicher Keuschheit:

„Also strebte der Held, in den Kreis schönlockiger Jungfraun
Einzugehn, so nackend er war; denn es drängte die Noth ihn.
Furchtbar erschien er Jenen, entstellt vom Salze des Meeres;
Dorthin flohn sie und dort zu des Meers vorragenden Ufern.
Nur Alkinoos Tochter beharrt'; ihr hatt' Athenäa
Muth in die Seele gelegt, und die Furcht entnommen den Gliedern;
Und sie stand ihm entgegengekehrt. Da besann sich Odysseus,
Sollt' er die Knie' umfassend ihr flehn, der blühenden Jungfrau,
Oder nur so von ferne mit sanft einschmeichelnden Worten
Anflehn, daß sie ihm zeigte die Stadt, und Kleidungen schenkte.
Dieser Gedanke erschien dem Zweifelnden endlich der beste,
Anzuflehn von ferne mit sanft einschmeichelnden Worten;
Daß sie nicht, umfaßt' er die Knie', ihm zürnte, die Jungfrau."

Von reizender Naivetät ist auch die Schilderung der Hülfe, welche Nausikaa, nach der Rede Odysseus', diesem gewährt:

„Auf nun, stärkt, ihr Mädchen, mit Trank und Speise den Fremdling;
Laßt auch im Strom ihn baden, wo Schutz umher vor dem Wind ist.
Also sprach sie; da standen die Mägd', und ermahnten einander.
Ihn nun stellten sie unten, wo Windschutz war, den Odysseus,
Wie es Nausikaa hieß, des hohen Alkinoos Tochter;
Hin dann legten sie Mantel und Leibrock ihm zur Umhüllung,
Gaben in goldener Flasche sodann des geschmeidigen Oeles,
Und sie ermunterten ihn zum Bad in des Stromes Gewässern.
Jetzo begann zu den Mägden der göttergleiche Odysseus:
Tretet ein wenig beiseit', ihr Jungfraun, daß ich mir selber
Hier von der Schulter das Salz abspül'; und mit Oele mich ringsum
Salbe; denn traun, schon lang' entbehret' ich solcher Erfrischung.
Vor euch steig' ich nimmer zum Bad ein; denn es beschämt mich
Dazustehn so entblößt, schönlockigen Mädchen im Antlitz" [1]).

Geradezu hervorragend in kernig-socialer Sittlichkeit, auch unseren Satz von dem erst nach langer Prüfung durch die Vernunft in der Wissenschaft wiedererreichten und überholten Treffer des unmittelbar im Verstande sich bethätigenden Geistes glänzend bestätigend, ist die nachfolgende Stelle [2]):

„Sie nun kamen zur großen umhügelten Stadt Lakedämon,
Lenkten sodann zum Palaste, wo ruhmvoll saß Menelaos.

1) Odyssee, 6. Ges. 135—222.
2) Odyssee, 4. Ges. 1—14.

Ihn dort fanden sie feiernd im Schwarm der Gefreunde die Hochzeit
Seines Sohnes daheim, und seiner untadligen Tochter.
Diese sandt' er dem Sohn des zermalmenden Helden Achilleus.
Denn im Troergefilde versprach er sie einst und gelobte
Ihm zum Weib'; und die Götter vollendeten ihre Vermählung.
Jetzo sandt' er sie hin mit prächtigen Wagen und Rossen,
Zu der gepriesenen Stadt des Myrmidonengebieters.!
Aber dem Sohne vermählt' er Alektors Tochter aus Sparta,
Ihm dem Held Megapenthes, den erst im späteren Alter
Eine Magd ihm gebar. Denn der Helena gaben die Götter
Keine Frucht, nachdem sie die liebliche Tochter geboren,
Jene Hermione, schön wie die goldene Aphrodite."

Eine gewisse nackte Aufrichtigkeit, dieses unerläßliche Attribut aller Naivetät, erhielt sich im classischen Griechenland. Aber das sociale Empfinden, welches in jener nackten Aufrichtigkeit das diese zur Unschuld erhebende Element des menschlich Edlen, des göttlich Schöpferischen ist, verlor sich, und zwar verlor es sich, ehe die Keime der höheren socialen Erkenntniß in der Vernunft, welche das rudimentäre Erkennen im Verstande aus sich geboren hatte, zu kräftigerer, ihrem Untergange vorbeugender Entwickelung gelangen konnten: Ueber den staatswissenschaftlichen Systemen des Plato und des Aristoteles, wie über den privatwirthschaftlichen Lehren des Xenophon ging die Weltgeschichte zur Tagesordnung ihres groben, im Wettstreite roherer Kräfte bestehenden Geschehens über.

Inzwischen herrschte in der Geschlechtsliebe das brutale Treiben des Egoismus vor, durch nichts gehemmt, als durch die Rücksichten, welche die gewöhnlichsten Forderungen des gesellschaftlichen Beisammenlebens stellen, und in seinen nachtheiligen Wirkungen einzig und allein gemildert durch den Einfluß der still lenkenden Triebe, die in der Natur unzerstörbar walten. Es ist eben die Macht der in den letzteren liegenden Nothwendigkeit so groß, daß keine Gewalt der Menschen, weder eine geistige, noch eine physische, sie ganz zu beseitigen oder über eine gewisse, das Wohl der Generation wahrende Grenze hinaus zu modificiren vermag.

Am charakteristischsten für die Stufe socialer Bildung, auf der ein Mensch und ein Volk stehen, ist der Scherz, an dem sie sich zu vergnügen vermögen. Man erkennt daran nicht blos das Maß intellectueller Bildung, sondern und sogar noch in höherem Grade dasjenige der Gemüthsbildung, welche der Mensch oder das Volk erlangt hat.

Für die Stufe, welche das classische Griechenland in Bezug auf

die Geschlechtsliebe einnahm, namentlich für den Grad der Würdigung, welche dieselbe in socialer Hinsicht erfuhr, ist deshalb kein griechischer Schriftsteller maßgebender als Aristophanes, der aus mehr als einem Grunde als Zeitpoet zu bezeichnen ist. Das Bild aber, welches uns durch Aristophanes von der Stufe der Sittlichkeit, auf der das classische Griechenland in Bezug auf die sociale Würdigung der Geschlechtsliebe angelangt war, vorgeführt wird, ist kein sonderlich erfreuliches, wennschon ein minder schlimmes, als spätere Zeiten und andere Völker es uns geboten haben; es fehlt auch dem berühmten, die formale Bildung seiner Zeit voll in sich tragenden Komödiendichter aller und jedweder social-sittliche Gehalt; die Geschlechtsliebe und deren Befriedigung ist ihm kein höheres, die ganze Ehrfurcht des einzelnen Menschen herausforderndes Problem, sondern ein Spielzeug, das den Menschen nur zur Unterhaltung gegeben sei und mit dem er nach Kräften seinen Scherz treiben müsse. Wir hören da nicht mehr die Herzinnigkeit der ergreifenden Sprache des göttergleichen Homer, sondern nur die Zoten des gebildeten Gassenbuben, dem gar nicht einmal der Gedanke kommt, daß die Geschlechtsliebe im Sittlich-Socialen ihre eigentliche Bedeutung erkennen muß. Es werden die Anbeter der griechischen Classicität, unsere Gymnasiarchen und Magister, freilich ob dieses Urtheiles höhnisch die Nase rümpfen, und jede Zote als feine Satire beschönigen wollen. Aber der satirische Charakter der Aristophanischen Dichtungen fegt deren Schmutz nicht hinweg, vermag namentlich unser Urtheil über das sociale Ansehen, in dem die Geschlechtsliebe bei den damaligen, den „altclassischen", unseren Jungen in den Gymnasien als „Muster schöner Menschlichkeit" vorgeführten Griechen stand, nicht zu mildern.

Eine saubere Sorte Classicität, welche eine Satire verlangt, wie die des Aristophanes, und ein sauberer Satiriker, der zu solcher Sprache sich herbeiläßt, um — classisch zu sein.

Diejenige Dichtung des Aristophanes, welche für die geschlechtlichen Anschauungen des damaligen Griechenland die maßgebendste ist, ist „Die Frauenherrschaft". Hier nun findet sich folgende Mustersammlung von Zweideutigkeiten und Zoten:

Die erste Frau.

„Wie aber, wenn es Stöße setzt?

Praxagora.

Dann stoß' ich auch;
In manchen Stößen bin ich ja nicht ungeübt.

Die erste Frau.

Nur Eins ist zu bedenken: wenn die Schergen dich
Fortschleppen, was dann?

Praxagora.

Mit den Armen stoß' ich rechts
Und links; denn niemals fassen sie mich mitten an.

Die zweite Frau.

Das wäre denn nun alles wohl bedacht von uns.
Nur dieses Eine haben wir nicht überlegt,
Wie man bei'm Handaufheben sich benehmen muß.
Die Schenkel aufzuheben nur sind wir gewohnt [1])."

Ferner das Gespräch der Ehegatten:

„Blepyros.

Sieh' da, woher, Praxagora?

Praxagora.

Was, Alter, schiert
Dich dieses?

Blepyros.

Was mich's scheere? Wie einfältig doch!

Praxagora.

Du meinst doch nicht, von einem Buhler?

Blepyros.

Nun vielleicht
Von Einem nicht.

Praxagora.

Die Probe davon kannst du ja
Gleich machen.

Blepyros.

Wie denn?

Praxagora.

Ob mein Haar nach Salben riecht.

Blepyros.

Wie? Giebt denn ohne Salbe nie ein Weib sich hin?

1) Vers 257—266, Uebers. von Donner (Leipzig 1862).

Praxagora.

Ich, Freundchen, nie [1])."

In noch viel freierer Weise indeß opfert Aristophanes seiner Muse an anderen Stellen der erwähnten Komödie:

Praxagora.

. . . . . .

„Doch jetzt, wenn Alles Gemeingut ist, was bringt Nichtzahlen Gewinn ein?

Blepyros.

Sieht Einer ein Dirnchen, und lässet es ihn, und will er mit ihr sich begatten,
Dann nimmt er davon und beschenkt sie damit und hat auch Theil am Gemeingut,
Indem er mit ihr sich begattet?

Praxagora.

Es steht ihm frei, sie umsonst zu beschlafen.
Denn gemeinsam mach' ich die Weiberchen auch, daß Jeglichem Jede sich hingiebt,
Und Kinder erzeugt mit Jedem, der will.

Blepyros.

Doch wie, wenn Alle nach Einer,
Nach der schönsten Gestalt ausgehen im Land und mit ihr sich zu freuen begehren?

Praxagora.

Die verachteten und stumpfnasigen Frau'n sind stets an der Seite der Schönen;
Da muß dann, wer nach der Schönen begehrt, sich zuerst mit der Häßlichen paaren.

Blepyros.

Wie stellen indeß wir Alten es an, wenn wir erst an die Häßlichen müssen,
Daß unsre Kraft nicht welke, bevor wir zum schöneren Ziele gelangen?

Praxagora.

Die sträuben sich nicht.

1) A. a. O. 544—550.

Blepyros.

Wogegen?

Praxagora.

Getrost! Nichts fürchte, sie sträuben sich gar nicht.

Blepyros.

Wogegen?

Praxagora.

Sie wehren den Beischlaf nicht, selbst wenn es so schlimm dir erginge. —

Blepyros.

Ihr habt da für euch recht weise gesorgt; denn so kann's nimmer geschehen,
Daß irgend ein Loch leer bleibe. Jedoch, was werden die Männer beginnen?
Da werden die Frau'n vor dem Häßlichen fliehn und dem Schönen allein sich gesellen.

Praxagora.

Wie die häßlichen Frau'n acht haben, so oft von den Schöneren Einer vom Mahle
Heimgeht, so wartet und lauert und späht nach den hübscheren Frau'n in den Straßen
Der häßliche Mann. Nie dürfen die Frau'n mit den schöneren Männern sich gatten,
Als wenn sie zuvor dem verkrüppelten auch und dem winzigen Manne gewillfahrt.

Blepyros.

Jetzt trägt dir Lysikrates wahrlich so hoch, wie der Jünglinge schönster, die Nase!

Praxagora.

Bei Phöbos, und ganz volksthümlich fürwahr ist der Plan: wie wird man die Gecken
Aushöhnen, die stolz in den Gassen sich blähn und mit kostbaren Ringen einhergehn,
Kommt irgend ein Filzschuhtreter und ruft: „„Gieb Raum dem Bejahrten und warte,
Bis ich hier fertig mit meinem Geschäft und dir abtrete das Nachspiel.““

Blepyros.

Doch wie? Wenn also wir leben vereint, wer ist noch im Stande, die Kinder,
Die sein sind, je zu erkennen?

Praxagora.

Wozu denn das auch? Jeder betrachtet
Als Väter in Zukunft Alle zumal, die ihm in den Jahren vorausgehn [1]).“

Nicht minder kraß ist das Folgende:

Blepyros.

„Und fällt für Einen die Ziffer
Zu der Mahlzeit nicht aus der Urne heraus, dann jagen ihn Alle zum Geier?

Praxagora.

Nein, so was kommt bei uns nie vor;
Den voll ist Alles für Alle bereit,
Daß Jeglicher heimtrollt, trunkenen Muths,
Auf dem Haupte den Kranz, sein Licht in der Hand.
Da lauern die Frau'n in den Gassen umher,
Geh'n los auf die, die kommen vom Mahl,
Und nöthigen: „„Lieber, herein zu uns;
Dein wartet ein reizendes Mädchen im Haus!““
„„Bei mir, bei mir““, ruft Eine darauf
Von dem Söller herab, „„ist das blühendste Kind,
Wie Lilien, weiß; doch wird sie dir nicht,
Wenn nicht du zuvor noch kameſt zu mir.““
Und dem blühenden Fant mit dem hübschen Gesicht
Läuft, ohne zu rasten, ein Häßlicher nach,
Und ranmt ihm zu: „„Was rennst du, wohin?
Halt ein, du kommst dort innen zu Nichts!
Denn Stumpfnas ist und Affengesicht
Vom Gesetze befugt zu dem ersten Genuß.
Ihr greift an der Feige Blätter indeß
Mit der doppelten Frucht,
Und steht an den Thüren und kraut euch.““
Nun sage mir, ob dieses euch gefällt [2]).“

Schließlich ist auch die concrete Exemplificirung der Praxagoräischen Gesetzgebung, aller ihrer Scherzhaftigkeit zum Trotze, nicht eben ge-

1) A. a. O Vers 640 flg.
2) A. a. O. Vers 717 flg.

eignet, die Geschlechtsliebe anders als in harlekinartigem, einzig und allein dem selbstsüchtigen Behagen dienenden Lichte erscheinen zu lassen:

„Der Jüngling (zu dem Mädchen hinauf).

Komm heran, komm heran, steige doch
Zu mir herab und öffne mir die Pforte!
Kommst du nicht, bett' ich hier mich an die Schwelle hin.
Ach wie gern möcht' ich, Kind, ruhend in deinem Schooß,
Dir an den Hüften hinab gleiten mit fingernder Hand!
Kypris, wie machst du mich rasend um sie! Weh!
Hebe dich hinweg von mir,
Eros, ach, und laß die Holde
Sich an meine Seite betten!
Der Größe meiner Liebesnoth vermögen diese Worte
Nicht gleichzukommen. Aber du,
Trautestes Mädchen, ich flehe,
Thu' auf, umarme, küsse mich!
Um dich leid' ich Pein.
Mein gold'ner Schatz, meiner Gedanken Wonne,
Kind Aphrodite's,
Der Musen Biene, du, der Huld=
Göttinnen Pflegling, der Wollust Bild,
Thu' auf, umarme, küsse mich!
Um dich leid' ich Pein. (Er pocht.)

Die Alte (öffnet die Thür).

Was pochst du, heda? Suchst du mich vielleicht?

Der Jüngling.

Wie so?

Die Alte.

Du klopftest doch an die Thüre.

Der Jüngling.

Sei ich des Todes! Nein!

Die Alte.

In welcher Absicht kamst du denn mit der Fackel her?

Der Jüngling.

Der Gassenschwänzler such' ich Einen hier.

Die Alte.

Und wen?

Der Jüngling.

Nicht deinen Schwanzler, dem du wohl entgegenharrst!

Die Alte (faßt ihn am Arme).

Bei Aphrodite, magst du wollen oder nicht —

Der Jüngling (sich sträubend).

Wir nehmen heute die Uebersechzigjährigen
Nicht vor, sie bleiben auf ein andermal vertagt;
Was unter zwanzig, wird von uns jetzt abgemacht.

Die Alte.

So war es unter'm alten Regimente, Schatz;
Nach neuem Brauche nimmt man uns vor Allem vor.

Der Jüngling.

Wer eben Lust hat, zieht — dem Brettspielbrauche nach.

Die Alte.

So kommst du nicht zum Schmaus — dem Brettspielbrauche nach.

Der Jüngling.

Frau, was du sagst, versteh ich nicht. (Er geht nach der Thüre des Mädchens.)
Ich klopfe hier.

Die Alte.

Ja, wenn du vorher angeklopft an meine Thür.

Der Jüngling.

Nach keinem Mehlsieb suchen wir im Augenblick.
(Sie will ihn fortziehen; bald aber kommt eine andere Alte, und bemächtigt sich des Jünglings.)

Dritte Scene.

Der Jüngling. Die zweite Alte.

Die zweite Alte (da der Jüngling über ihren Anblick betroffen ist).

Ich weiß, du liebst mich; doch es wundert jetzt dich nur,
Hier außen mich zu finden. Gieb dein Mäulchen her.

Der Jüngling.

Du Närrchen, laß, ich fürchte deinen Buhlen.

Die Alte.

Wen?

Der Jüngling.

Den größten aller Maler.

Die Alte.

Und wer wäre das?

Der Jüngling.

Derselbe, der den Todten Salbgefäße malt.
Doch fort von hinnen, eh' er außen dich gewahrt!

Die Alte.

Ich weiß es, weiß es, was du willst.

Der Jüngling.

Ich wahrlich auch.

(Er will sich losmachen.)

Die Alte.

Nein, bei Kythere, welche mich durch's Loos gewann,
Dich laß ich niemals!

Der Jüngling.

Altes Weib, du bist verrückt.

Die Alte.

Weg Possen! Komm, zu meinem Lager führ' ich dich.

Der Jüngling.

Was kauft man Haken an die Brunneneimer noch?
Man darf ja solch' ein altes Weib in den Brunnen nur
Versenken, um den Eimer dann heraufzuzieh'n.

Die Alte.

Schelm, laß das Spotten; folge mir nur hier herein!

Der Jüngling.

Das laß ich bleiben, wenn du nicht ein Fünftel erst
Vom Hundert meines Vermögens an den Staat bezahlst.

Die Alte.

Du mußt es wohl, bei Aphroditen; es ist doch
Mir eine Lust, zu schlafen bei so jungem Blut.

Der Jüngling.

Mir eine Pein, zu schlafen bei so altem Blut.
Und nimmer folg' ich, nimmermehr!

Die Alte (eine Rolle hervorziehend).

Doch dieses hier,
Das soll, bei Gott, dich zwingen!

Der Jüngling.

Und was ist denn das?

Die Alte.

Der Volksbeschluß, nach dem du mir zu folgen hast.

Der Jüngling.

Ei, laß doch hören, was er sagt.

Die Alte.

So höre denn! (Liest.)

„„Beschlossen ward von den Frauen: wünscht ein junger Mann
Ein junges Mädchen zu drillen, darf er's nicht, bevor
Er mit der Alten vorgespielt; und will er nicht
Vorspielen, sondern zieht es ihn zu der Jungen hin,
So sind die älteren Frau'n befugt, den jungen Mann
Straflos am Pflock zu greifen und ihn fortzuzieh'n [1]).““

In ähnlichen Plattheiten geht's Seite um Seite weiter. Aber die Anbeter des classischen Alterthumes werden sich dennoch nicht gefangen geben, sondern immer die griechische Classicität auch in Bezug auf die Geschlechtsliebe vorbildlich aufrechterhalten wollen, indem sie das Gefallen des Aristophanes am Gemeinen aus der Nöthigung durch die Satire zu erklären sich unterfangen. Es stehen jedoch für sie noch andere, kräftigere Zeugnisse aus der „Frauenherrschaft" zu Dienste:

„Zweiter Act. Erste Scene.

Es ist noch dunkel. Blepyros tritt in Frauenkleidern aus dem Hause.

Blepyros.

Was ist geschehn? Wo schlich sich meine Frau nur hin?
Es geht ja schon zum Morgen, und sie zeigt sich nicht.
Ich liege da schon lange, bin in argem Drang,
Und such' im Dunkel rechts und links nach meinen Schuh'n
Und meinem Mantel. Weil ich ringsum tastend ihn
Nicht konnte finden und mir der ohn' Unterlaß
Am Hinterthore brummend pocht, der Misterling;
So nehm' ich hier das Unterröckchen meiner Frau,
Und fahre flugs in ihre Perserschuh hinein. —
Doch wo verricht' ich's ungesehn und recht bequem?
Nun, aller Orten thut es sich bei Nacht geschickt,
Und keine Seele wird mich jetzt hier kacken sehn. —

1) A. a. O. Vers 997 flg.

O, meine Dummheit, daß ich noch, ich alter Kerl,
Ein Weib gefreit! Wie vieler Schläge bin ich werth!
Denn was Geſcheidtes iſt es nimmermehr, worauf
Sie ausgegangen. Doch ich muß bei Seite gehn.

Zweite Scene.

Blepyros. Ein Nachbar.

Der Nachbar.

Wer iſt denn das? Doch nicht der Nachbar Blepyros?
Bei Gott, er iſt es wirklich ſelbſt! — Du, ſage mir:
Was haſt du da, das gelbe Ding? Hat nicht vielleicht
Wohl gar Kineſias irgendwie dich angekackt?

Blepyros.

Das nicht: ich kam im Kleide meiner Frau heraus,
Ich warf das Safranjäckchen, das ſie trägt, mir um.

Der Nachbar.

Wo haſt du deinen Mantel denn?

Blepyros.

Ja, wüßt' ich's nur!
Ich ſucht' ihn auf den Decken, aber fand ihn nicht.

Der Nachbar.

Nun, haſt du nicht auch deine Frau danach gefragt?

Blepyros.

Nein, wahrlich; denn im Hauſe ſteckt ſie nirgendwo,
Brach, ohne daß ich's merkte, durch ein Loch hinaus;
„„Sie brütet, fürcht' ich, über etwas Gräßlichem.““

Der Nachbar.

Nun, beim Poſeidon! Alſo dir iſt's ebenſo
Genau wie mir gegangen; denn auch meine Frau
Iſt fort und nahm den Mantel, den ich trage, mit,
Und, was mich mehr noch ärgert, auch die Schuhe noch.
Nach dieſen ſucht' ich überall und fand ſie nicht.

Blepyros.

Bei'm hohen Bacchos, auch die meinen fand ich nicht,
Die Sparterſohlen; aber als die Noth mich trieb,
Da fuhr ich ſchnell in die Frauenſchuh' und lief heraus,
Um nicht in die Decke zu machen; denn ſie war noch friſch.

Der Nachbar.

Was mag es ſein? Ob eine Freundin ſie vielleicht
Zum Morgenmahl geladen hat?

Blepyros.

Ich denke wohl.
Sie iſt am Ende nicht ſo ſchlimm, ſo viel ich weiß.

Der Nachbar.

Du kackſt ein ganzes Brunnenſeil, ſo lange zieht's;
Ich muß in die Volksgemeinde gehn; bekäm' ich nur
Den Mantel wieder: ach, es war mein einziger.

Blepyros.

Auch ich, ſobald ich fertig bin; jetzt aber hält
Mir eine Holzbirn' hinten noch den Gang verſtopft.

Der Nachbar.

Wohl die, von der Thraſybulos einſt den Spartern ſprach?

Blepyros.

Bei'm hohen Bacchos, ſitzt es mir doch gar zu feſt!
Doch was beginnen? Denn es iſt dies nicht allein,
Was jetzt mich drückt; nein, wenn ich eſſe wiederum,
Wo ſoll in Zukunft all' der Miſt hinaus von mir?
Jetzt hat, ich weiß nicht, welches Landes Kind er iſt,
Jetzt hat der Holzbirnlinger mir die Thür verſtopft.
Wer holt mir einen Arzt herbei? Ja, welchen Arzt?
Wer weiß am Hintertheile recht genau Beſcheid?
Das weiß Amymon; doch verläugnet er vielleicht.
Man rufe mir den Antiſthenes um jeden Preis!
Denn dieſer Mann — an ſeinem Stöhnen hört man es —
Weiß, was ein After im Gedränge ſagen will.
O Herrſcherin Eileithyia, ſei mir gnädig, laß
Mich nicht zerplatzen, alſo zugezapft, damit
Ich nicht ein Nachtſtuhl werde für die Komödie[1]!“

Eine aus der Satire folgende Nöthigung zu ſolcher Afterpoeſie werden ſelbſt die glühendſten Claſſicitätsſchwärmer nicht deduciren wollen. Immerhin aber erreicht die griechiſche Verkennung der ethiſchen Bedeutung der Geſchlechtsliebe nicht den Grad ſocialer Verkommenheit, der ſich in der römiſchen Literatur hervorthut. Der Grieche iſt gröber

1) A. a. O. Vers 334—394.

vielleicht noch in seiner Berührung der undelikatesten Dinge, aber es spricht sich in seiner Grobheit eine gewisse Aufrichtigkeit und offenherzige Natürlichkeit aus, während bei den Römern eine schuldbewußte Eleganz die vom sinnlichen Raffinement des Genusses geforderte Blosstellung des Geheimsten vor dem Etikette-Tadel zu rechtfertigen sucht.

Immerhin trug der Grieche wesentlich mit Schuld an dem Verfalle der Sittlichkeit Roms, und in diesem intellectuellen Erbtheile liegt der Hauptgrund der Anklage, welche man vom socialen Standpunkte aus gegen die Behandlung der Geschlechtsliebe im classischen Griechenland erheben muß. Nehmen wir selbst an, dieses selber könne sich subjectiv einer gewissen Sittenreinheit rühmen, so ist doch das eine mehr als fragliche Bildung, die weiterwirkend die Unsittlichkeit fördert. Rom war in seinen jungen Tagen sittenrein, aber es wurde im Untergange durch griechische Literatur gefördert.

Juvenal [1]) singt in seiner VI. Satire:

Unter dem König Saturn, so glaub' ich, weilte die Keuschheit
Hier auf Erden und ward noch lange gesehn, da die kühle
Höhle beschränkte Behausung bot und den Herd, und den Laren,
Vieh und Gebieter zugleich ein Schatten beschirmte gemeinsam;
Als noch das Weib des Gebirgs zu des ländlichen Lagers Bereitung
Blätter benutzt' und Halm und das Fell nahwohnenden Wildes,
Nicht dir, Cynthia, gleich, noch dir, o Lesbia, welcher
Trübte des Sperlings Tod dein hell aufstrahlendes Aeuglein,
Sondern die Brüste zum Trunk darbietend gewaltigen Kindern,
Und viel struppiger oft, wie der Mann, der Eicheln hervorrülpst."

Sehr hübsch ferner und bezeichnend für die Götter, als Ergebniß des Denkens der Menschen:

„Auch noch unter dem Zeus gab's Spuren die Menge der alten
Keuschheit, wenigstens ein'ge vielleicht; doch unter dem noch nicht
Bärtigen Zeus, als nicht beim Haupte des Andern der Grieche
Schwörte so willig, den Dieb noch keiner zu fürchten gewohnt war
Weder für Kohl noch für Obst und lebt' im offenen Garten."

Der Ueberfluß aber und das daraus folgende Wohlleben, der Mangel an jeglichem Pflichtgefühle und die damit verbundene Selbstsucht führten Zustände herbei, wovon der wahrheitsgetreue Bericht schon als Sittenverletzung erscheinen könnte, bedürfte unsere Zeit seiner nicht als warnenden Beispieles. Summarisch erklärt Juvenal die Weiblichkeit Roms aller Tugenden bar:

1) Ausgabe und Uebersetz. von Ed. Casp. Jac. v. Siebold (Leipzig 1858).

„Wie, und daß noch ein Weib mit den Sitten begabet der Vorzeit
Dieser sich sucht? O Aerzt', ihm die strotzende Vene geöffnet,
Welch' gutmüthiger Mann! Tarpejums Schwelle verehre
Häuptlings, schlachte der Juno das Rind mit vergoldeten Hörnern,
Wenn dir zu finden gelang ein Eheweib züchtigen Hauptes."

Die Pfütze aber, in welche die Majestät des Weibes, sich selber erniedrigend, sank, schildert er uns im Treiben der Messalina, der Gemahlin des Claudius, Kaiserin der weltbeherrschenden Roma:

„Auf die Rivalen der Götter geblickt! was Claudius tragen
Mußte, vernimm. Wenn schlafend den Eh'mann merkte die Gattin,
Wagte sie statt palatinischen Lagers die Matte zu wählen,
Und als Kaiserin Metz' in die Nachtkapuze gehüllet
Eilte sie weg, zum Geleit ein einziges Mädchen sich nehmend,
Und mit der blonden Perücke die schwärzlichen Locken bedeckend,
Trat sie hinein ins verrufene Haus voll dunstiger Fetzen
Hin in die ledige Zell', in die eigene; stellte sich nackend
Auf mit vergoldeten Brüsten, Lycisca's Namen erborgend,
Und ließ schaun, o edler Britannicus, deinen Geburtsschoos;
Kosend empfing sie die Kommenden hier und forderte Zahlung,
Und rücklings da gelagert verschlang sie die Stöße von vielen.
Drauf, wenn endlich der Wirth nach Hause gesendet die Mädchen,
Schlich sie sich traurend davon, doch, wenn nur möglich, die letzte
Schloß sie die Zelle, noch heiß von der Brunst der genossenen Liebe,
Und zog müde von Männern, doch nimmer gesättigt nach Hause,
Häßlich die Wangen geschwärzt und entstellt vom Schwalle der Lampe,
Trug sie zum eigenen Pfühl die Gerüche des saubern Gemaches."

Und diese Dilettanten-Hure auf dem Throne der römischen Kaiser war nicht etwa eine vereinzelte Ausgeburt, sondern nur ihrer hohen socialen Stellung halber ein krasses Bild ihrer Zeit. Andere Schilderungen des Juvenal berichten reichlich so Arges, und man könnte Anstand nehmen, sie dem Leser von heute vorzuführen, wäre es nicht Thatsache, daß Juvenals Satiren in unseren Schulen als Unterrichtsmittel der Bildung benutzt werden, die man die „classische" nennt.

— — — — — — — Was kümmert sich trunken die Venus?
Wie sich das Haupt und die Mitte verhält, die hat es vergessen,
Welche zur Mitternacht noch von den Austern die größten verschlinget,
Wenn mit dem lautern Falerner gemischt aufschäumen die Salben,
Wenn aus Muscheln man trinkt, wenn schon sich im Kreise die Decke
Umdreht, und sich der Tisch mit gedoppelten Leuchtern emporhebt.
Auf und zweifle du noch, wie fleischend die Lüfte verschlürfet

Tullia, was milchschwesterlich Maura, der Freundin, sie zuraunt,
Gehet die Maura vorbei an der Keuschheit altem Altare.
Dorthin stellen des Nachts sie die Sänft', hier haben sie's nöthig,
Und sie besudeln der Gottheit Bild mit den spritzenden Strahlen,
Reiten einander und drehn beim Scheine der Luna die Hüften;
Dann erst gehn sie nach Haus: du trittst am anderen Morgen
Auf der Gemahlin Erguß, die erhabenen Freunde besuchend.
Jeglicher kennet der Bona Geheimniß, wenn in die Lenden
Dringet die Flöt' und zugleich, von dem Horn und dem Weine betäubet,
Rasen Priaps Mänaden mit wirbelndem Haar und erheben
Wildes Geheul; o wie groß ist dann bei jenen die Wuth nach
Liebesgenuß, welch' Schreien der springenden Lust, wie gewaltig
Ueber die triefenden Schenkel der Strom altjährigen Lautren!
Mägde der Kuppler entbeut zum Kampf Saufeja, den Kranz nimmt
Erst sie herab und gewinnt sich den Preis hochschwebender Hüfte,
Selbst das Gewog anbetend in Medullinens Erwidrung:
So gleicht mit der Geburt bei Hohen die Stärke den Sieg aus.
Nichts wird dort nur geheuchelt zum Scherz, es begiebt sich in Wahrheit
Alles, woran sich so leicht des Laomedon Sohn, von dem Alter
Längstens gekühlt, und des Nestors Bruch zu entflammen vermöchten.
Dann hält's geile Begier nicht länger, es zeigt sich das Weib nur,
Und gleichmäß'ges Geschrei schallt her von dem ganzen Gewölbe:
Schon ist's recht, laßt Männer herein! — Schläft etwa der Buhle,
Rasch ruft dann ihr Befehl mit der Kappe verhüllet den Jüngling;
Ist das nichts, greift Sklaven sie an; du nimmst ihr der Sklaven
Hoffnung, naht sich gemiethet der Wasserverkäufer, und wird auch
Dieser vermißt, und es fehlt ihr an Menschen, so zögert sie nimmer,
Und streckt nieder die Hüften dem über sie steigenden Esel."

Juvenal klagt die Bereicherung und den Frieden an als Quellen all' dieser Verthierung:

„Aber woher die Gräul und in welcher der Quellen zu suchen?
Früher bewahrte so keusch ein bescheidenes Loos die latein'schen
Frauen, das niedere Dach, es verwehrte den Lastern den Eingang,
Arbeit, Kürze des Schlafs und die Hand am Tuskischen Felle
Fleißig bemüht und hart, und Hannibal nahe den Thoren
Roms, im Collinischen Thurm auf Wache verweilend der Ehmann.
Auf uns ruht nun der Fluch lang dauernden Friedens; es drückt uns
Schwelgluft härter wie Krieg und rächt den bezwungenen Erdkreis.
Keins der Verbrechen, es fehlt kein Laster der schnöden Begier, seit
Armuth schwindet in Rom: das ließ dann plötzlich zu jenen
Hügeln sich Rhodos ergießen und Sybaris und Miletos

Und das kränzegeschmückt leichtfertig trunkne Tarentum.
Häßliches Geld, das brachte zuerst uns Sitte der Fremden
Bei, und der Zeiten Gewinn schwand unter des weichlichen Reichthums
Schnödem Geschwelge dahin."

Aber Eitelkeit ist diese Anschuldigung selbst. Nicht von außen zuerst kam jener Pesthauch nach Rom, sondern er entwickelte sich aus dem eingeborenen Charakter von innen heraus; die äußeren Zustände gaben nur den Boden ab, in dem er erstarkend gedieh.

Die Werke des um ein Jahrhundert vor Juvenal geborenen Publius Ovidius Naso führen uns die unscheinbaren Keime der selbstsüchtigen Lasterhaftigkeit vor, welche sich unter dem sündhaften Vortritte der gekrönten Beherrscher Roms im Kothe wälzte. Welche Lebensanschauung mußte schon zu Ovids Zeiten herrschen und welche Erziehung, wenn ein Gelbschnabel wie dieser in der „Kunst zu lieben" Recepte erfolgreicher Kurschneiderei zum Besten gab?!

„Als ich dem Volke zuerst die Jünglingslieder gelesen,
Hatte man ein-, zweimal erst mir geschoren den Bart.
Sie, die im ganzen Rom man besang, der den Namen Corinna
Ich, den erdichteten, gab, hatte geweckt mein Talent[1])."

Bewunderungswürdig freilich ist es, daß ein so junger Mensch ein vollendeter Dichter war, aber nicht minder erstaunlich, daß der kaum mannbar Gewordene die berechnende Lüsternheit eines erfahrenen Wollüstlings neben der gezähmten Begierde des erkaltenden Lebensalters besaß, mit beiden sodann die Frechheit des Kupplers verband, welcher die eigene Gemüthsverderbniß zur Lebensregel für Andere erhebt.

In Deutschland nennt man ein solches Urtheil freilich heute auch schon gerne spöttelnd „Moralisiren", denn Ovidius Naso gehört zur „classischen Bildung"; unsere Ober-Sekundaner stöbern darin herum, und die Kultusminister, denen das „Seelenheil" der „Unterthanen" anvertraut ist, erwerben sich darin den „Humanismus", von dem alle Gymnasialdirectoren seit Jahrhunderten rühmen, daß er die Grundlage der Bildung sei. Darum aber ist es nicht minder unzweifelhaft, daß Ovid zu den geistigen Urhebern der Verworfenheit gehört, welche in der Kaiserin-Hure Messalina leiblich zu Tage trat:

„Vortheil bietet der, Volk fassende, Circus dir viel.
Weder der Finger bedarf's, durch die du Heimliches sprächest,
Weder der Winke, wodurch Zeichen erhalten du müßt'st;

1) Des Publius Ovidius Naso erotische Werke. Im Versmaß der Urschrift übersetzt und erläutert von Dr. Alexander Berg. (Stuttgart 1866.)

Sitze der Herrin zunächst, da Niemand dir es verwehret,
Deine Seite verein' ihrer, so nahe du kannst.
Gut ist's, daß dich dazu, wenn du auch nicht wolltest, der Sitz zwingt,
Daß du berühren sie mußt nach den Gesetzen des Orts.
Hier nun suche dir Grund zu gemeinschaftlichem Gespräche,
Und beginne dein Wort mit dem Gewöhnlichen erst.
Eifrig erkundige dich danach, weß' Rosse da kommen;
Und sei jedem, dem sie günstig ist, günstig sofort.
Doch wenn der mächtige Zug mit den kämpfenden Jünglingen kommet,
Klatsche der Venus du als der Begünstigten zu.
Und wenn, wie es geschieht, in den Schoos des Mädchens durch Zufall
Staub fällt, schüttele du ihn mit den Fingern hinweg.
Aber wenn auch kein Staub da wäre, schüttele ihn ab;
Halte für deinen Dienst jeglichen Grund für geschickt."

Muß solche Anleitung, mit dem ganzen Reize vollendeter Sprache gegeben, nicht in jedem vom Hauche der Poesie über das Gemeine niederer Wirklichkeit nicht erhabenen Gemüthe den Charakterzug wecken, den hundert Jahre später Juvenal mit so unzweideutigem Stempel widerwärtiger Wahrheit geschildert hat? Wir lassen es gelten, wenn der Sinnenreiz, im Burschen und im Mädchen vollsaftig lebendig, thatsächlich und halb bewußtlos zu Künsten führt, wie sie Naso anräth, aber dann ist's und bleibt's ein Uebergriff der unbewachten und unbedachten Natur, eine verzeihliche, social unschädliche Abirrung von der im socialen Bewußtsein strengeren Regel. Wenn aber das angestaunteste Dichterwerk seiner Zeit, das heute noch von unseren classischen Philologen der bildungsbedürftigen und lebenslustigen Jugend als bedeutende Dichtung gerühmt wird, sich damit abgiebt, Geilheitsrecepte zu geben, so ist das eine Gemeinheit, ein Schmutz, wie dem ähnlich die an Gemeinheit und Schmutz so reiche Weltgeschichte kaum wieder zu bieten vermag. Es steht Ovid so tief noch unter der Messalina, wie der Kuppler moralisch unter der Hure steht.

„Nur durch der Weiber Begier ward dieses Alles veranlaßt.
„Heißer und rasender ist noch, als die unsrige, sie.
Auf denn! und nicht steh' an, auf alle Mädchen zu hoffen;
Wird von den vielen doch kaum eine Versagende sein.
Ob sie gewährt, ob versagt, sie freut's doch, daß du sie batest.
Täuschetest jetzt du dich auch, ohne Gefahr ist dein Korb.
Aber warum dich täuschen? man liebt ja neues Vergnügen,
Und das Fremde berückt mehr, als das Seine, das Herz.
Stets fruchtbarer erscheint die Saat auf fremden Gefilden,
Und bei dem Nachbar ist größer das Euter des Viehs. —

Mühe dich aber vorher, die Magd des zu fangenden Mädchens
Kennen zu lernen; sie wird leichter dir machen den Weg.
Siehe, daß diese zunächst im Rathe stehe der Herrin,
Und beim heimlichen Spiel treu als Vertraute dir sei.
Diese verführe du nun durch Versprechungen, diese durch Bitten;
Was du erstrebest, erreichst leicht du, wenn diese das will.
Sie ersiehet die Zeit, — auch die Aerzte nehmen die Zeit wahr —
Wann der Gebieterin Herz willig berücken sich läßt.
Leicht zu berücken ist dann ihr Herz, wenn, das frohste der Wesen,
Ueppig sie sich wie die Saat zeiget auf fettem Gefild.
Während das Herz sich freuet und nicht von Schmerzen beengt ist,
Oeffnet's sich selbst; dann naht Venus mit schmeichelnder Kunst.
Ilion ward, als traurig es war, mit den Waffen vertheidigt;
Fröhlich, nahm es das Roß auf, das die Krieger verbarg.
Dann versuche sie auch, wenn ein Nebenweib sie verletzt hat.
Dein Werk laß es sodann sein, daß sie werde gerächt.
Reize die Magd sie auf, wenn die Haare morgens sie kämmet,
Und mit des Ruderers Kraft helfe den Segeln sie nach;
Seufzend sage sie dann für sich mit leisem Gemurmel:
„Wiedervergelten könnt'st, glaub' ich, du nicht es genug."
Dann erwähne sie dein, mit überredenden Worten
Schwöre sie dann, du stürbst, rasend vor Liebe zu ihr,
Eile jedoch, daß das Segel nicht sinkt und die Winde sich legen.
Wie zerbrechliches Eis schwindet der Zorn durch Verzug.
Möchtest du wissen, ob's frommt, die Dienerin selbst zu verführen?
Ein gefährliches Spiel lieget in solchem Versuch.
Durch die Umarmung wird die eifrig, lässiger jene,
Diese will dich für sich, die für die Herrin zum Dienst.
Zufall liegt im Erfolg, der kann das Wagniß gestatten.
Mein Rath ist es jedoch, daß du dich dessen enthältst.
Nicht will Abgründe ich und spitze Gipfel durchschreiten,
Keinen der Jünglinge soll's trügen, daß ich ihn geführt.
Aber wofern die Magd, wenn Briefe sie bringet und abholt,
Dir durch den Körper und nicht nur durch den Eifer gefällt,
Mußt du der Herrin zuvor dich bemächtigen; folge sie dieser.
Nicht mit der Dienerin hast du zu beginnen das Werk.
Das nur rath' ich dabei, wenn der Kunst nur etwas geglaubt wird,
Und mein Wort nicht in's Meer treibet der reißende Wind,
Daß entweder du nie den Versuch machst, oder ihn ausführst;
Wenn sie auch einmal nur sündigte, schweigt der Verrath.
Nicht ist's gut, wenn der Vogel entflieht mit beleimeten Flügeln,
Schlimm, wenn der Eber entkommt aus dem geöffneten Netz;

Halte die Angel, erschnappt einmal, den verwundeten Fisch fest;
Laß die berührete nicht, geh nur als Sieger davon.
[Dann verräth sie dich nicht, die schuldig gleichen Vergehns ist;
Und du erfährst, was gethan und was die Herrin gesagt.]

Solche Rathschläge alles Ernstes zu geben setzt immer eine Lebensauffassung ohne alles und jedwedes sociale Princip voraus. Wenn aber ein junger, eben zum ersten Male rasirter Lasse solche Moral öffentlich anpreist, so ist das nicht mehr blos ein Zeichen socialer Principlosigkeit, sondern ein solches tiefster socialer Fäulniß. In dem Alter, in dem Ovid stand, als er seine „Kunst zu lieben" schrieb, ist ein rechter, ein kerniger, gesund entwickelter, vollsaftiger Bursch derartig bei dem Anblicke der Jungfrau, die ihm Liebe einflößt, ergriffen, daß ihm zu listiger, kalter Berechnung, würde er sonst sie auch anzustellen vermögen, gar nicht die nöthige intellectuelle Unbefangenheit bleibt, und ein junges Laster, wie Ovid, dem die Jugend bei kalter Liebesberechnung nicht im Wege steht, ist jedem gesund und kernig fühlenden Menschen ein Gräuel.

Unseren gelehrten Gymnasiarchen war es vorbehalten, solchen Ekel nicht zu empfinden. Während die Herren sich in sittlicher Entrüstung über unsere eigene Schmutzliteratur ereifern; während Vereine eigens zur Hintertreibung deren Vertriebes durch besseren Ersatz gegründet werden; während es tagtäglich klarer verständlich wird, daß bei uns, ähnlich wie in Rom, auf die lockere aus dem Salon auf die Straße getretene Lebensanschauung von der Straße her die in die Salons getretene Prostitution als Antwort folgt; ja, während die socialen Ergebnisse des Uebermaßes der gebildeten Selbstsucht im Selbstmorde und Meuchelmorde gehäuft uns tagtäglich entgegentreten, und immer hoffnungsloser das sociale Deficit uns entgegengähnt, bleibt unsere gelehrte Welt prosternirt vor den „classischen Mustern", und wird durch die Pflege „altclassischer Bildung" alles aufopferungsfreudige sociale Empfinden, alles grundsatzvolle sociale Fühlen in eben der Jugend vernichtet, an die man die nationalen Mittel einer höheren Erziehung verschwendet, und aus der die Lenker des Staates erstehen, welche über das Wohl des Volkes beschließen.

Ovids Kunst zu lieben ist ein Meisterwerk poetischer Sprache. Aber die bezauberndste Form kann uns nicht mit einem abschreckenden Inhalte versöhnen. Wir werden die schönste Urne nicht in unsere Wohnstube stellen, wenn sie mit Excrementen gefüllt ist; wir schlagen sie lieber, wenn sie nicht zu reinigen geht, in Scherben.

Unsere Gymnasiarchen aber bewundern nicht nur die Formenschönheit der von Ovid uns hinterlassenen Urne, sondern sie preisen

womöglich noch deren schmutzigen Inhalt; die socialen Excremente einer der verworfensten, in directer Nachfolge das Messalinenthum gebärenden Zeit werden unseren Sechzehnjährigen als schöne Blüthe des Humanismus gerühmt und zergliedert, und es darf der Jüngling, dem solche Bildung zu Theil wurde, stolz auf jeden armen Burschen herabsehen, dessen Herz der Unterricht mit solcher Verderbniß verschonte.

Man beachte noch dies: Nicht die Lüsternheit an sich ist das Schlimmste, was eine Gemüthsfäulniß wie die des Ovid erzeugt, obschon deren directe Wirkung in gemeinschädlicher Weise immer die Beförderung des gebildeten Lotterbubenthumes sein wird. Das Schlimmste ist vielmehr die zwar nur indirect, aber um so sicherer aus ihr hervorgehende, in ihren Folgen weitaus gemeinschädlichere **Selbstsucht.** Diese ist ohnehin die größte sociale Plage; sie ist das radikalste Hinderniß guter öffentlicher Zustände und des zum Volkswohle führenden socialen Geschehens; in ihr liegt die Sünde, welche aller Menschheitsidee entgegenarbeitet, ja welche das Gute, das social Edle nicht nur hintertreibt, sondern in der öffentlichen Meinung herabsetzt, bespottet und nach Kräften vernichtet.

Welchen socialen Aufschwunges ist der Mensch fähig, bei dem sogar das durchgreifendste aller, den Nächsten mit berührenden Gefühle, die Liebe, im engherzig selbstsüchtigen Denken untergeht?!

„Das ist wahrlich der Grund der Vergeh'n; nie hat noch ein andres
Laster des menschlichen Geists mehr Gifte gemischet und öfter
Schwerter geschwungen zum Mord als einzig die schnöde Begierde
Nach maßlosem Besitz. Denn wer zu bereichern sich sehnet,
Wünscht sich den Reichthum rasch; doch zeigt je Scheu vor Gesetzen
Oder Gewissen und Furcht ein schnell sich beeilender Geizhals?" [1])
— — — — — — — — — — — — —
„Wahrlich mit größ'rem Geheul und mit größerem Lärmen im Hause
Trauert man über das Geld, als über die Todten." [2])

Die kalt berechnende Lüsternheit entartet auch die Liebe; sie empfindet solche selbstsüchtig nur mehr im Sinnenkitzel; ihr ist nur im eigenen Körper Befriedigung der Sinne Genuß, nicht die Freude über die liebende Gewährung hingebenden Dranges im Weibe. Deshalb entfremdet sie sich auch leicht dem letzteren, jedes Werkzeug begrüßend, das den Sinnenkitzel in erhöhtem Maße, wenn auch ohne Liebe bereitet. Da tritt der gräuliche Zustand ein, wo schöne Knaben

1) Juvenal (Siebold, XIV. Satire, Leipzig 1858).
2) Derselbe, ebendas. XIII.

auf edle Männlichkeit nicht mehr rechnen dürfen, weil die Verführung schändlicher Wollust sie um ihre Zukunft betrügt:

„Schönheit wünschet mit leisem Gemurmel den Knaben, den Mädchen
Lauter die sorgliche Mutter, erblickt sie den Tempel der Venus,
Bis zum Aeußersten geh'nd in Gelübden. Warum sie nun tadeln?
Sagt man. Freuet sich doch Latona der schönen Diana. —
Aber Lucretia warnt vor dem Wunsche nach solchem Gesicht, wie
Sie es erhalten; es wünscht Virginia Rutila's Buckel
Sich zum Besitz und dieser ihr Antlitz. Aber ein Sohn erst
Herrlichen Körpers erfüllt mit beständiger Angst und mit Kummer
Eltern das Herz; so selten vereint sich mit keuscher Gesinnung
Schöne Gestalt. Hab' auch ihn die Strenge des Hauses der Sitten
Reinstes Bestreben gelehrt, nachahmend die alten Sabiner,
Hab' ihm dazu ein keusches Gemüth, und Wangen, bescheiden
Aufglüh'nd, röthet sie Scham, die Natur mit ergiebigen Händen
Gütig verliehn: (was kann sie dem Jüngling Beßres gewähren,
Sie, die mächtiger ist, als jegliche Sorg' und Bewachung?)
Männer zu sein ist verwehrt; unmäß'ger Verschwendung fröhnend,
Wagt der Verführer es selbst schamlos zu versuchen die Eltern.
So groß ist der Geschenke Vertrau'n. Kein Wüthrich entmannte
Je auf grimmiger Burg ein übel gestaltetes Knäblein,
Nie hat Nero geraubt ein Kind krummbeinig und kropfig,
Und das hinten und vorn durch Buckel gedunsen und Fettwanst.
Geh und freue dich nun an des Sohnes Gestalt; ihn erwarten
Größre Gefahren: er wird als Buhle den sämmtlichen Weibern
Dienen und immer in Furcht vor der Strafe sich fühlen, wie solche
Uebet im Zorn der Gemahl, nicht werden ihm holder die Sterne
Sein, wie dem Mars, daß nie er in Stricke verfiele [1])“ . . .
— — — — — — — — — — — — —
„Nie wird einer mit einmal verderbt. Allmählig empfangen
Werden dich, welche daheim um die Stirn langwallende Binden
Legen, darunter den Hals ringsum mit Geschmeide bedecken
Und mit des Ferkelchens Wanst und dem stattlichen Becher die Gute
Göttin zu sühnen verstehn; doch es darf unrechtlicher Weise
Fern von der Schwelle verbannt kein Weib je diese betreten;
Männer allein nur nah'n sich der Göttin Altar. Ihr profanen
Frauen, hinaus! So ruft's; kein Weib klagt hier mit dem Horne.
— — — — — — — — — — — — —
O Roma's Erzeuger,
So viel Uebel woher bei Latiums Hirten? Woher hat

1) Juvenal, Satire X, Siebold (Leipzig 1858).

Wohl die Nessel berührt dein Enkelgeschlecht, o Gradivus?
Sieh', es vermählt sich dem Mann ein Mann von Geburt und Vermögen,
Und nicht schüttelst den Helm, nicht stampfst mit dem Speer du die Erde,
Klagest dem Vater es nicht? Geh denn und meide des ernsten
Feldes Bezirk, das doch du verabsäumst! — Morgen mit erstem
Strahle des Lichts winkt dort ein Geschäft mir im Thal des Quirinus.
Welches Geschäft? Als Frau heirathet ein Freund, und du fragst noch?
Wenige hat er dabei. — Wohl könnt' ich's erleben: es wird noch,
Wird noch offen geschehn und nach Wunsch stehn in den Registern.“ [1])

Solchen Ausganges freilich versah sich Ovids Muse nicht, als sie das schönste Bündniß der Natur und der Sitte besang. Aber konnte der Ausgang ein anderer sein, nachdem die Poesie den Aufschwung nicht mehr gewann, um in der Liebe Höheres zu erblicken als allein die Freude am Körper? Und ein Weiteres kennt doch Ovid, der Schönheit seiner Sprache zum Trotze, nicht!

„Sieh, zwei Liebende hat das vertraute Lager empfangen;
Muse, bleib' an der Thür ihres verschloss'nen Gemachs.“

singt er freilich, Buch II, Vers 703 und 704 seiner „Kunst zu lieben.“ Aber das gemessene Gebot, das so geziemende, befolgt er nicht selber; er bekundet durch seine Vorschrift nur, daß er des Anstandsgefühles, das der Muse innewohnen sollte, sich recht wohl bewußt ist; unschicklich jedoch zieht er den Schleier von dem verliebten Gekose, das nur als natürliches Ergebniß inbrünstiger Sehnsucht, aber ebensowenig als Schaustellung wie als wollüstige Schleckerei schön oder verzeihlich ist. Ovid deutet noch im folgenden Vers:

„Ohne dich werden von selbst unzählige Worte sie sprechen“

deutlich genug die Grenze an, welche der Poesie gezogen ist. Nichtsdestominder überschreitet er sie sofort in cynischster Weise:

„Und nicht müßig im Bett lässet die Linke man ruh'n.
Werden die Finger zu thun an jenen Theilen doch finden,
Welche geheime Kraft Amor's Geschossen verleih'n.
An der Andromache that dies einst der tapfere Hector,
Und er zeigte sich nicht blos für die Kriege geschickt.
Auch von dem großen Achill geschah's der gefang'nen Lyrnesis,
Als er im weichen Bett ruhete, müde vom Feind.
Jenen Händen erlaubt'st, Briseis, du, dich zu berühren,
Welche beständig benetzt waren von Phrygischem Blut.

1) Juvenal, Satire II, Siebold. —

Oder war es just das, was dich, Leichtfertige, letzte,
Daß dir berühret der Leib ward von der siegenden Hand? —
Glaube man mir, nicht ist der Liebe Lust zu beeilen,
Sondern allmälig hervor locke sie langer Verzug.
Wenn die Stellen du fandst, die das Weib gern lässet berühren,
Halte nimmer die Scham, sie zu berühren, dich ab.
Schimmern in zitterndem Glanz wirst dann du sehen die Augen,
Wie vom Wasser zurück strahlen die Sonne man sieht."

So etwas wie sociale Pflicht kennt Ovid nicht.

„Seht, ich bezeug's noch einmal, mit nichts als gesetzlich Erlaubtem
Tändel' ich hier;[1])" — — — — — — — —

Also Ovid läßt es sich bei seiner poetischen Aufgabe an der Spitzbuben-Moral genügen: was nicht verboten ist, ist erlaubt; der verderblichste Zug des römischen Nationalcharakters, das sociale Leben als im Rechtsdasein begrenzt anzusehen, wohnt auch ihm inne, und aller ethische Maßstab geht ihm verloren. Das Einzige, was ihn fesselt, ist das subjectiv ästhetische Ziemen, und deshalb ist dies selbst für ihn keine Fessel. Wenn er a. a. O. nach Vers 720 fortfährt:

„Klagen werden dazu, dazu wird liebliches Murmeln
Kommen und süßes Geseufz, Worte zum Kosen geschickt.
Doch laß weder du selbst, dich größerer Segel bedienend,
Ab von der Herrin, noch sie komm' in dem Laufe dir vor.
Eilet zugleich zum Ziel; dann ist vollkommen die Freude,
Wenn besieget zugleich liegen der Mann und das Weib."

so läßt sich dies an und für sich poetisch wohl rechtfertigen, aber entschuldigt in keiner Weise die schönheitswidrige Detailmalerei, die er vorausgeschickt; es wird ein schönes Gemüth mit angeborener Poesie den Einklang der Leiber finden, aber der gewöhnlichere Mensch durch des Dichters Fingerzeige in schändliche Liebesmechanik verfallen, so daß die eben citirte Vorschrift ob der vorhergegangenen Lehren gewiß verabsäumt wird. Das aber ist der Fehler des Ovidischen Dichterwerkes durchweg: der Dichter zeigt nicht die erhabenen Ziele der geschlechtlichen Liebe, dadurch die Liebenden auch über die Gefahren niedriger Mittel erhebend, sondern versenkt absichtlich in methodischer Führung den Schüler in die Gefahren, kaum jemals dessen Gemüth durch Erweckung sittlichen Stolzes gegen die Klippen gemeiner Sinnlichkeit stählend. Als Zweck aller Liebeskunst steht bei ihm obenein der Egoismus

1) „Kunst zu lieben" II.

immer an erster Stelle. Nachdem er seitenlang dem Liebhaber allerhand Schein und Blendwerk angerathen, mahnt er ihn zum Schlusse[1]):

„Nur hab' Acht, daß du nicht dich in jenen Worten als Heuchler
Zeigest, und strafe dich nicht Lügen dein eignes Gesicht.
Kunst nützt, wird sie versteckt; die ertappte bringet Beschämung,
Und für ewige Zeit raubt sie mit Recht das Vertraun." —

An einer anderen Stelle[2]) zählt er zu dem „gesetzlich Erlaubten", das nur empfehlen er will, den Meineid:

„Und nicht ängstlich versprich; Versprechungen locken die Mädchen:"

welcher Grundsatz freilich im vollen Einklange steht mit Ovids Selbstbekenntnisse:

„Was durch mich man erlernt, ist nur leichtfertige Liebe."[3])

und dies ist wahrlich nicht Verkennung des eigenen Selbst, denn nachdem er die Mädchen ermahnt[4]):

„Seied gedenk schon jetzt, daß einst wird kommen das Alter;
So wird ungenutzt nimmer die Zeit euch vergehn."

nachdem er ihnen die der Geschlechtsliebe entbehrende Zukunft in trübem Lichte gemalt[5]):

„Die Zeit kommet, wo du, die du jetzt den Liebenden aussperrst,
Frieren als Greisin des Nachts wirst im verödeten Bett" . . .

fügt er hinzu[6]):

„Nimm noch, daß auch Geburten die Zeit der Jugend verkürzen;
Wenn man beständig von ihm erntet, so altert das Feld."

Der künstliche Abortus gehört bei Ovid also auch zur „Kunst zu lieben." Ja, das Messalinenthum ist so sehr das thatsächliche Object seiner Muse, daß er die Mädchen ermahnt[7]):

„Nehmet, o sterblich Geschlecht, an den Göttinnen ihr euch ein Beispiel,
Und versagt zum Genuß zärtlichen Männern euch nicht.
Wenn sie euch täuschen einmal, was verliert ihr? Alles verbleibt euch.
Nehmen euch tausend, es geht nichts euch verloren dadurch.
Eisen nutzet sich ab, Steinpflaster reibt der Gebrauch ab;
Der Theil hält sich und ist nimmer von Schaden bedroht."

1) a. a. O. II, 311—314.
2) a. a. O. I, 631.
3) a. a. O. III, 27.
4) a. a. O. III, 59—60.
5) ebendas. 69—70.
6) ebendas. 81—82.
7) ebendas. 87—92.

In der „Frauenfrage“ ist das jedenfalls ein sehr erhebliches, von den beiden Leipziger „Größinnen“, welche für das weibliche Geschlecht die Gleichberechtigung mit den Männern erkämpfen wollen, wohl zu beherzigendes Item; es kann gar keinen Zweifel leiden, daß der schöneren Hälfte unserer Nation heutzutage nichts dringender Noth thut, als ebenfalls der „classischen Bildung“ theilhaftig zu werden [1]), deren praktische Consequenzen wir in dem so außerordentlich wohlthätigen Einflusse der Wissenschaften auf unser sociales Leben, das sich so äußerst friedfertig und harmonisch glücklich, und unter der classischen Einwirkung der Gymnasialantiquität allgemein human gestaltet, gegenwärtig so reiche Gelegenheit zu beobachten haben; es wäre ja wahrhaft sündlich, die Segnungen des einzig in den alten Meistern zu findenden, deshalb aus ihnen allein auch nur zu schöpfenden Humanismus nur den jungen Burschen zugutekommen zu lassen; unsere vielgeliebten Evatöchter, die unsere deutsche Sprache so verdienstvoll schon um die an Wohllaut nicht ihres Gleichen findenden Wörter Studentin, Aerztin, Gastin, Mitgliedin u. s. w. bereichert und durch ähnliche Productivität längst den alten Satz widerlegt haben, daß das Weib seiner Natur nach nur receptiv ist, müssen nothwendig auch Gymnasiastinnen, Abiturientinnen und Gelehrtinnen werden. Bietet doch die „classische Bildung“, womit die Herren Gymnasialoberlehrer Deutschland, im Vorzuge vor anderen Ländern, so glücklich, so menschlich edel, so aller niedrigen Gesinnung bar, so ästhetisch hochstehend machen, auch für Gymnasiastinnen vortreffliche Muster, an denen sie sich erheben und in stolzem Fluge ihre ärmeren Schwestern hinter sich lassen können, denen nichts zur Verfügung steht, als die so plebejische deutsche Sprache, in welcher Friedrich Schiller singt: „Ehret die Frauen, sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben“, ein Gedanke, den Schiller natürlich aus der Antike gestohlen hat, wo der ewig lautere Born des menschlich Schönen sprudelt. Ovid z. B., ein Dichter, der bei den Römern den Rang einnahm, der Schillern von uns dummen Deutschen gewährt wird, singt [2]):

„Schamroth werd' ich, noch mehr euch zu lehren. Aber Dione
Saget: „„Was schamroth macht, ist insbesondre mein Werk.““
Jegliche kenne sich selbst. Nach dem Körper wählet die Weise.
Ein und die nämliche Art schicket für Alle sich nicht.
Ist sehr schön ihr Gesicht, so muß auf dem Rücken sie liegen.
Die, der ihr Rücken gefällt, lasse von hinten sich schaun.

1) Nach dem Vorbilde z. B. der tugendreinen Maria Stuart. (Vgl. Seigneur de Brantome, Mémoires, Dames illustres, p. 109, Leyden 1699.)
2) a. a. O. III, 769—788.

Sich auf die Schultern hob Atalanta's Schenkel Milanion;
Lasset sie so empfah'n, sind sie von schöner Gestalt.
Sitze die Kleine zu Roß; nie saß die Thebaïsche Gattin,
Weil sie die größeste war, auf dem Hectorischen Roß.
Knie'n auf den Polstern muß mit zurückgebogenem Nacken
Eine Frau, die hervor raget durch Länge des Leib's.
Ist untadlig die Brust und jugendkräftig die Schenkel,
Stehe der Mann, sie selbst lieg' auf geneigetem Pfühl.
Nicht auch verschmäh' es, den Schopf, wie Phylleïsche Weiber, zu lösen,
Und mit fliegendem Haar beuge den Nacken zurück.
Du auch, der auf den Leib Lucina Runzeln gezeichnet,
Flüchtigen Parthern gleich ficht mit gewendetem Roß.
Tausend Weisen wohl giebts; ganz einfach ist es und mühlos,
Wenn auf der rechten Seit' halb auf dem Rücken sie liegt.“

Namentlich dann würde auch dem Gleichberechtigungs-Backfisch der auf solchen Literaturschätzen fußende Gymnasialunterricht herrliche Früchte zeitigen, wenn erst, was doch auch nothwendig kommen muß, die beiden Leipziger Frauen-Fragezeichen es durchgesetzt haben, daß die gleichberechtigte Evatochter auch die Kanzel besteigen darf, denn an unserer Geistlichkeit sieht man ja am augenfälligsten, von welch' immenser praktisch-socialer Bedeutung das Studium der Classicität ist, die Ovid so verständnißvoll repräsentirt . . . .

Selbst da, wo unser Dichter, über den, wie unsere Antiquitäts-Gymnasiarchen sagen, der „Duft des Alterthumes“ wie über kaum einen zweiten ausgegossen ist, sich social aufraffen zu wollen scheint, vermag er nicht, über die engsten Grenzen gemein selbstsüchtiger Anschauung sich zu erheben. Die Flagge des bornirtesten Egoismus, unter der er sich auf die hohe See des Gemüthslebens begeben, behält er auch da bei, wo er es, nach dem Sturme, den er erregt hat, für gut hält, die Topsegel zu reffen. In seinem „Heilmittel der Liebe“ lehrt er nicht die, mit dem Socialen aussöhnende, den Einklang zwischen dem individuellen Verlangen und dem social sich aufdrängenden Muß herstellende genuß- und ernährungskräftige Erzeugerliebe, sondern giebt banale Gemeinplätze über die Verhütung aller Liebessehnsucht zum Besten, wie deren in einem Lehrbuche für Philister und solche, die es werden wollen, in zierliche Reime gebracht von einem Candidaten christlicher Theologie, dem ein Korb seiner Angebeteten die Liebe versalzen, am Platze sein würden [1]):

1) „Heilmittel der Liebe“ 139—248 (Alexander Berg, Stuttgart 1865).

„Wenn du die Muße verscheuchst, ist Amor's Bogen vernichtet,
Und die Fackeln des Gott's liegen verschmäht und verlöscht.
Wie die Platane des Weins, wie die Pappel Wassers sich freuet
Und wie dem Rohre des Sumpf's schlammiger Boden behagt,
So liebt Venus die Muß'; und willst du enden die Liebe,
Führe Geschäfte, — sie weicht diesen — so bist du geschützt.
Trägheit und unmäßiger Schlaf, von Keinem gestöret,
Und das Spiel, und ein Haupt, taumelnd von reichlichem Wein,
Rauben sämmtliche Kraft ohn' alle Wunde dem Geiste;
Unvermuthet erscheint Amor, der tückische, dann.
Müßigen folget er gern, die Thätigen hasset der Knabe.
Unbeschäftigtem Geist gieb ein ihn fesselndes Werk.
Märkt' und Gesetze giebt's; es giebt zu beschützende Freunde;
Setz' in der Toga der Stadt glänzende Lager den Fuß.
Oder zum jungen Dienst gieb hin dem blutigen Mars dich;
Und von der Liebeslust wirst du verlassen dich sehn.
Siehe, ein neuer Grund zum Triumph, der flüchtige Parther
Schauet in seinen Au'n Waffen des Kaisers bereits.
Ueberwinde zugleich mit des Parthers Amor's Geschosse,
Und zwiefache Trophä'n bringe den Göttern zurück.
Als vom Aetolischen Speer nur einmal Venus verletzt war,
Trug dem Geliebten sie auf, Kriege zu führen hinfort.
Fragt ihr, wodurch Ehbrecher voreinst Aegisthus geworden?
Der Grund liegt auf der Hand, weil er ein Müßiger war.
Mit langsamem Geschoß bei Ilion kämpften die Andern;
Von ganz Grücia war übergeführet die Macht.
Hätte Kriegen sich weih'n er gewollt, er führete keine;
Oder den Märkten, Prozess' führte zu Argos man nicht.
Was, um etwas zu thun, er gekonnt hat, that er, er liebte.
Also kommet der Knab', also behauptet er sich. —
Aber das Land auch ergötzt das Gemüth und das Treiben des Landbau's,
Diese Sorge verscheucht jegliche Sorg' aus der Brust.
Laß den gebändigten Stier das Genick darbieten der Bürde,
Daß durch die Pflugschar wund werde das harte Gefild.
Senke der Ceres Saat in den umgeworfenen Boden,
Daß sie das Feld dir zurückgebe mit vielem Gewinn.
Richte den Blick auf die Aeste, gekrümmt vom Gewichte des Obstes,
Daß kaum tragen der Baum kann die erzeugete Last.
Richte den Blick auf den Bach, der mit lieblichem Murmeln dahin rinnt;
Richt' auf die, üppiges Gras scherenden Schafe den Blick.
Siehe, das jähe Gestein und die Felsen suchet die Ziege,
Dann zu den Zicklein trägt voll sie die Euter zurück.

Auf ungleichem Rohr pfeift seine Lieder der Hirte,
Und nicht fehlt ihm die Schaar emsiger Hund' als Geleit.
Dort in dem hohen Wald ertönt das Gebrülle der Kühe,
Und die Mutter, sie klagt um das verlorene Kalb.
Wie, wenn der Bienenschwarm vor dem angestifteten Rauch flieht,
Daß von den Waben geleert werde das krumme Geflecht?
Früchte gewähret der Herbst; schön macht die Ernte den Sommer;
Blumen spendet der Lenz, Wärme dem Winter das Holz.
Zur feststehenden Zeit liest reife Trauben der Landmann,
Und es ergießt sich der Most unter dem nackenden Fuß.
Zur feststehenden Zeit auch mäht und bindet das Korn er,
Und das geschorene Land wird mit dem Rechen gefegt.
Pflanzen kannst du auch selbst im gewässerten Garten versenken,
Selber Bäche von sanft rieselndem Wasser dir ziehn.
Kommet der Pfropfung Zeit, laß Zweig mit Zweig sich vereinen,
Und mit anderer Schopf stehe bedecket der Baum.
Wenn einmal dem Gemüth die Lust zu behagen beginnet,
Dann geht Amor besiegt, hängend die Flügel, davon. —
Oder beschäftige dich mit der Jagd; von der Schwester des Phöbus
Schmählich besiegt, hat oft Venus ihr weichen gemußt.
Bald verfolg auf der Flucht mit dem spürenden Hunde den Hasen,
Bald auf belaubeten Höhn spanne das Netz für das Wild,
Oder den ängstlichen Hirsch schreck' auf durch verschiedene Scheuchen,
Oder, die Brust durchbohrt, falle der Eber vom Speer.
Nachts empfängt den Erschöpften der Schlaf, nicht Sorg' um ein Mädchen,
Und in Behaglichkeit ruhen die Glieder sich aus.
Milder beschäftigt's dich, doch beschäftigt's, kleine Belohnung
Dir durch den Vogelfang suchen mit Garn und mit Rohr.
Oder gekrümmtes Erz in der letzten Speise verbergen,
Die der gefräßige Fisch schnappe mit gierigem Mund.
Dieses und Anderes muß so lange dienen, dich selber
Heimlich zu betrügen, bis du zu lieben verlernt.
Mache Du nur, wenn zurück auch feste Bande dich halten,
Weit dich von hinnen und halt' immer auf Reisen dich fern.
Weinen wirst du und oft der verlassenen Freundin gedenken,
Stehen bleiben auch wird mitten im Wege dein Fuß.
Aber je weniger gehn du willst, um so eifriger gehe;
Zwinge beharrlich zum Gang deinen sich sträubenden Fuß.
Wünsche dir Regen auch nicht, noch durch fremde Sabbate laß dich,
Noch durch der Allia Tag halten, der Leid uns gebracht.
Frage, wie weit du noch hast, und nicht, wie weit du gekommen,
Noch ersinne, damit nahe du bleibest, Verzug.

Rechne die Zeit nicht nach, noch siehe dich häufig nach Rom um,
Sondern flieh; vor dem Feind schützt auch den Parther die Flucht.
Hart nennt einer vielleicht den Rath; ich gesteh', daß er hart ist;
Doch, um gesund zu sein, trägt man des Schmerzlichen viel.
Oft trank bitteren Saft, wenn ungern auch, ich als Kranker,
Und trotz Bitten und Flehn schlug man die Speisen mir ab.
Um zu retten den Leib, wirst Stahl und Feuer du dulden,
Und dem trockenen Mund, dürstend, das Wasser entziehn.
Um zu gesunden am Geist, wollt'st etwas nicht du ertragen?
Aber dieser besitzt größeren Werth als der Leib.
Aber zu unserer Kunst ist's doch die traurigste Pforte,
Und in die erste Zeit fügt man mit Mühe sich nur.
Siehst du, wie schmerzlich der Stier von dem ersten Joche gedrückt wird,
Und wie das neue Gebiß plaget das flüchtige Roß?
Kummer macht's dir vielleicht, von der Väter Laren zu gehen;
Gehn mußt aber du doch; später verlange zurück;
Und nicht wird dich der Lar heimrufen, sondern die Liebe,
Welche nur deine Schuld so zu beschönigen sucht.
Bist du gegangen einmal, wird hundertfältigen Trost dir
Bieten der weite Weg und dein Geleit und das Land.
Und nicht halt's für genug, daß du fortgehst, lange sei ferne,
Bis das Feuer erlischt und es nur Asche noch ist.
Eilst du zurückzukehren mit noch nicht festem Gemüthe,
Wird in erneuertem Kampf Amors Geschoß dich bedrohn.
Aber wie fern du auch warst, du kehrst voll Durst und Begier heim,
Und es wird siegen dein Leid über den weitesten Weg." —

Also unsere Herren Förster und Landwirthe, Immeker, Angler und Kaninchenzüchter, am Ende auch die vielbeschäftigten Literaten und geplagten Beamten wissen nun, woran sie sind: ihnen tritt der Liebe Sehnen nicht nah; in rastloser Arbeit und der von aller Liebeslust abziehenden praktischen Richtung ihrer Gedanken tritt kein süßes Frauenbild vor ihre Seele; nichts als Thierzucht-Theorieen, Geschäfts-Gewinn-Ausrechnungen und technisch erfülltes Denken und Sinnen beschäftigt sie, und das Herz folgt willig dem Kopfe. Ueberdies leben sie ja nicht in Rom, nun und außerhalb Rom giebt's ja weder Mädchen noch Liebe.

Antik kleinstädtische Classicität! Baron Strudelwitz im alten Rom . . . !

Sieht man auch von der philiströsen Seichtigkeit und der in dieser liegenden psychologischen Unwahrheit der Ovidischen Liebespädagogik ab, so läßt sich gar nichts social Unsittlicheres denken, als

die von dem „großen römischen Dichter" der Liebeskrankheit angerathene Enthaltsamkeit. Außerhalb jenes ungemessenen altclassischen Egoismus ist es auch gar nicht möglich, daß Jemand auf solche Fratzen wie die Ovidischen Heilmittel verfalle, die schon ein Vorspiel der Gedankenverirrung des späteren Anachoretenthums sind, denn in dem social gesunden Menschen ist die Liebe nicht ein in sich selbst zurückführendes Verlangen nach Sinnengenuß, sondern ein thatkräftiges, schöpfungsreiches Begehren der Mittheilung, des Sichhingebens an das Weib, und des Sichwiederfindens in ihm, des geistigen und des körperlichen durch den Stimmungseinklang und durch die Kinder. Bei Ovid aber ist die Ehe der der Liebe entgegengesetzte Pol. Ovid's Weiber haben nur Schenkel, Brüste und dergleichen als Liebesreiz an sich, und in puncto Liebe ist ihm die Intelligenz und das Gemüth im Weibe ein vollständig nutzloser Tand; er zieht sie nur in so weit in Rechnung, als sie der Sinnenlust selber sich nützlich oder feindlich erweisen.

Geradezu kindisch ist der Rath, den Ovid des Weiteren zur Besiegung der Liebe ertheilt[1]):

„Häufig erinnere dich an die Freveltaten des Mädchens,
Und dir vor Augen halt' Alles, um was du gebracht:
„„Dieses hat sie und dies, und nicht genüget ihr der Raub,
Dies habsüchtige Weib brachte mein Haus zum Verkauf.
So hat mir sie geschworen, mich so beim Schwure getäuschet,
Und wie oft vor der Thür ließ sie mich liegen des Nachts!
Andere liebt sie, von mir geliebt zu werden verschmäht sie.
Ach der Hausirer erhält Nächte, die mir sie versagt!""
Dieses erbittere dich durch alle deine Gefühle,
Daran denke, darin suche die Keime zum Haß.
O und könntest du auch in diesen Dingen beredt sein!
Fühle nur Schmerz, und beredt wirst du von selber dadurch.
Kürzlich hatte mein Herz sich gehängt an eines der Mädchen;
Aber sie sagete nicht meinen Gesinnungen zu.
Und mein eigenes Kraut gebraucht' ich kranker Machaon,
Ja und ich war ein sehr garstig erkranketer Arzt.
Aber mir half's, daß ich immer mich trug mit den Fehlern der Freundin,
Und das Nämliche hat oft mir zum Heile gedient.
„„Wie schlecht"", sagt' ich mir, „„sind bei meinem Mädchen die Schenkel!""
Und doch waren sie's nicht, um es euch recht zu gestehn.
„„Wie sind gar nicht schön bei meinem Mädchen die Arme!""

1) Heilmittel 299—356, 399—420, 437—464 (Al. Berg).

Und doch waren sie das, um es euch recht zu gestehn.
„„Wie klein sie ist!““ sie war's traun nicht; „„wie plündert den Freund sie!““
Dieses gewährte zum Haß mir den vorzüglichsten Grund.
Uebeles grenzt an Gutes; es ward durch deren Verwirrung
Statt auf das Laster oft Schuld auf die Tugend gewälzt.
Wende, so viel du kannst, des Mädchens Gute zum Schlechten,
Und durch die Nachbarschaft beider betrüge dich selbst.
Nenne, wenn voll sie ist, sie gedunsen, schwarz, wenn sie braun ist;
Zeihe der Hagerkeit eine von schlanker Gestalt.
Und wenn sie plump nicht ist, so kann leichtfertig sie heißen;
Wenn sie ein biedres Gemüth zeigt, so nenne sie plump.
Bitte dein Mädchen sogar mit Schmeicheltönen beständig,
Daß ein Talent sie sehn lasse, woran es ihr fehlt.
Fordre sie auf, daß sie singt, wenn ohne Stimme sie wäre,
Tanze sie, wenn sie die Hand nicht zu bewegen versteht.
Wenn unrichtig sie spricht, so lasse sie viel mit dir reden.
Kennet die Saiten sie nicht, fordre zur Lyra sie auf.
Schreitet zu plump sie daher, lustwandle sie; füllet ihr Busen
Strotzend die ganze Brust, lasse die Binde sie fort.
Sind ihr die Zähne schlecht, so erzähl' ihr etwas zum Lachen.
Thränen die Augen ihr, sprich etwas, worüber sie weint.
Auch wird's nützen, zur Zeit, wo sie sich für keinen geschmückt hat,
Morgens mit eilendem Schritt plötzlich zur Herrin zu gehn.
Uns verführet der Schmuck; mit Gold und Steinen bedeckt wird
Alles; der kleinste Theil ist an dem Mädchen sie selbst.
Frage dich öfter, wo *das*, was du liebst, steckt unter so Vielem.
Unter des Schmuckes Schild täuschet die Reiche den Blick.
Unvermuthet erschein', und du triffst, selbst sicher, sie wehrlos;
Und die Arme verliert dann durch die Fehler den Freund.
Sicher jedoch ist's nicht, *dem* Rath zu sehr zu vertrauen;
Viele ja sind auch schön ohne die Hülfe der Kunst.
Dann auch, wenn sie mit Schminke belegt und tünchet das Antlitz,
Tritt — und es hindre dich nicht Scheu — vor der Herrin Gesicht,
Büchslein wirst du bei ihr und tausend Farben der Dinge
Und auf die warme Brust fließendes Aesypum sehn.
Diesen Mitteln entströmt ein Duft, wie den Tischen des Phyneus;
Oefter, als Einmal, fühlt Ekel mein Magen daran."

— — — — — — — — — — — — — — —

„Also wenn Liebesgenuß und das Werk der Jugend verlangt wird,
Und sich nähert die Zeit einer versprochenen Nacht,
Laß durch der Herrin Genuß, wenn mit voller Brust du ihn hinnahmst,
Nicht dich fesseln; vorher buhle, mit welcher du willst.

Suche dir, welche du willst, bei der du die erste Begierde
Löschest; die folgende wird lau nach der ersten nur sein.
Lang entbehrete Lust ist die angenehmste; bei Sonne
Liebet man Schatten, bei Frost Sonne, das Wasser bei Durst.
Schäm' ich mich auch, ich sag's: der Umarmung gieb auch die Weise,
Die am wenigsten dir passend für jegliche scheint.
Und man bewirkt's nicht schwer; sie gestehn sich selten die Wahrheit
Und vermeinen, daß nichts übel sich schicke für sie.
Dann empfehl ich dir auch, die ganzen Fenster zu öffnen,
Und beim Lichte des Tags häßliche Glieder zu schaun.
Aber sobald zum Ziele gelangt die beendigte Lust ist,
Und nun an Seel' und Leib matt und erschöpfet du liegst,
Wenn es dich reut und lieber berührt kein Mädchen du hättest,
Und es dir scheint, daß sobald keines berühren du wirst,
Merke dir dann, was irgend am Leib für Makel sich zeigen,
Und auf die Fehler an ihr richte beständig den Blick.
Mancher nennet vielleicht dies unbedeutend, es ist's auch;
Doch, was als Einzelnes nicht nützet, das hilft, wenn sich's häuft."

— — — — — — — — — — — — — — —

„Wie wenn sogar im geheimen Gemach man das Mädchen belauscht hat
Und das sah, was zu sehn selber die Sitte verbeut?
Götter, bewahrt mich davor, dies irgend Einem zu rathen!
Wär's auch nützlich, so ist solches doch nimmer zu thun.
Das auch rath' ich, daß ihr zugleich zwei Freundinnen habet;
Muthiger ist man, wofern Mehrere man haben kann.
Wenn ein getheiltes Herz sich von einer wendet zur andern,
Schwächet die eine Lieb' immer der anderen Kraft.
Auch ein mächtiger Strom nimmt ab durch viele Kanäle,
Und die gewaltige Glut, nimmt man das Holz ihr, erlischt."

Das ist also das Ende vom Liede, sinnliche Impotenz? Eine nette sociale Perspective, bei der die nachfolgende römische Geschichte wunderbar klar wird.

Ovid giebt die angezogene Stelle nicht etwa beiläufig, sondern mit voller, sich selbst bewußter Absicht und Ueberlegung. Einige Seiten weiter sagt er[1]):

„Sieh, auf die Bühne hier tret' ich als Kuppler sogar.
Denn da verschieden der Sinn, so bedarf's verschiedener Künste.
Tausend Arten des Leid's giebt es und tausend des Heils.
Kaum durch den scharfen Stahl wird mancher Körper geheilet;

1) A. a. O. Vers 524—542.

Andere haben gesund Kräuter und Säfte gemacht. —
Bist du zu weich und kannst nicht los und bleibest gefesselt,
Und setzt grausam dir Amor den Fuß auf den Hals:
Höre zu ringen auf; von den Winden laß dich zurückwehn,
Und wohin dich die Fluth treibet, da rudere hin.
Löschen mußt du den Durst, von dem zum Sterben du glühest.
Weichen will ich dir; jetzt trink aus der Mitte des Stroms.
Aber trinke noch mehr, als wonach Verlangen dein Herz hat.
Ueberströmen den Mund laß den geschöpfeten Trank.
Immerwährend genieß' und ungestöret dein Mädchen;
Laß dir die Nächte von ihr rauben, die Tage von ihr.
Suche durch Ueberdruß dein Leid zu enden; er endet's.
Bleib auch jetzt, wenn von ihr lassen zu können du glaubst,
Bis du dich überfüllst, und ihr Vollmaß hebet die Liebe,
Und es dir nicht mehr Lust macht, in dem Hause zu sein."

Also ganz deutlich das

„Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben"

als sociales Liebesprincip aufgestellt! Und das ist ein antikes Muster der modernen classischen Bildung, vor der unsere Gymnasiarchen, denen die geistige Schulung der auf die politische und sittliche Leitung des Volkes Anspruch erhebenden Kreise obliegt, sich prosterniren ....

Ungeheuerliche Verkehrtheit!

Der Umschlag in der Lebensanschauung konnte nicht ausbleiben. Eine Richtung wie die vom späteren Rom verherrlichte ist nicht entwickelungsfähig. Die individuelle Selbstsucht ist das Zehrfieber des socialen Wesens, der nagende Wurm an der Frucht des gesellschaftlichen Beisammenseins. Wo die öffentlichen Zustände auf sie gegründet werden, da ist der Untergrund dauernden socialen Daseins ins Wanken gebracht; das, was Granit war, wird Schlamm, und immer tiefer sinkt der sociale Bau im Moraste.

Der Umschlag, welcher erfolgte, war daher selbst ein Extrem. War es zuletzt der ungemessene Egoismus gewesen, was die Triebfeder des socialen Thuns gebildet; war jegliche menschheitliche Regung im Gemeinwesen der Bürger von der Hydra Selbstsucht verzehrt worden, deren vielköpfige Gefräßigkeit sich am eigenen Körper vergriff; war, im Uebermaße erfinderischen Sinnens, gar keine Möglichkeit weitergehender egoistischer Bethätigung mehr übriggelassen, so konnte es nicht ausbleiben, daß der Drang der Nothwendigkeit socialen Geschehens zum äußersten Gegensatze führte; das Schrankenlose, das Unmäßige lag im Wesen der Zeit: daher konnte bei den Besseren, nachdem einmal die Verzweiflung am Gelingen des Bemühens um die Lösung des

menschlichen Daseins-Problemes in egoistischer Richtung eingetreten war, nur mehr neue Hoffnung das so öde gewordene Menschenherz füllen, wenn ein Weg gezeigt wurde, der gar nicht an die verrufene Straße erinnerte, auf der das Menschengeschlecht sich gegenseitig geplündert hatte, so daß selbst den eifrigsten Vertretern dieses Systemes der Schmerz empfindlicher Einbußen nicht erspart blieb; der zum Principe erhobene Egoismus glich einer Giftatmosphäre, welche alles sociale Wesen, auf das sie wirkte, vernichtete.

Der Umschlag, den der, dem Gedankenspiele nach schon in Ovids Liebespoesie bis zu den äußersten Grenzen des Möglichen getriebene Egoismus Roms erfuhr, war das Christenthum. War bei den Römern der Satz zur Geltung gelangt: Liebe um deiner selbst willen; liebe daher eventuell, wenn es dein Liebesgenuß erfordert, unter Aufopferung des Gegenstandes deiner Liebe — die ganze „Kunst zu lieben" Ovids, nebst seinem „Heilmittel der Liebe" ist absolut nichts Anderes als ein Commentar zu diesen Liebesmaximen — so wurde dahingegen im Christenthume nunmehr der Satz aufgestellt: Liebe der Welt halber, und obenein nicht dieser, sondern „jener", d. h. einer nur in Gedanken, resp. in der Phantasie vorgestellten Welt halber; liebe daher eventuell, wenn es der Gegenstand deiner Liebe erfordert, unter Aufopferung deiner selbst.

An Stelle der Selbstsucht war die Selbstlosigkeit zum Principe erhoben worden; während die römische Classicität die Welt nur individuell begriff, in ihr Jeder das sociale Wesen nur auf sein Individuum bezog, war für das Christenthum der einzelne Mensch nur als Weltpartikel vorhanden, und jegliches Individuum hatte sein Ich um der Welt willen zu verläugnen.

Der Rückschlag dieses Umschwunges auf die Geschlechtsliebe ist unschwer zu begreifen. Bei den Römern, bei denen auch dem Gedankengange nach in der individuellen Bethätigung sich alles sociale Geschehen concentrirte, fand alle Liebe in der Geschlechtsliebe ihren Culminationspunkt; wie der individuelle Fokus sich eben hier befindet, so war dem Römer nur die Liebe natürlich, welche das Individuum in diesem Brennpunkte traf, daher auch alle Hoffnung schwinden mußte, als selbst die angestrengtesten, erfindungsreichsten Versuche erneuter Vermehrung des Geschlechtsgenusses mißlangen. Bei den Christen, deren Glaubenslehre die individuelle Verläugnung vorschrieb, ja, deren den Menschen gestecktes Ziel ganz außerhalb des individuellen, d. h. des irdisch individuellen Daseins lag, erfordernd, daß der gläubige Anhänger des neuen Gedankengebäudes der Welt- und Lebensanschauung sein fleischliches Ich schon zur Zeit dessen Daseins von sich werfe,

mußte alle Liebe sich vom Sinnlichen abwenden, sich, wie die sociale Auffassung selber, im Abstracten verlierend.

So war der Gegensatz an sich. Die Verwirklichung desselben konnte natürlich weder in Rom, noch in Jerusalem, weder in der alten, noch in der neuen Anschauung über die Grenzen der Natur hinausgehen; es blieben diese die Bedingungen der lebendigen Verwirklichung der classisch egoistischen, wie der die Aufopferung des Ich heischenden Theorie des Christenthumes.

Wie aber in Rom das Aeußerste in Bezug auf die Naturgrenzen des Individualismus geleistet worden war, so that Palästina ein Uebriges in der persönlichen Verläugnung. Richtete man in Rom das sociale Wesen zu Grunde im Dienste des Individualismus, so war man jetzt darüber aus, das Individuum zu Grunde zu richten im Dienste der, obenein aus dem Diesseits ins Jenseits verlegten Menschheit.

„Denn als wir waren des Fleisches, da waren die Gelüste der Sünde, die durch das Gesetz angeregten, wirksam in unseren Gliedern, Früchte zu bringen für den Tod.

„Jetzt aber sind wir von dem Gesetze des Todes, das uns gefangen hielt, entlassen, auf daß wir dienen sollen in Erneurung des Geistes, und nicht im Alterthum des Buchstabens [1]).

— — — — — — — — — — — — —

„Ich finde also dies Gesetz: mir, der ich das Gute thun will, mir wohnet das Böse bei.

„Denn ich habe Wohlgefallen an dem Gesetze Gottes, nach dem innern Menschen;

„ich fühle aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, welches entgegenstreitet dem Gesetze meines Geistes, und mich unterjocht dem Gesetze der Sündlichkeit, das in meinen Gliedern ist.

„Ich elender Mensch! wer wird mich frei machen von dem Leibe des Todes?

„Die Gnade Gottes durch Jesum Christum unsern Herrn! Also ich nun diene, mit dem Geiste, dem Gesetze Gottes, mit dem Fleische aber dem Gesetze der Sündlichkeit [2]).

— — — — — — — — — — — — —

„Denn das Gesetz des Geistes des Lebens in Christo Jesu hat mich frei gemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes.

„Denn (was unmöglich war dem Gesetze, indem es ward entkräftet durch das Fleisch) Gott hat, seinen eigenen Sohn sendend in der Gestalt des sündigen Fleisches, auch um der Sündlichkeit wegen, der Sündlichkeit das Urtheil gesprochen, in dem Fleisch:

„Auf daß die Gerechtigkeit des Gesetzes in uns erfüllet werde, die wir nicht wandeln nach dem Fleische, sondern nach dem Geist.

„Denn die nach dem Fleische sind, sinnen auf das, so des Fleisches ist; die aber des Geistes sind, sinnen auf das, so des Geistes ist.

„Die Gesinnung des Fleisches ist Tod; die Gesinnung aber des Geistes ist Leben und Friede.

— — — — — — — — — — — — —

„Denn wenn ihr nach dem Fleisch lebet, werdet ihr ersterben; wenn ihr aber durch den Geist die Werke des Fleisches ertödtet, da werdet ihr leben [1])."

Hier wird also der Geist, als das allein Erstrebenswerthe und Beizubehaltende, dem Leibe gegenübergestellt, von dem, als dem sündigen Fleische, der Mensch sich frei machen müsse. Dem Christenthume ist die Geschlechtsliebe also an sich ein Gräuel, der sich mit der Erhabenheit der Tugend nicht verträgt und den der wahre Christ als Teufelswerk von sich werfen müsse. Ja, selbst das Essen und das Trinken wurde verabscheut als niedriges, des sehr tugendhaften Menschen unwürdiges Thun:

„Das Reich Gottes ist ja nicht Speise und Trank, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude im heiligen Geist [2])."

Der Genuß zumal wurde verpönt; vom Irdischen sollte nichts übrig bleiben als die nackte, trostlose und herbe Pflicht, namentlich der Gehorsam gegen Obrigkeit und Klerisei:

„Darum denn entrichtet ihr auch Steuer; indem sie Diener Gottes sind, und eben dafür sich verwenden [3])."

Es heißt nicht nur in den christlichen Vorschriften:

„Segnet, die euch verfolgen, segnet, und fluchet ihnen nicht [4]);"

sondern auch:

„Gut ist: nicht Fleisch essen, noch Wein trinken, noch irgend anderes, was deinem Bruder anstößig, oder zum Aergerniß ist, oder ihn irre machet [5])."

Es braucht also nur irgend ein Faulpelz sich darüber zu ärgern, daß ich mir die Butter auf's Brod verdiene, so ist's auch für mich

1) „Sendschreiben des heiligen Apostels Paulus an die Römer" 7, 5—6, übers. v. Kistemaker, Münster 1853.
2) Ebendas. 7, 21—25.

1) Römer, a. a. O. 8, 2—6, 13.
2) Ebendas. 14, 17.
3) Ebendas. 13, 6.
4) Ebendas. 12, 14.
5) Ebendas. 14, 21.

mit dem Genusse aus; in christlicher Demuth und Geduld mich fassend, muß ich dem Genusse entsagen.

Und dabei wurde dennoch die Liebe geboten, allerdings eine Liebe, welche der römischen entgegengesetzt war; die neue Religion gestattete der Jungfrau nur einen himmlischen Bräutigam, den geschlechtslosen Heiland, dessen Hauptdaseinszweck eben war, den Menschen die Geschlechtsliebe abzugewöhnen, von dem selber aber nicht berichtet wird, daß er je von einem Mädchen versucht worden wäre; dem Teufel fällt es in der bekannten Verführungsgeschichte [1]) nicht ein, dieses bei der Erprobung männlicher Standhaftigkeit sonst nie versäumte Mittel in's Spiel zu bringen.

Offenbar war es den Verfassern des Christus-Märchens, wer dieselben auch gewesen sein mögen, darum zu thun, dem leisesten Argwohne, daß der „Heiland" Geschlechtsliebe könnte gefühlt haben, vorzubeugen.

Sie ahnten nicht, daß sie dadurch dem Helden ihrer Dichtung alles Verdienst der Selbstbeherrschung raubten: die geschlechtliche Enthaltsamkeit eines Menschen, der keinen geschlechtlichen Versuchungen ausgesetzt ist, ist kein Verdienst; ein Eisklumpen kann nicht brennen.

Uebrigens ließen die Evangelisten mit sich handeln; ohne Compromiß-Schließerei ging es ja mit der Himmelsphantasie nicht an. So sagt Paulus in seinem Sendschreiben an die Korinther [2]):

„Ich sage den Unverehelichten und Wittwen: es ist ihnen gut, wenn sie so bleiben, wie ich.

„Wenn sie aber nicht enthaltsam sind, laß sie heirathen: denn es ist besser heirathen als brennen."

Der Jünger Christi behandelt das Problem der Geschlechtsliebe mithin eben so roh, wie der Heide Ovid. Die Rohheit Jenes bethätigt sich nur in einer anderen Richtung. Der Heide steigt mit Bewußtsein in den Schlamm der Geschlechtsliebe hinab und tummelt sich anstandslos, resp. mit ästhetischem Raffinement, darin herum. Der Christ wendet sich im Schlamme der Geschlechtsliebe von diesem ab und phantasirt über ein geschlechtsloses Jenseits. Von einer Erhebung der Geschlechtsliebe über den Schlamm ihres rohen Empfundenwerdens aber ist weder beim Einen noch beim Andern die Rede; diese Versöhnung des niederen Seins mit dem höheren Streben ist heute, nach fast zweitausend Jahren, noch immer Problem, das zwar hie und da praktisch gelöst wird, aber noch nicht in einer anerkannten Theorie seine Lösung gefunden hat.

1) Evang. Lukas 4, 2 ff.
2) I. Korinther 7, 8—9.

Paulus lehrt im Briefe an die Korinther [1]) freilich:

„Das Weib hat kein Recht über ihren Leib, sondern der Mann; imgleichen hat der Mann kein Recht über seinen Leib, sondern das Weib."

Aber es liegt in diesem Doppelgebote nicht etwa die Anbahnung einer ethischen Erhöhung der Niedrigkeit des sich egoistisch für sich selbst bethätigenden Sinnenreizes, sondern nur die Ausdehnung der vom Christenthume allgemein gebotenen Selbstverläugnung auch auf die Geschlechtsliebe, daher das an sich lobenswerthe Gebot für die systematische Entwickelung der Ethik der Geschlechtsliebe weder von theoretischer, noch von praktischer Bedeutung ist. Der Herr Apostel hat deshalb auch gar keine Ahndung der Tragweite seines Ausspruches; er denkt nicht im Entferntesten daran, daß in demselben eine vernichtende Kritik der Ovidischen Kunst zu lieben liegt; er spricht das in überhaupt nur indirecter Beziehung zur Geschlechtsliebe aus, mit der er sich ohnehin nicht seinethalben oder gar der Tugend an sich wegen, sondern nur der sündigen Menschheit, der leidigen Thatsache der Existenz der Geschlechtsliebe halber befaßt, denn als das Höchste, menschlich Höchste und Edelste erscheint ihm dennoch die lederne Gemüthsart, welche sich im Nichts ihres Wollens glorificirt:

„Bist du an ein Weib gebunden? trachte nicht los zu werden; bist du los vom Weibe? trachte nicht nach einem Weibe [2])."

Der Apostel widerspricht sich auch, so oberflächlich behandelt er sein Thema. Während er oben die Ehe empfiehlt [3]), damit das Brennen ein Ende nehme, prophezeit er alsobald darauf, daß in ihr die Drangsal erst recht losgehen werde:

„Wo du aber heiratheſt, du sündigst nicht: und wo eine Jungfrau heirathet, sie sündiget nicht. Doch werden solche Drangsal haben dem Fleische nach; ich schone aber euer."

Dergleichen Widersprüche sind in der „geoffenbarten Religion" freilich nichts Seltenes, vielmehr der eigentliche Untergrund ihrer, alle rückhaltslos sich ihr hingebenden Bekenner unfehlbar zum Wahnsinne treibenden Existenz.

Der Apostel ergeht sich indeß nicht nur in Widersprüchen, sondern ebenfalls in Sinnwidrigkeiten:

. . . . . „Der Unverehelichte ist bedacht auf das, so des Herrn ist, wie er Gott gefallen möge;

„Der Verehelichte aber ist bedacht auf das, was der Welt ist, wie er dem Weibe gefallen möge; und er ist getheilt.

„Das unverehelichte Weib und die Jungfrau ist bedacht auf das,

1) I. Korinther 7, 4.
2) Ebendas. 7, 27.
3) Ebendas. 7, 9.

was des Herrn ist, daß sie heilig sei, dem Leibe und dem Geiste nach. Die Verehelichte aber ist bedacht auf das, was der Welt ist, wie sie dem Manne gefallen möge [1]."

Hat je ein theologischer Faselhans größeren Unsinn geschrieben? Oder ist es etwa nicht eine uralte Klage in der Ehegatten-Literatur, daß die gegenseitigen Bemühungen, zu gefallen, über die Flitterwochen der Ehe nicht hinausreichen? Ist solches nicht außerdem natürlicher als das Gegentheil, weil über das Frische in der Natur der größte Liebreiz ausgegossen ist?!

Ovid entwürdigt die Ehe, indem er sie des Genusses halber verwirft. Der Apostel Paulus entwürdigt die Ehe, weil er sie nur des Geschlechtstriebes, resp. der Eventualität dessen anderweitig minder heilsamen Befriedigung halber nicht verwirft:

„Also: wer seine Jungfrau verheirathet, der thut wohl; und wer sie nicht verheirathet, der thut besser [2]."

Intellectuell oder objectiv moralisch, d. h. hinsichtlich der socialen Sittlichkeit steht der christliche Apostel Paulus daher um kein Jota höher als der heidnische Dichter Ovid, wenn man auch Jenem die subjectiv sittlichere Regung wird vindiciren müssen.

Mit unbestreitbarer Logik schreibt der Apostel Paulus an die Korinther [3]: „Wann aber wird dasein das Vollkommene, dann wird aufhören das Mangelhafte," ein Satz, gegen den sich so wenig einwenden läßt, daß man sich sogar vergebens fragt, wie Paulus dazu kam, es für nothwendig zu halten, den Korinthern solches noch extra zu schreiben; man sollte doch denken, das hätten sie von selber wissen können. Aber die christliche Logik bewegt sich nicht immer in so concludenten Schlüssen. Derselbe Paulus, welcher verkündet [4]: „Gott aber giebt ihm einen Körper nach Seinem Wohlgefallen; und einem jeglichen Samen seinen eigenen Körper", sagt [5]: . . . . „Brüder: Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht besitzen;" es wird von ihm der Körper, obwohl von Gott stammend, als ein Niedriges verworfen, und wer den Preis erringen will im Wettlauf der Frömmigkeit, der muß sich „abtödten" und „kasteien".

Also immer noch die gleiche Unbeholfenheit, der gleiche Mangel an geistiger Unbefangenheit und Größe. Der fromme Paulus wußte mit dem Geschlechtstriebe so wenig sich abzufinden, wie der liederliche Ovid. Dieser verirrte sich, indem er die ganze Bestimmung des Daseins unter den Gesichtspunkt der Geschlechtsliebe stellte, Jener, indem er die Bestimmung des Daseins unter einem Gesichtspunkte betrachtete, der alle Geschlechtsliebe ausschließt.

1) I. Korinther 7, 34.
2) Ebendas. 7, 38.
3) Ebendas. 13, 10.
4) Ebendas. 15, 38.
5) Ebendas. 15. 50.

Beide verrannten sich mit ihrer Auffassung des Ethos in eine Sackgasse.

Der hervorstechende Charakterzug des Apostels, wie aller religiösen Schriften, ist indeß Confusion. Bei Ovid weiß man wenigstens genau, was er will, und folglich wußte es Ovid selbst auch. Bei Paulus wird der Leser ebensowenig klug aus dem, was derselbe eigentlich will, wie der Apostel solches gewußt haben kann, falls es ihm nicht etwa blos darauf ankam, Verwirrung anzurichten, wie dies bei Religionsstiftern naturgemäß immer mehr oder weniger der Fall ist.

Obschon Paulus den Christen bedeutet, daß das Reich Gottes nicht Speise und Trank ist [1], schreibt er ihnen vor [2]:

„Esset ihr, oder trinket ihr, oder thut ihr etwas Anderes, thut Alles zur Ehre Gottes."

Obschon Paulus den demokratischen Grundsatz predigt [3]:

„Wenn denn einer in Christo ist, eine neue Schöpfung ist er; das Alte ist vergangen: siehe, es ist Alles neu geworden;"

ferner:

„Denn ihr Alle seid Söhne Gottes durch den Glauben an Christum Jesum.

„Denn ihr sämmtlich, die ihr getauft seid in Christum, seid Christo einverleibt.

„Es gilt da nicht Jude, noch Grieche; es gilt nicht Knecht, noch Freier; es gilt nicht Männlich, noch Weiblich! denn Alle seid ihr Eins in Christo Jesu [4],"

bezieht er sich dennoch auf die „Schrift", die da sagt [5]:

„Schaffe hinaus die Dienstmagd und ihren Sohn; denn der Sohn der Dienstmagd soll nicht Erbe sein mit dem Sohn der Freien."

Also auch der Apostel erhebt sich, aller seiner „Nächstenliebe" zum Trotze, nicht zu der Höhe, ethische Lebensgrundsätze zu gewinnen, welche der gebieterischen Nothwendigkeit und den naturwüchsigen Geboten der Geschlechtsliebe gerecht werden, indem sie in deren Idealen die Ideale der Anforderungen des Daseins wiederfinden, so daß der Liebreiz des individuellen Geschlechtstriebes sich versöhnen kann mit den Pflichten des socialen Berufes.

1) S. oben S. 57, Anm. 2.
2) I. Korinther 10, 31.
3) Ibid. II, 5, 17.
4) Galater 3, 26—28.
5) Galater 4, 30.

Denn dieses ist das Problem, welches uns seit Jahrtausenden von dem, die sociale Ordnung so mächtig fördernden und dennoch so schwer ganz sich einfügenden geschlechtlichen Verlangen gestellt wird; alle Auffassungen des letzteren schwanken daher zwischen den beiden Extremen der selbstsüchtig individualistischen Erledigung ohne Rücksicht auf das Sociale, und der aufopfernd socialen Begrenzung, ohne Rücksicht auf das Individuum.

Eben darum gravitirt die Weiterentwickelung der sittlichen Anschauung nach dem Gleichgewichtspunkte in der Mitte dieser Extreme; hier nur kann auch der sociale Stützpunkt gefunden werden.

Im Christenthume selber hat diese Entwickelung aber nicht stattgefunden, noch findet sie da heute statt. Ihm war und ist die Unsinnlichkeit zu sehr Grundprincip, um irgend eine Concession zu machen, und überdies üben die „Diener der Kirche", die man, ihrer Herrschsucht halber, besser Christenthumsbeamte nennen würde, viel zu wenig Wissenschaftlichkeit, um überhaupt einer logischen, sachlich angemessenen Gedankenentwickelung fähig zu sein. Die Christenthumsbeamten sind den Grundgedanken ihrer Kirche getreu. Aber da diese Grundgedanken sich mit keinem wissenschaftlichen Denken vertragen, so bethätigt sich ihre Treue nicht als Consequenz, sondern als Halsstarrigkeit, nicht als Charaktergröße, sondern als Geistesschwäche und Irrsinn.

Der Apostel Paulus kennt keine Harmonie irdischen Daseins; ihm gelten nur die Laster, welche in die Hölle verdammen, oder die Tugenden, welche in den Himmel erheben; alles Fleischliche aber ist ihm Laster, und nichts gilt ihm als Tugend, was noch etwas von Sinnlichkeit an sich hat:

„Offenbar aber sind des Fleisches Werke, diese sind: Ehebruch, Hurerei, Unzucht, Ueppigkeit,

„Abgötterei, Zauberei, Feindseligkeit, Zank, Neid, Zorn, Hader, Uneinigkeit, Zwiespalt,

„Mißgunst, Todtschlag, Völlerei, Prasserei und was dergleichen ist: wovon ich euch ankündige, sowie ich euch angekündigt habe, daß die, so dergleichen thun, das Reich Gottes nicht besitzen werden.

„Die Frucht des Geistes aber ist: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Gütigkeit, Milde, Langmuth,

„Sanftmuth, Treue, Sittsamkeit, Mäßigkeit, Keuschheit. Wider dergleichen ist das Gesetz nicht.

„Die aber, welche in Christo sind, haben ihr Fleisch gekreuzigt, sammt den Sünden und Gelüsten [1])."

Die Energie der Liebe, ohne welche eine thatkräftige Macht

1) Galater 5, 19—24.

derselben nicht möglich ist, die aber ebensosehr durch derbe, wenn auch nicht plumpe Sinnlichkeit bedingt wird, kennt Paulus und mit ihm bis heute das gesammte Christenthum nicht; Paulus sagt zwar [1]):

„Denn das ganze Gesetz wird in Einem Gebote erfüllet, in diesem: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst;"

aber der wahrhaft christliche Tugendheld legt diese Vorschrift immer in passiv-duldender, sich „kreuzigender" Weise aus, als ob mit einem tugendhaften Handeln nothwendig ein genußloses, jammervolles Leben verbunden sein müsse, und etwas wirklich Hohes, den Menschen auf den Gipfelpunkt seiner Bestimmung Erhebendes einzig und allein nur in und mit der Abschüttelung aller Sinnlichkeit zu erreichen sei:

„Voll des Vertrauens sind wir also immerdar, daß eingedenk, daß, so lange wir im Leibe wallen, wir vom Herrn abwesend wallen:

(„denn wir wandeln im Glauben, nicht im Anschauen.)

„So sind wir denn voll Zutrauens; und lieber ist es uns, abwesend vom Leibe zu sein, und anwesend zu sein bei dem Herrn [2])."

Mit solcher phantastischen Weltanschauung verträgt sich weder eine thatkräftige, noch eine würdevolle Geschlechtsliebe, weder das Selbstgefühl, noch die Selbsterziehung der natürlichen Sinnlichkeit.

Bisweilen spricht freilich der Apostel Paulus ganz vernünftig:

„So denn wird der Mensch seinen Vater und seine Mutter verlassen, und seinem Weibe anhangen; und die Zwei werden Ein Fleisch sein.

— — — — — — — — — — — — —

„Ihr denn aber auch, ein Jeglicher euer liebe sein Weib, wie sich selbst; das Weib aber sei dem Manne ehrerbietig [3])."

Indessen es heißt bei ihm trotz alledem:

„So ertödtet denn eure Glieder, die da irdisch sind" [4]):

Wie soll sich das mit der Auffassung vereinigen, daß in der Ehe diese Ertödtung nicht erforderlich ist?! Wie soll sich damit namentlich die Ehe als das social Sittlichere, als was sie sich praktisch immer bewährt hat, staatswirthschaftlich auch immer angesehen worden ist, vereinen, wenn sie nur gleichsam als ein Freibrief gegen die Sünde, nicht hingegen als etwas in sich Tugendhaftes hingestellt wird? Paulus führt freilich a. a. O. als die zu ertödtenden irdischen Glieder nur auf:

„Hurerei, Unkenschheit, Unzucht, böse Begier und den Geiz, welcher Götzendienst ist;

1) Galater 5, 14.
2) II. Korinther 5, 6—8.
3) Epheser 5, 31, 33.
4) Kolosser 3, 5.

aber er sagt uns nicht, wie die, von ihm als an sich böse bezeichnete Geschlechtsliebe geadelt werde durch die Ehe, und folglich bleibt diese im Systeme der Apostel, also auch bei den an dieses als Grundlage sich haltenden Christenthumsbeamten, doch nur die licite Uebertretung des höheren sittlichen Gebotes, gleichsam eine Concession an die Uebermacht der natürlichen Verhältnisse, die vom Standpunkte des Principes aus aber verworfen werden müsse. So sagt der Apostel Johannes in seinem Sendschreiben [1]):

„Liebet nicht die Welt, noch was in der Welt ist. Wenn Jemand die Welt liebt, so ist die Liebe des Vaters nicht in ihm.

„Denn Alles, was in der Welt ist, das ist Begierde des Fleisches, und Begierde der Augen, und Hoffart des Lebens: welche nicht vom Vater ist, sondern von der Welt.

„Und die Welt vergehet und ihre Begierde; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit."

Daher lehrt noch heute der Orthodoxismus überall, daß nur in der Entsagung die Heiligkeit liege. Solches aber streitet unbedingt wider die Billigung der Ehe, denn, wie diese auch sonst sei: immer ist sie eine, systematisch die Geschlechtsliebe fördernde Einrichtung.

In keinerlei Hinsicht sogar ist der religiöse Conflict größer als in Bezug auf die Geschlechtsliebe; in keinerlei Beziehung ist die staatswirthschaftliche Unbrauchbarkeit der christlichen Ethik größer als in Beziehung auf die social so gewaltig in's Gewicht fallende Zuneigung von Mann und Weib; in keinerlei Beziehung ist daher die Sackgasse, in welche sich die „Diener der Kirche" verrannt haben, so vollständig wie in Beziehung auf das Thierische, das wir so gern göttlich nennen, und das eben deshalb das recht eigentlich Menschliche ist.

Ganz bar solcher Erkenntniß ist wohl nie eine Zeit gewesen. Neben Juvenal geißelte in der römischen Kaiserzeit Horaz die Laster seines Jahrhunderts; auch suchte er social-sittliche Grundsätze und Lebensregeln an Stelle der verlotterten Anschauungen vom Menschendasein zu setzen. Aber was vermochte der schwerfällig pedantische Gedankenbau des moralisirenden Horaz gegen die üppig kitzelnden Verse Ovids [2])?

Obenein enthält die Art der horazischen Moral auch eben keine sociale Sittlichkeit; dieselbe hat vielmehr die Sklaverei und den größten nur denkbaren Standeshochmuth zur Voraussetzung, basirt mithin auf dem diametralen Gegensatze alles Socialen, auf der Selbstsucht, dem Egoismus. Selbst da, wo Horaz die Sittlichkeit unter socialem

1) I. Johannis 2, 15—17.
2) Vergl. Horaz, die Eheschänder, Satiren II, Voß, Braunschw. 1820.

Gesichtspunkte betrachtet, resp. das Sociale unter sittlichem, vermag er es nicht, den allerordinärsten Philisterstandpunkt des beschränkten, in der unumschränkten Monarchie sein höchstes Genüge findenden Unterthanenverstandes zu überschreiten:

„Nicht schamlose Begier kränket ein keusches Haus;
Strenge Sitt' und Gesetz tilgte des Frevels Schmach;
Vatergleiches Geschlecht ehret die Wöchnerin;
Strafe folget der Schuld gesellt" [1]).

Horazens Muse ist social ideenlos, geistig arm, auch ohne alle den Seherblick, der dem Dichter, der auf der Menschheit Höhen wandelt, eigen zu sein pflegt, und ganz ohne den Genius, der in seiner eigenen Schaffenskraft den Pulsschlag nahender Zukunft spürt.

Deshalb auch vermag Horaz als Moralist nichts. Er empfindet freilich die Sittenverderbniß seiner Zeit tief, aber nicht minder tief steckt er im Conventionellen, das damit verbunden ist, und es erstickt in diesem jeder sittliche Aufschwung, zu dem des Römers matte Seele sich schwächlich erhebt.

Was läßt sich denn auch in Bezug auf die Geschlechtsliebe, das eheliche und das Verhältniß der Kinder zu ihren Eltern von einer Zeit erwarten, welche dem Begründer einer Secte, der als Vorbild von Menschenliebe für alle Zeiten gepriesen wird, Worte in den Mund legt, die man selbst in unserer sittlich so verwahrlosten Gegenwart dem lockersten Weltkinde, dessen Charakter man nicht ausdrücklich herabwürdigen wollte, unterzuschieben Anstand nehmen würde, das Wort nämlich, das er über seine Mutter und seine Brüder ausspricht:

„Und es kamen Seine Mutter und Brüder, standen draußen, und schickten zu Ihm, und ließen Ihn rufen.

Und das Volk saß um Ihn her, und sie sprachen zu Ihm: Siehe, Deine Mutter und Deine Brüder sind draußen und suchen Dich.

Und Er antwortete ihnen und sprach: Wer ist meine Mutter, und meine Brüder?

Und Er sah herum auf die, welche rings um Ihn saßen, und sprach: Siehe da, Meine Mutter und Meine Brüder!

Denn wer den Willen Gottes thut, der ist Mein Bruder, und Meine Schwester und Mutter" [2]).

1) Oden, Voß, VI, 5.
2) Ev. Markus 3, 31—35; Lukas 8, 19—21; Matthäus 12, 46—50.

Es klingt dies freilich recht erhaben und erbaulich. Aber erstens ist die Menschenliebe sehr sonderbar, welche die Liebe zu den Blutsverwandten verneint; sie gleicht der Menschenliebe der Anarchisten, welche sich feindselig zur Vaterlandsliebe stellt; und zweitens hat das von dem jüdischen Sectirer Jesus, genannt Christus, im Befolgen des Wortes Gottes aufgestellte Kriterium der Menschenliebe mehr Unheil angestiftet, als wohl jemals ein unbedacht ausgesprochenes Wort angestiftet hat; der ganze Hochmuth, die ganze Bornirtheit und die ganze Tücke eines zur Herrschsucht erzogenen Pfaffengeschlechtes hängt an dem ewig sinnlosen Satze: „wer den „„Willen Gottes““ thut, der ist meine Mutter und meine Brüder“, denn die Pfaffen maßen sich an, den Willen zu deuten, der so dunkel angedeutet wurde. Doch das Dunkle ist ja das, was zum Geschäfte der Religionsstifter gehört; nicht die Aufklärung ist ihr Werk, sondern die Erzeugung geistiger Befangenheit; nicht die moralische Erhebung über den Jammer des Erdendaseins, sondern die Niederdrückung in die Empfindung der menschlichen Hülfslosigkeit ist das Ziel, das sie sich stecken; nicht die in der Vernunft zu erlangende individuelle Unabhängigkeit ist der Zweck ihrer Lehre, sondern die in der Verzweiflung über die eigene Ohnmacht geborene Daseinsfurcht, welche den Muth zum Handeln erstickt und alle Selbsthülfe in Unfruchtbarkeit darnieder wirft.

Ueber die Ehe sagt derselbe Christus:

„Es sind welche, denen die Ehe versagt ist, weil sie aus Mutterleibe also geboren worden; und es sind derer, weil sie von Menschen dazu gebracht worden; und es sind derer, weil sie selbst der Ehe entsagt haben, des Reichs und der Himmel wegen. Wer es fassen kann, der fasse es.“

Ist es nicht natürlich, daß da die Jünger des Jesus diesen noch um einige Pferdelängen im Mysticismus schlugen?

Aus den Briefen der Apostel brachten wir schon einige Beispiele pfäffischer Uebertreibung. In dem Kirchenvater Hieronymus findet man aber noch viel erbaulichere Dressur der irdischen Advokaturen des himmlischen Unsinns; es wird hier, in Bezug auf die Geschlechtsliebe, geradezu die Entmenschlichung gepredigt, und wenn heute, nach anderthalb Jahrtausenden, das geschlechtliche Problem so wenig wie andere sociale Probleme seiner Lösung näher gerückt ist, so liegt das wesentlich an der thörichten Verzweiflung, resp. an der verzweifelten Thorheit in der christlichen Lehre über das Verhältniß von Mann und Weib.

„Möcht ainer sagen. Es ist pesser heyraten denn prunen. Ja dise wort, gehöre zu ainer die unuersprochen ist, vnd nit zu ainer geweyllten. Aber die Christo verlobt, vnd den heyligen weyell angenommen, die ist yetz verheyrat, die ist yetz ainem vntödtlichen mann zugeaygendt, so die auch heyraten wolt, nach dem gemainen Eegesatz, die pricht lästerlich jr Ee, vnd wirt ein dienerin des tods“ [1]).

Hier wird die Geschlechtsliebe dogmatisch gebrandmarkt. Alle sociale Bedeutung wird ihr abgesprochen, und der für die öffentliche Tugend unerläßliche Gedanke der Sittlichkeit der Geschlechtsliebe im ersten Keime erstickt. Nach Hieronymus ist jeder geschlechtliche Umgang etwas Gemeines, und nur diejenigen, welche sich entschließen, die körperlich und geistig nachtheiligen Folgen der geschlechtlichen Entsagung auf sich zu nehmen, werden der Würde theilhaftig, die den Menschen über das Thier erhebt.

So lehrten die Kirchenväter die christliche Liebe. Diese war denn auch bald danach. Weil die Natur sich nicht wegtheologisiren läßt, so blieb der geschlechtliche Verkehr der nämliche, der er vorher gewesen war, zumal bei den Pfaffen selber, deren Handeln das beredteste Zeugniß wider ihre Lehre war. Aber weil er a priori war zur Sünde gestempelt worden, so blieb er ein social Niedriges, nicht mit der Würde edler Sittlichkeit zu Erfüllendes; er wurde gar nicht einmal würdig erachtet, mit in die Reihe socialer Erwägungen hineingezogen zu werden; machte sich doch die schmutzige Sprödigkeit, zu der die Unnatur führte und deren Gewohnheit diese zum Laster potenzirte, in unserer Gegenwart ernstlich daran, alle auf das Verhältniß der Geschlechter zu einander sich beziehenden Ausdrücke aus der Umgangssprache zu entfernen, so daß das Kleidungsstück der Männer, dessen Benennung am geeignetsten ist, an die körperliche Begabung zu erinnern, in deren kräftiger Entwickelung das beste Theil der Männlichkeit liegt, nicht mehr „Hose“, sondern Unaussprechliche genannt wurde, so den Spott des Mephistopheles herausfordernd:

„Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können.“

In der That, es liegt die öffentliche Sittlichkeit heutzutage nur zu sehr allein in den Ohren, gar nicht dahingegen im Herzen. Darum auch ist sie so häufig eine — Steinesel-Sittlichkeit . . . . .

Helfen that nun freilich das fromme Eifern der Kirchenväter nichts. Weil diese die Natur absetzen wollten, so war ihr Einfluß auf diese gleich Null. „In unzüchtiger Richtung — schreibt Johannes Scherr [2]) — gipfelte die Entartung des Alten Theaters erst im 4.,

1) Ain straff schrifft des heiligen Hieronymi, welche Er vor ailff hundert jaren ainner Kloster person halben, in latein geschribe, die zu trost, warnung vn widerkerung, allen ordens leuten sye verteutscht von Thomo ꝛc. (1526).

2) Allg. Literaturgeschichte, Bd. 1, S. 161, Stuttgart 1875.

5. und 6. Jahrhundert, namentlich in den östlichen Provinzen des römischen Reiches. Zur Zeit Konstantins machte das Ballet „„Majuma"" Furore, dessen Reiz darin bestand, daß völlig nackte Tänzerinnen eine Badscene darstellten, und zur Zeit Justinians hatte dieses Kaisers nachmalige sehr „„orthodoxe"" und „„fromme"" Gemahlin Theodora ihre Laufbahn damit begonnen, daß sie, blos mit einem schmalen Gürtel bekleidet, auf der Bühne erschien, um Unbeschreibliches zu agiren . . . . . Mit Fug und Recht konnte Chrysostomus die Theater von damals „„Wohnungen des Satans, Schauplätze der Zuchtlosigkeit, Schulen der Ueppigkeit, Hörsäle der Pest und Gymnasien der Ausschweifung"" nennen."

Schließlich mußten die Geistlichen selber der Sinnlichkeit fröhnen, die sie verwarfen; sie gelangten so zu sagen auf ihrem himmlischen Wege zu der nämlichen Sinnlichkeit zurück, die sie irdisch verschmähten, resp. zu verschmähen sich vorgenommen hatten, denn gelingen that's ihnen ja doch nicht. So heißt es in einem Kirchenliede des Mittelalters [1]):

„Christus sei unsres Herzens Kost,
Der Glaube unser Wein und Most,
Aus ihm erfüll' uns alle Zeit
Des Geistes keusche Trunkenheit."

Ohne Wein und Trunkenheit weiß also auch die fromme Kirchenpoesie des „heiligen" Ambrosius nicht Haus zu halten, aber er wendet nicht Chios, nicht Malvasier, sondern kurzweg „Chrisus", „Glaube" an, und er führt auf diese Weise eine ganz neue Art „Rausch" ein, der leider, wie die Weltgeschichte nur zu deutlich lehrt, ebenfalls nicht die Folge erspart blieb: der Kater.

— — — — — — — — — — —

„Nimm denn, o Gottesbraut,
Nimm und empfange nur,
Was dir der Herr vertraut
Und nicht der Keuschheit Schwur,
Den du gethan, verletzt.

Und es vernimmt's die Magd,
Glaubet und concipirt,
D'rob, wie vorausgesagt,
Sie ihren Sohn gebiert,
Den wunderbarlichen" [2]).

1) Morgenlied vom h. Ambrosius † 397, in Lieder der Kirche, deutsche Nachbildungen alt-lateinischer Originale von Lebrecht Dreves. (Schaffhausen 1868.)

2) Lieder der Kirche a. a. O. S. 132.

Abälard († 1142), dessen Lied „Zum Feste der Verkündigung Mariä" diese beiden Strophen entnommen sind, ist mithin zwar schon der Meinung, daß es um's Begatten und Gebären etwas Nothwendiges ist, aber das letztere sollen, damit es nicht unkeusch sei, nicht mehr die Frauen besorgen, sondern die Jungfrauen, und das Erstere nicht mehr wir Männer, sondern — der „liebe Gott".

Danke verbindlichst! Der hat einmal Adam und Eva gemacht; daran soll er es sich Genüge sein lassen; das Weitere besorgen wir selbst.

Leider aber ist die Verirrung der christlichen Religion nicht blos komisch. Sie hat vielmehr im höchsten Grade sittenverderblich gewirkt; ihr ist es zuzuschreiben, daß die Geschlechtsliebe jene Frische und Fröhlichkeit verloren hat, welche, wenn sie auch oft die Jugend über die Stränge schlagen läßt, ihr aber dennoch die Natur wahrt, welche der Aesthetik offenes Herz entgegenträgt; die christliche Entsagung ohne vernünftiges naturgemäßes Ziel führt im günstigsten Falle zur Hypochondrie oder zur Hysterie, im ungünstigeren, aber leider gewöhnlichen zur Selbstbefleckung, zur Onanie.

Das Maßhalten im Sinnengenusse ist gar nicht so schwer. Aber der Mensch muß sich eines praktischen Zweckes desselben bewußt sein; er muß wissen, warum er Maß halten soll; und auf dieses Warum muß sein eigenes Interesse ihm die Antwort zu ertheilen im Stande sein. Die Religion aber predigt die Entsagung, das Opfer, als Zweck seiner selbst, als Tugend an und für sich [1]).

Wie bei jedem falschen Systeme rächten sich die Widersprüche der christlichen Entsagungstheorie an ihrem eigenen Ursprunge. Weil die Geschlechtsliebe der Born des menschlichen Daseins ist, mußte das Bestreben der Gründer der christlichen Religion, diese durch plastische Darstellung dem Gemüthe der zu Bekehrenden zugänglich zu machen, bei der Menschwerdung in der Jungfrau beginnen. Aber die fromme Unabläßigkeit deren Erwähnens wurde zum bedenklichen Spielen mit dem Feuer; es waren die nächtlichen Processionen mit gemischtem Publikum eine Folge dieser Verhimmelung natürlicher Verhältnisse, nicht minder der als Karrikatur auf das Christenthum gepfropfte Cölibat geistlicher Orden. Mußte nicht auf die Dauer diese stätige Beschäftigung mit dem himmlischen Tugend-Chor die Wirkung haben, daß letzterer gleichsam als Religionsharem erschien, welchen der fromme Büßer als endlichen Lohn seines langjährigen Abhärmens beanspruchen dürfte? Die Kirche war freilich immer bemüht, die Entsagung als höchstes Verdienst zu preisen, aber, anstatt die Gedanken der Gläubigen

1) Lieder der Kirche a. a. O. S. 457.

abzulenken von den heißesten aller Wünsche, beschäftigt sie sich selbst da mit der Geschlechtsliebe, wo sie ihre Muster der Tugend vorführt.

Uebrigens verlangt das Christenthum ja auch nicht Tugend durchweg; es ist im Gegentheile eine speziell auf's Sündigen berechnete Einrichtung; nur muß das Reinwaschen der Seele zeitig genug bei der Kirche bestellt werden, denn wenn Einer mit ungewaschener Seele in's Jenseits fährt, dann hilft ihm keine Agathe und keine Marie in den Himmel hinein, so sehr es dem „Herrgott" Honigseim ist, wenn eine Jungfrau ihm um den Vaterbart geht.

Eine geflissentlich von den Geistlichen eben so weit verbreitete wie in jeder Hinsicht unbegründete Ansicht ist die, daß das Christenthum zur Veredelung der Sitten beigetragen habe. Ein Solches vermag keinerlei Confession zu bewirken. Eine jede Confession ist Lüge. Denn da es in der Natur des menschlichen Erkennens liegt, daß wir die Wahrheit nicht auf einmal haben können, so muß ein jedes System lügenhaft sein, das ohne begründende Wissenschaft mit dem Anspruche auf unbedingte Wahrheit auftritt. Die Geistlichen versuchen freilich, ihre christlich confessionelle Ruhmredigkeit geschichtlich zu rechtfertigen; sie sagen: blickt doch hin auf das heidnische Rom! Wie war es da mit den Sitten bestellt! Dagegen sind die christlichen Staaten doch sittenrein zu nennen. Aber beweist das etwas gegen unseren Satz, daß aller Confessionalismus entsittlichend wirkt? Gab es etwa in Rom keinen Confessionalismus? Oder waren etwa die römischen Lebensanschauungen nicht bedingt durch den religiösen Dogmatismus? Woher haben wir denn das Wort „Religion"? Woher dasjenige „Confession"? Ist nicht also das heidnische Rom der Quell unseres kirchlichen Denkens, die Wurzel jenes Rom, das im Abendlande das Christenthum in die Mode gebracht hat?!

Es ist von hochernsten Schriftstellern schon wiederholt der Satz aufgestellt worden, daß unsere Cultur-Entwickelung einen weitaus erfreulicheren Verlauf genommen haben würde, wenn die Pfaffen Neu-Roms uns mit ihren Künsten ungeschoren und das Germanenthum mit ihrer Cultur unbehelligt gelassen hätten. Vom Standpunkte der Geschlechtsliebe aus wird derselbe auf's Glänzendste bestätigt. Denn je reiner deutsch ein Dichterwerk ist, desto lauterer ist darin das Geschlechtsliebe-Verhältniß der Menschen zum Ausdrucke gebracht. Je mehr dahingegen in den literarischen Denkmälern der Germanismus von romanisirendem Confessionalismus durchsetzt ist, desto unzüchtiger gestaltet sich die Anschauung, desto zotiger der Ausdruck. Im Romanismus herrscht die Geschlechtsliebe, welche ziellos egoistisch in sich selbst Genüge sucht. Der Germanismus trägt die socialen Anlagen, die ihn zum Vorkämpfer der humanen Entwickelung des Volkswesens gemacht

haben, auch in die Geschlechtsliebe hinein. Der Romanismus bejaht das nur, was sein Confessionalismus negirt; jener will nur ein Liebchen, und eben dies vernehmt als unsittlich die Kirche. Der Germanismus bejaht das, was der Humanismus verlangt; ihm erweitert sich die Geschlechtsliebe sofort zur Ehe, zum Hause, und diese sind die Grundlage der menschlichen Gesellschaft.

In reizender Natürlichkeit giebt das altdeutsche Heldenlied Gudrun der Geschlechtsliebe den hohen Rang, der ihr im socialen Leben gebührt. Da wird der kindliche Ungehorsam, der die Anhänglichkeit an den Liebsten höher stellt als die Anhänglichkeit an die Eltern, selbst vom Vater nicht mißbilligt; der sentimentale Confessionalismus römischer Mache, der das schöpferischste aller Gefühle vom Throne stieß, einen albernen Gehorsams-Formalismus an die Stelle setzend, betrog uns erst um jenes schöne Erbe altgermanischer Ursprünglichkeit. Es heißt in der „Gudrun" [1]:

„„Du sagst mir, wie gefüge dein lieber Herre sei:
Wohlan so will ich nimmer des Willens werden frei,
Die Gedanken ihm zu lohnen, die er trägt nach meiner Minne.
Dürft' ich vor meinem Vater, ich wollt' euch gerne folgen von hinnen.""

Da sprach der Degen Morung: „„Frau, uns sind bereit
Sieben hundert Recken, die gerne Lieb und Leid
Mit uns theilen wollen. Kommt ihr auf die Straße,
So seid ohn' alle Sorge, daß ich euch dem wilden Hagen lasse.""

Noch sprach er: „„Wenn wir jetzo Urlaub von ihm begehrt,
So sollt ihr Hagen bitten, vielleicht daß er's gewährt,
Daß ihr unsre Schiffe von innen dürfet schauen,
Mit ihm und eurer Mutter"", sprach der Degen zu der schönen Frauen.

„„Das will ich gerne leisten, so er es läßt geschehn;
Dazu auch sollt ihr bitten den König und sein Lehn,
Daß ich an's Ufer reiten darf mit meinen Maiden;
Gewährt es mein Vater, sollt ihr drei Tage mich voraus bescheiden.""

Weiter heißt es in dem Liede, nachdem der Kampf zwischen Hagen und den Hegelingen wegen der Entführung der Maid stattgefunden:

„Laut frug da Hagen, grimmig war sein Muth,
Wer ihn zum Frieden mahne. Da sprach der Degen gut:
„„Ich bin es, Hettel, der Fürst der Hegelingen,
Dessen liebe Freunde so fern Frau Hilde zu entführen gingen.""

1) S. 90. Uebers. v. Simrock (Stuttgart 1856)

Da sprach der Uebermüthige: „„Da ich nun vernommen,
Daß sie als Räuber, wüthige, nicht sind nach ihr gekommen,
Und euch als mächt'gem König die Ehr' ist unzerronnen —
Ihr habt mit schönen Listen mir meine liebe Tochter abgewonnen.““

Also auch der Vater beugt seine Autorität dem Gebote der Natur in der Liebe.

Mit reizender Offenheit erkennt das Lied auch die Geschlechtsliebe als natürlichen Bestandtheil der Liebe des Mannes zum Weibe an. Aber es läßt seine Helden bei den Ergüssen ihrer Liebesgefühle die Würde wahren, welche von der hohen social sittlichen Bedeutung der Geschlechtsliebe erfordert wird. So heißt es in dem Liede von der Verlobung des Karadinerkönigs mit der Schwester Herwigs [1]):

„Sie ergab sich doch mit Zögern, wie gern ein Mädchen thut.
Man bot ihm ihre Minne: da sprach der Degen gut:
„„Sie behagt mir also, ich will mich unterwinden
Der Frauen so zu dienen, daß man mich in der Schönen Bette finde.““
Sie verlobten sich einander, der Ritter und die Maid.
Sie konnten kaum erwarten der nächtlichen Zeit:
Da ward ihnen allen geheimes Glück zu Theil.“

Der späteren Romantik genügte es aber nicht, zwei Liebende durch alle Fährnisse der Klippen ihres Glückes hindurch ins Ehebett zu geleiten, da mußte ein raffinirterer Genuß das Ziel der Abenteuer bilden, und ein Ehebruch oder dergleichen ist das Mindeste, was der Dichter seinen Lesern da zum Besten giebt: So in der „Minnegrotte“ von Gottfried von Straßburg, wo ein Ritter, um in das Bett seiner Angebeteten zu gelangen, die mit ihm und ihrem Ehrenwächter zusammen in einem Gemache schläft, auf dessen Boden dieser Mehl gestreut, damit verliebte Schritte sich verrathen sollten, mit einem mächtigen Satze über den Estrich fort hineinspringt, dabei aber den Verband einer Aderlaßwunde sprengt und sein reichlich sich ergießendes Blut zum Verräther an ihm macht.

Mit welch unvergleichlicher Naivetät und edler Züchtigkeit wird dahingegen im Nibelungenliede das glückliche Beilager des Siegfried und das unglückliche des Gunther beschrieben! Es geht der Dichter genau so weit, wie Ovid. Aber da, wo bei diesem gemeinselbstsüchtige Lüsternheit wohnt, waltet bei ihm der Ernst der Unbefangenheit ob, welche spontan sociale Tugend übt [2]):

1) A. a. O. S. 360.
2) A. a. O. S. 101 ff.

„Die Helden kamen beide hin, wo sie sollten liegen:
Da dachten alle Beide mit Minnen obzusiegen
Den waidlichen Frauen; das säuftet ihren Muth.
Siegfriedens Kurzweil, die wurde herrlich und gut.

Als Siegfried der Degen bei Kriemhilden lag
Und er der Jungfrauen so minniglich pflag
Mit seiner edlen Minne, sie war ihm wie sein Leben:
Er hätte nicht die Eine für tausend Frauen gegeben.

Ich sag euch nicht weiter, wie er der Fraue pflag;
Nun höret diese Märe, wie König Gunther lag
Bei Brunhild seiner Frauen: zierlicher Degen
Haben Manche sanfter bei andern Frauen gelegen.

Das Volk hatt' ihn verlassen, die Frauen und sein Bann:
Da ward die Kemenate balde zugethan,
Er wähnt', er solle kosen ihren minniglichen Leib:
Da währt' es noch gar lange, bevor sie wurde sein Weib.

Im weißen Linnenhemde ging sie ins Bett hinein.
Der edle Ritter dachte: „„Nun ist das Alles mein,
Was mich je verlangte in allen meinen Tagen.““
Sie muß ob ihrer Schöne mit großem Recht ihm behagen.

Das Licht begann zu bergen des edeln Königs Hand.
Da ging der kühne Degen wo er die Fraue fand;
Er legte sich ihr nahe, seine Freude die war groß,
Als die Minnigliche der Held mit Armen umschloß.

Minnigliches Kosen mocht' er da viel begehn,
Wenn die edle Fraue Solches ließ geschehn;
Doch zürnte sie gewaltig; den Herrn betrübte das.
Er wähnt', er finde Freude, da fand er feindlichen Haß.

Sie sprach: „„Edler Ritter, das laßt euch nur vergehn:
Was ihr da habt im Sinne, das kann noch nicht geschehn.
Ich will noch Mägdlein bleiben, Herr König merkt euch das,
Bis ich die Mär erfahre.““ Da faßte Gunther ihr Haß.

Er rang nach ihrer Minne und zerriß ihr Kleid.
Da griff nach einem Gürtel die herrliche Maid,
Einer starken Borte, die sie zur Seite trug:
Da that sie dem Könige großen Leides genug.

Die Füß' und auch die Hände sie ihm zusammenband,
Sie trug ihn zu einem Nagel und hing ihn an die Wand.
Als er im Schlaf sie störte, das Kosen sie ihm verbot:
Von ihrer Stärke hätt' er beinah gewonnen den Tod.

Da begann zu flehen, der Meister sollte sein:
„„Löset meine Bande, viel edle Kön'gin mein.
Ich getrau euch, schöne Fraue, nimmer obzusiegen,
Und will auch wahrlich selten so nahe neben euch liegen.““

Sie frug nicht, wie ihm wäre, da sie in Ruhe lag.
Da mußt' er hangen bleiben die Nacht bis an den Tag,
Bis der lichte Morgen durch's Fenster warf den Schein:
Hatt' er je Kraft besessen, die ward an seinem Leibe klein.

„„Nun sagt mir, Herr Gunther, ist euch das etwa leid,
Wenn euch gebunden finden““, sprach die schöne Maid,
„„Eure Kämmerlinge von einer Frauen Hand?““
Da sprach der edle Ritter: „„Das würd' euch übel gewandt.

Auch wär' mir's wenig Ehre““, sprach der edle Mann:
„„Um eurer Tugend willen, nehmt mich nun bei euch an.
Ist euch meine Minne denn so mächtig leid,
Ich will mit meinen Händen selten rühren euer Kleid.““

Sie löste seine Bande: er ging, da er befreit,
Wieder an das Bette zu der edeln Maid;
Er legte sich so ferne, daß er ihr Hemde fein
Selten mehr berührte; auch wollte sie des ledig sein.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ihm und Siegfrieden ungleich stand der Muth;
Wohl wußte was ihm fehlte der edle Ritter gut.
Da ging er zu dem Könige, zu fragen er begann:
„„Wie ist's euch heut gelungen? das sagt, Herr Gunther, mir an.““

Da sprach der Wirth zum Gaste: „„Den Spott zu dem Schaden
Hab' ich an meiner Frauen in mein Haus geladen.
Ich wähnte sie zu minnen, als sie mich mächtig band:
Sie trug mich zu einem Nagel, und hing mich hoch an die Wand.

Da hing ich sehr in Aengsten die Nacht bis an den Tag,
Eh sie mich wieder löste: wie sanft sie da lag!
Das sei dir in der Stille geklagt in Freundlichkeit.““
Da sprach der starke Siegfried: „„Das ist mir sicherlich leid.

Das will ich euch beweisen, verschmerzt ihr den Verdruß.
Ich schaffe, daß sie heunte so nah euch liegen muß,
Daß sie euch ihre Minne nicht länger vorenthält.““
Die Rede hörte gerne nach seinem Leide der Held.

„„Nun schau meine Hände, wie die geschwollen sind:
Die drückte sie so mächtig, als wär' ich ein Kind,

Daß mir allenthalben das Blut zu den Nägeln drang.
Ich hegte keinen Zweifel, mein Leben währte nicht lang.““

Da sprach der Degen Siegfried: „„Es wird noch Alles gut:
Uns Beiden war wohl ungleich heute Nacht zu Muth.
Deine Schwester Kriemhild ist mir lieber als der Leib:
Es muß die Frau Brunhilde noch heunte werden dein Weib.““

Er sprach: „„Noch heunte komm ich zu euerm Kämmerlein,
Also wohl verborgen in der Tarnkappe mein,
Daß sich meiner Künste Niemand mag versehn.
So laßt die Kämmerlinge zu den Herbergen gehn.

So lösch ich den Kindern die Lichter an der Hand:
Daß ich hereingetreten, sei euch dabei bekannt.
Weil ich euch gerne diene, so zwing ich euch das Weib,
Daß ihr sie heute minnet: ich verlör' denn Leben und Leib.““

„„Wenn du ihr nicht koſest““, der König sprach da so,
„„Meiner lieben Frauen, so bin ich's gerne froh;
Sonst thu ihr was du wollest und nähmst du ihr den Leib,
Das wollt' ich wohl verschmerzen: sie ist ein furchtbares Weib.““

„„Das versprech ich““, sprach da Siegfried, „„bei der Treue mein,
Daß ich ihr nicht kose; die liebe Schwester dein
Geht mir über alle, die ich jemals sah.““
Wohl glaubte König Gunther der Rede Siegfriedens da.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der König wohlgemuthet in froher Hoffnung saß.
Was Siegfried ihm gelobte, wohl behielt er das;
Der eine Tag ihn däuchte wohl dreißig Tage lang:
Nach seiner Frauen Minne all sein Denken ihm rang.

Er konnt' es kaum erwarten, bis das Mahl vorbei.
Die schöne Brunhilde rief man da herbei
Und auch Kriemhilden, sie sollten schlafen gehn:
Hei! was man schneller Degen sah vor den Königinnen stehn!

Siegfried der Herre gar minniglich saß
Bei seinem schönen Weibe mit Freuden ohne Haß:
Sie koste seine Hände mit ihrer weißen Hand,
Bis er ihr vor den Augen, sie wußte nicht wie, verschwand.

Da sie mit ihm spielte, und sie ihn nicht mehr sah,
Zu seinem Ingesinde sprach die Königin da:
„„Das nimmt mich mächtig Wunder, wo der König hingekommen?
Wer hat seine Hände mir aus den meinen genommen?““

Die Rede ließ sie bleiben. Da eilt' er hinzugehn,
Wo er die Kämmerlinge fand mit Lichtern stehn:
Die löscht er unversehens den Kindern an der Hand:
Daß es Siegfried wäre, das war da Gunthern bekannt.

Wohl wußt' er, was er wolle: er ließ von dannen gehn
Die Mägdelein und Frauen. Als das war geschehn,
Der edle König selber verschloß der Kammer Thür:
Starker Riegel zweie, die warf er balde dafür.

Hinterm Bettvorhange barg er da das Licht.
Ein Spiel sogleich begonnte, vermeiden ließ sich's nicht,
Siegfried der Starke mit der schönen Maid:
Das war dem König Gunther Beides lieb und auch leid.

Da legte sich Siegfried der Königin bei.
Sie sprach: „„Nun laßt es, Gunther, wie lieb es euch auch sei,
Daß ihr nicht Noth erleidet heute so wie eh:
Oder euch geschiehet von meinen Händen wieder weh.““

Er hehlte seine Stimme, kein Wörtlein sprach er da:
Wohl hörte König Gunther, wiewohl er sie nicht sah,
Daß Heimliches von beiden wenig da geschah:
Nicht viel bequeme Ruhe hatten sie im Bette da.

Er stellte sich, als wär' er Gunther der König reich:
Er umschloß mit Armen das Mägdlein ohne Gleich.
Sie warf ihn aus dem Bette, dabei auf eine Bank,
Daß laut an einem Schemel ihm das Haupt davon erklang.

Wieder auf mit Kräften sprang der kühne Mann,
Es besser zu versuchen: wie er das begann,
Daß er sie zwingen wollte, da widerfuhr ihm Weh.
Mich dünkt, daß solche Wehre von Fraun nicht wieder geschehʼ.

Da er's nicht lassen wollte, das Mägdlein aufsprang:
„„Euch ziemt nicht zu zerreißen mein Hemd also blank.
Ihr seid ein Ungestümer: das soll euch werden leid,
Des sollt ihr inne werden““, sprach die herrliche Maid.

Sie umschloß mit Armen den tapferlichen Degen,
Und wollt' ihn auch in Bande wie den König legen,
Daß sie im Bette läge mit Gemächlichkeit.
Wie grimmig sie das rächte, daß er zerzerret ihr Kleid!

Was half ihm da die Stärke und seine große Kraft?
Sie bewies dem Degen ihres Leibes Meisterschaft:
Sie trug ihn übermächtig, das mußte schon so sein,
Und drückt' ihn ungefüge bei dem Bett an einen Schrein.

„„O weh““, gedachte Siegfried, „„soll ich Leben und Leib
Von einer Maid verlieren, so mag ein jedes Weib
In allen künft'gen Zeiten tragen Frevelmuth
Dem Manne gegenüber, die sonst wohl nimmer es thut.““

Der König hörte Alles, er bangte für den Mann.
Siegfried sich schämte, zu zürnen hub er an,
Mit ungefügen Kräften ihr entgegen setzt' er sich,
Daß er sich versuche an Frau Brunhilden ängstiglich.

Wie sie ihn niederdrückte, sein Zorn bewirkte das
Und seine starken Kräfte, daß er trotz ihrem Haß
Sich aufrichten konnte; seine Angst die war groß.
Sie gaben in der Kammer sich hin und her manchen Stoß.

Auch litt der König Gunther Sorgen und Beschwer:
Er mußte manchmal flüchten vor ihnen hin und her.
Sie rangen so gewaltig, daß es Wunder nahm,
Wenn Eines vor dem Andern mit dem Leben noch entkam.

Den König Gunther mühte beiderseits die Noth;
Doch fürchtet' er am meisten Siegfriedens Tod.
Wohl hätte sie dem Degen das Leben schier benommen:
Wenn er gedurft hätte, zu Hülfe wär' er ihm gekommen.

Gar lange zwischen ihnen dauerte der Streit,
Doch bracht' er an das Bette zuletzt zurück die Maid.
Wie sehr sie sich auch wehrte, die Wehr ward endlich schwach.
Der König in seinen Sorgen hing manchem Gedanken nach.

Dem König währt es lange, bis er sie bezwang.
Sie drückte seine Hände, daß aus den Nägeln sprang
Das Blut von ihren Kräften; das war dem Helden leid:
Da zwang er zu verleugnen die viel herrliche Maid

Den ungestümen Willen, der erst an ihr zu sehn.
Der König schwieg stille, doch konnt' ihm nichts entgehn.
Er drückte sie an's Bette, daß sie lautauf schrie:
Des starken Siegfried Kräfte gewaltig schmerzten sie die.

Da griff sie nach der Seite, wo sie die Borte fand,
Um ihn damit zu binden: da wehrt' es seine Hand,
Daß ihr die Glieder krachten, dazu der ganze Leib.
Da war der Streit entschieden: da wurde sie Gunthers Weib.

Sie sprach: „„Edler König, das Leben schenke mir.
Es wird wohl versühnet, was ich gethan an dir:
Ich wehre mich nicht wieder der edeln Minne dein:
Nun hab' ich's wohl befunden, daß du magst Frauen Meister sein.““

Siegfried ging von dannen (liegen blieb die Maid),
Als ob er abzuwerfen gedächte nur das Kleid.
Er wußt' ihr von den Händen einen goldnen Reif zu ziehn,
Daß es nicht inne wurde diese edle Königin.

Auch nahm er ihren Gürtel, eine Borte gut;
Ich weiß nicht, ob's geschehn aus hohem Uebermuth.
Er gab sie seinem Weibe, das ward ihm später leid.
Da lagen bei einander der König und die schöne Maid.

Er pflag der Frauen minniglich, wie ihm das wohl zukam:
Da mußte sie verschmerzen ihren Zorn und ihre Scham.
Von seinen Heimlichkeiten ihre lichte Farb' erblich;
Hei! wie von der Minne die große Kraft ihr entwich!

Da war auch sie nicht stärker als ein ander Weib.
Minniglich liebkost' er ihren schönen Leib;
Wenn sie ihm widerstände, was könnt' es sie verfahn?
Das hatt' ihr alles Gunther mit seinem Minnen gethan.

Wie minniglich der Degen da bei der Frauen lag,
In freundlicher Liebe bis an den lichten Tag!
Nun ging der Herre Siegfried wieder hindann:
Er wurde wohl empfangen von einer Frauen wohlgethan."

Einer der Hauptvorzüge, welche die Sagenzeit vor der späteren voraus hat, ist die Freiheit von den confessionellen Schrullen, welche das Christenthum mit Rücksicht auf das Liebesverhältniß der Geschlechter zu einander geradezu social gemeinschädlich machen, namentlich da gemeinschädlich machen, wo es mit den apostolischen und kirchenväterlichen Uebertreibungen der Aussprüche des Gründers der christlichen Religion ernst genommen wird. Die Wunderlichkeiten der letzteren spuken ja freilich schon hinein in die Einfachheit der heidnischen Denkweise, aber sie bleiben ein äußerliches, das social-sittliche, wenn auch sinnlich derbe Empfinden wenig oder gar nicht beeinträchtigendes Beiwerk, so daß es im Nibelungenliede, wie erst recht in der Gudrun geradezu so scheint, als ob die der christlichen Religion Erwähnung thuenden Verse von irgend einem Kirchenlichte später eingeschmuggelt worden wären; wenigstens spricht für diese Annahme der Umstand, daß, außer dem armseligen Pfaffen, den Hagen von Tronje in die Donau wirft, kein einziger Geistlicher als handelnde Person auftritt: Derartiges ließ sich eben nicht interpoliren, während der im Heidenthume von den christlichen Pfaffen gebrauchte Kunstgriff, den heidnischen Anschauungen unter dem Namen Christenthum eine jüdische Reformschürze vorzuhängen, auch in dem Dichterwerke sich prakticiren ließ, aber freilich so sehr eine unorganische Accession blieb, daß es nicht nur ohne irgend welche Gefahr, sondern

im Gegentheile zum Vortheile der Einheitlichkeit des Ganzen recht wohl herauszunehmen und durch ein culturlich Homogeneres zu ersetzen steht.

So wie der jüdische Christen-Gott Jehovah sich nach der Manier seines concurrirenden Collegen Zeus nicht genirt hatte, die Frau des Zimmermanns Josef zu beschlafen, oder zu „beschatten", wie es im euphemistischen Pastoren-Jargon heißt, so kam es auch den Rittern, Grafen und Herzögen des christlich germanischen Mittelalters nicht auf ein Bischen mehr oder weniger Jungfernraub an, und in der Volkspoesie bildeten derartige Verführungsgeschichten nicht den kleineren Theil der dichterischen Producte; die Geschlechtsliebe spielte dabei keine andere Rolle als die der Aeußerung rein selbstsüchtiger Begierde, und es sind die Liebesabenteuer des Mittelalters, aller Romantik desselben zum Trotze, nichts Anderes als Verführungsgeschichten der allergewöhnlichsten Art. So z. B. die Berückung der „Heidin", wo der Erfolg des Hausfreunds keiner anderen Kunst als der zähen Ausdauer im Werben um die Gunst der Ehefrau des Wirthes zuzuschreiben ist. Die Schilderung der Katastrophe am Schlusse ist daher auch weiter nichts als die allergemeinste Ehestandsbetrügerei.

Der social nachtheiligste Charakter der christlich mittelalterlichen Behandlung der Geschlechtsliebe liegt in dem Scherze, der mit dem ganzen Verhältnisse getrieben wird. In Folge dessen werden rücksichtlich desselben stets die Beziehungen der von der Liebe Ergriffenen allein nur gewürdigt, die Wirkungen des Liebesgenusses dahingegen ganz außer Acht gelassen. Social haben aber die letzteren unbedingt die größere Bedeutung. Es ist freilich auch social durchaus nicht gleichgültig, ob die Liebesbeziehungen der Geschlechter zu einander die Individuen sittlich heben oder herabwürdigen. Aber dennoch sind die in der Ehe hervortretenden Wirkungen der Geschlechtsliebe um so unzweifelhafter die überwiegende Seite der Frage, als sie selber zum guten Theile das Kriterium jener Sittlichkeit sind [1]).

Diesem Standpunkte zufolge müssen wir auch die scheinbar harmloseste Poesie verdammen, welche im Spaße der Liebeleien den Ernst ihrer Folgen wegscherzt.

Deshalb richtet sich das Maß der socialen Unsittlichkeit auch nicht nach dem Maße, in dem ein Dichter die mit der Geschlechtsliebe untrennbar verbundene Lüsternheit der Liebenden zum Ausdrucke gelangen läßt; eben jener Untrennbarkeit halber ist die Lüsternheit an und für sich füglich nicht zu verwerfen und nicht zu tadeln. Das Maß der socialen Unsittlichkeit richtet sich vielmehr nach dem Maße,

1) Vgl. in meiner „Praktischen Philosophie" (Braunschweig 1874) das Capitel über die Ehe.

in dem der Gedanke des Liebesverhältnisses in der augenblicklichen körperlichen Beziehung der erotisch Angeregten seinen Abschluß findet. Deshalb auch wird die Möglichkeit social unsittlicher Geschlechtsbeziehungen beileibe durch die Ehe noch nicht ausgeschlossen. Diese Möglichkeit wird sogar in solchen Ehen nicht ausgeschlossen, wo das Geschlechtsverhältniß auf persönlichen Liebesbeziehungen beruht. Erst dann ist das Geschlechtsverhältniß in einer Ehe als ein social-sittliches anzuerkennen, wenn es nicht zum Zwecke gemeinsamen Liebesgenusses der beiden Ehegatten, sondern zum Zwecke gemeinsamen Bestrebens für eine social möglichst günstige Gestaltung der natürlichen geschlechtlichen Früchte eingegangen wird, oder, um es kürzer auszudrücken, wenn nicht die gegenwärtige, sondern die künftige Generation ihr höchstes Ziel ist.

Zu den social-sittlich verwerflichsten der „Gesammtabenteuer" in der Hagenschen Sammlung gehört dasjenige, welches unter der Ueberschrift „Die getreue Magd" mitgetheilt wird. Die Treue der Magd besteht nämlich darin, daß dieselbe durch Brandstiftung ihrer Frau beisteht, dem plötzlich heimkehrenden Ehemanne einen Liebeshandel zu verbergen. An und für sich liegt ja freilich in der Verschwiegenheit etwas Ehrenhaftes. Aber wenn ein Dichter es sich angelegen sein läßt, dieses Ehrenhafte in Bezug auf eine unehrenhafte That herauszustreichen, so ist das unsittlich; es wird dadurch das Unehrenhafte dem Leser unwillkürlich auch als minder anstößig, im Falle jenes Abenteuers z. B. die geschlechtliche Lüsternheit als an sich gerechtfertigt erscheinen, so daß es sich nur darum handelt, eine Magd zu finden, welche bei der Verheimlichung behülflich ist.

Ganz besonders charakteristisch ist der Schluß des gedachten Schwankes [1]:

„Nu hebbe ik ju de mere [2] gesaget,
unde [3] heit de truwe maged,
dedurch truwe nu (b. nicht) vruchte [4] den dod.
des bidde wi alle den leve(n) God
und de edelen vrîen [5],
de milden moder Marîen,
dat uns nummer werde schîn [6]
der ewigen helle pin,
und wan wi komen an den dach [7],
dar sik nein [8] man verbergen mach,
he enmute [9] vor gerichte gan,
dat wi an [10] truwen vaste stan,
als disse maged orer [11] vr(a)uwen
was an oren denste truwen.
de(s) helpe uns allen de milde God
durch sinen bittern dod
und durch sine hilgen [12] dre namen.
nu sprecket alle: amen!"

1) Bd. 2, S. 331.
2) Mär. 3) die da. 4) fürchtete. 5) edel-vri = Adligfreien. 6) beschieden. 7) Tag. 8) kein. 9) nicht braucht. 10) in. 11) ihrer. 12) heiligen.

Von einer seltsamen Naivetät ist auch das Abenteuer „Der Sperber," welches in der nämlichen Sammlung enthalten ist. Dasselbe berichtet von einem Mädchen, welche in aller Unschuld einem Ritter für dessen „vogelîn" ihre Minne verkauft, ihn darauf, als sie gescholten wird, abpaßt, damit er den Kauf rückgängig mache, ihr ihre Minne wieder gebe und dagegen seinen Vogel zurückempfange. Zschocke's „Tantchen Rosmarin" enthält Anklänge hieran. Es will uns aber bedünken, als ob der gröbere Einschlag des mittelalterlichen Gewebes die in beiden Erzählungen gleiche Lockerheit besser rechtfertige; es ist uns Modernen nicht gegeben, in einer so einfachen Sprache, wie die, in welcher der Ritter und das Fräulein ihren Sperber-Handel abschließen, geschlechtliche Verhältnisse zu berühren:

er saz z' ir an den klê,
der lieben tet er sanften wê,
er suocht die minne, unz [1] er si vant;
diu sueze minne si beide bant.

In social-sittlicher Beziehung treten die geschlechtlichen Sünden überhaupt um so krasser auf, je höher die Kreise stehen, in denen sie begangen werden. Im niederen Volke waltet zwar Derbheit ob, aber nicht jene Unnatur, welche das ganze Geschlechtsverhältniß im einseitig selbstsüchtigen Individualismus ausbeutet. Sehr charakteristisch in dieser Hinsicht ist die Krankheitsgeschichte des jungen Mädchens in dem Abenteuer „Die Nachtigal":

— — — — — — —
„Ir muoter, als si daz vernam,
zehant si zuo der tohter kam,
und sprach: „„ sage mir, tohterlîn,
waz mag dir geschehen sîn?
oder wâ lît dîn ungemach?""
diu tohter zuo ir muoter sprach:
„„in dem houpt und waz mir ist,
das swachet [2] sêre an dirre vrist.""
und dô daz der vater vernam,
balde er zuo in beiden kam.
zuo der tohter er dô sprach:
„„wâ [3] ist dîn meistez ungemach?"" —
„„umb daz herze unde allenthalben.""
er sprach: „„mit einer guoten salben
sol man dich bestrîchen;
so muoz von dir entwîchen
dîn leit und dîn ungemach.""
diu jung vrouwe hin wider sprach:
„„vater, ich hân vunden einen list,
der mir benamen [4] guot ist,
und der mir wol mag gevrumen [5],
sol mir ihtes ze staten kumen,
ob es iht alsô geschiht.""
er sprach: „„kint, des hel [6] mir niht,
des (en) wirt dir niht verzigen [7]."""
si sprach: „„benamen da wil ich ligen
uf der louben, diu dâ vôr stêt;
wan von dem lufte der dâ gêt,
von dem smakke der kriuter guot,

1) bis. 2) ist schwach. 3) wo. 4) besonders. 5) frommen. 6) verhehlen. 7) verwehrt.

lihtert mir mîn swaerer muot,
und von dem boumgarten;
ich wolte joch [1]) gerne warten,
ob mir ein vogel kaeme nâhen,
daz ich in möhte gevâhen [2]),
sô hete mîn sorge ein ende.“ “ —
„„Got dir den schiere [3]) sende!“ “
sprach ir muoter dâ ze hant.
schoen und röschez [4]) bet [5]) gewant [6])
hiez man dar bereiten,
man wolt' niht lenger beiten [7]),
ezzen unt trinken man dar truok,
slâfens [8]) man ze hant gewuok [9]),
ouch verbôt man den schal
den hûs gesinden über al,
daz man daz kint iht schrekkete,
oder uz dem slâfe erwekkete.
ê daz ez naht wurde gar,
dô kam ir muoter wider dar,
und sprach: ob si iht wolte.
si sprach: „„muoter, ich solte
ein glas mit guotem wîne hân,
daz sol vor mînem bette stân,
daz ich mich mit gelabe,
ob [10]) ich mich baz gehabe [11]).“ “
der wîn vil schiere brâht wart,
diu muoter die tür nâch ir verspart',
und liez die tohter eine dâ;
ir was da baz [12]), den anders wâ.
Als balde dô der tag entweich,
der junk herre (balde) zuo ir sleich,
wan er vil grôz(er) vuoge [13]) pflak,
mit listen kam er durch den hak,
eine(n) schaft [14]) er zuo im [15]) nam,
biz er in den boumgarten kam,
dar an steig er dar in ze hant,
dâ er die junk vrouwen vant,
lieplich si sich enpfiengen,
an daz bette si (beide) giengen,
unt treiben dâ der minnen spil,
si heten kurze wîle vil,
si ahten niht der vogel gesank,
die naht dûhte si niht ze lank,
unde als ich vernomen hân,
dô der tag wolte ûf gân,
si hetten sich gesmükket [16])
zesammen unde gedrükket
mit wizen armen. diu vrouwe sprach:
„„lieber mir nie mê geschach,
wan daz ich dich saeligen man
binaht nach mînem willen hân.“ “
doch versliefen si gemein,
biz si diu sunne überschein.
Der muoter wart (dô) zuo ir gâch [17]),
ze irem meister si dô sprach:
„„mir ist übel (vil) geschehen,
daz ich daz kint nit hân besehen,
ob uns Got die saelde [18]) gît,
daz si noch lebendig lit.“ “
er sprach: „„ir sület hie bestên [19]),
ich wil selber dar gên.“ “
und leit' er an sîn gewant,
er stuond ûf unde gienk ze hant
an ein (enges) venster spehen,
dâ wolt' er sîn tohter sehen,
ob si, nâch ir swaere,
(iht) in (ein) ruowe komen waere.
dô sach er an dem vensterlîn,
daz der knabe und diu tohter sîn
bî ein ander lagen
und schoener ruowe pflâgen;
alsô stuond er und sach si an:
dâ wâren si gar wolgetân,
der slâf hete si begriffen,

1) auch. 2) fangen. 3) bald. 4) frisch. 5) Bett. 6) Zeug. 7) warten. 8) des Schlafes. 9) gedachte. 10) wenn. 11) befinde. 12) besser. 13) Geschicklichkeit. 14) Stange. 15) sich. 16) geschmiegt. 17) Die Mutter hatte Eile nach ihr. 18) Glück. 19) bleiben.

und was ab in gesliffen [1])
daz dekke lachen [2]) unde ir gewant,
si hete den sînen in der hant,
der stuond in aller seiner kraft,
und ragete vaste als ein schaft,
er stuond îr rilicher [3]) vûr.
der ritter dô vermeit [4]) die tür,
wan er si alsô slâfen lie,
ze sînem bette er wider gie,
er sprach: „„vil liebe vrouwe,
nû stand ûf, unde schouwe,
ez ist diner tohter wol ergangen,
sî hat den vogel gevangen,
als du si nehten hôrtest sagen,
sî hât in begriffen bi dem kragen.“ “
si sprach: „„ez ist lîht dîn spot.“ “
„„nein ez, vrouwe, sammer [5]) Got,
wol ir mir des geloubet,
er brinnet [6]) um sîn houbet,
daz er niht schoener möhte gesîn.“ “
„„owê daz (arme) vogellîn!“ “
sprach si, „„ich wil ouch dar gân
unde wârheit schouwen san.“ “ [7])
sie gie zuo dem vensterlîn,
dâ der knabe und daz megetîn
bî ein ander lâgen,
und hübischer ruowe [8]) pflâgen.
als balde diu muoter ez gesach,
ze hant si roufet [9]) sich und sprach:
„„daz mich mîn muoter ie getruok!“ “
die hende si vast ze samen sluok.
Der knabe erwachte und hört' den schal,
und dô diu sunne schein überal,
er sprach: „„wâfen [10]), herre, wâfen!
wir haben ze lange geslâfen
beide an disem bette hie.“ “
der ritter zuo der tür in gie,
und sprach zuo dem megetîn:
„„tohter, hâstu daz vogellîn?
bistu genesen, daz ist guot:
die vähnen [11]) gît uns swaeren muot.
nû warte des vogels mit sinne,
daz er dir iht entrinne.“ “
der knabe sprach: „„lieber herre,
daz mir ze dem libe iht werre [12]).“ “
(er sprach:) „„iu wirret niht ze dem libe,
behabt ir si ze (einem) wibe,
sît ir sît gelegen bî,
so wartet [13]), daz iu ern(e)st si.“ “
er sprach: „„ich wil si gerne hân.“ “
alsô wart er ir ê [14]) man,
ir bêder veter gâben in [15]) guot,
si gewunnen gnuog, und hôhen muot,
des bejagten [16]) si pris und êre.
der nahtigal (rede) ist niht mêre.“ “ [17])

Noch ein anderes Abenteuer, „Der weiße Rosendorn“, ist von Bedeutung, wennschon es an Derbheit ein Uebriges leistet, denn es liegt der Erzählung die social-sittlich tiefernste Wahrheit zu Grunde, daß das Weib so wenig in geschlechtsloser Verhimmelung wie in viehisch sinnlicher Prostitution ihre Bestimmung findet, daß vielmehr die Aufgabe socialer Sittlichkeit darin beruht, unsere idealeren Ziele

1) a. i. g. von ihnen geglitten. 2) Decke-Laken. 3) reichlich, herrlich. 4) schloß. 5) so wahr. 6) brennt. 7) sogleich. 8) Ruhe. 9) rauft. 10) Allarmruf, wehe. 11) Wahn. 12) kein Leid geschehe. 13) habt Acht. 14) Ehe. 15) ihnen. 16) erwarben. 17) ist aus. A. a. O. Bd. 2, S. 78—82, Vers 107—264. Denselben Gegenstand hat Boccaccio behandelt. S. unten S. 93 flg.

mit dem animalischen Sein, in dem wir wurzeln, zu versöhnen. Auch hier ist alle Ableugnung der Natur: Lüge.

Wir wollen indeß die Beispiele aus dem angeführten eigenthümlichen literarischen Denkmale nicht in's Ungebührliche erweitern. Der Liebhaber findet an Ort und Stelle genug. Es erhellt aus den Geschichten nicht nur, daß es auch im Mittelalter die oberen Stände waren, aus denen in die unteren die laxen Lebensgrundsätze drangen, welche schließlich zum Zusammenbruche der ganzen mittelalterlichen Gesellschaft führten, dadurch die aus allgemeinen Gründen a priori aufzustellende Lehre bestätigend, daß es unbedingt die oberen Stände sind, denen die Verantwortlichkeit für eine verderbliche Entwickelung der socialen Verhältnisse aufgebürdet werden muß, sondern es geht daraus auch hervor, wie unerheblich für die gute Beschaffenheit dieser Verhältnisse die Religion ist. Im Mittelalter ließ sicherlich der Gottesglaube an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig; es glaubten die Menschen nicht nur an Gott, sondern auch an den Teufel, nicht minder an Maria, die Mutter-Jungfrau, an die Erzengel und die anderen Engel, wie an das sonstige überirdische Gesinde himmlischer Herrlichkeit. Und was war das Resultat in social-sittlicher Hinsicht? Daß, um es kurz auszudrücken, alle gesellschaftlichen Beziehungen mehr und mehr in unbeschränkteste Selbstsucht sich auflösten. Ja, der Umstand, daß es die höheren Stände, von denen alle Religionspflege ausgeht, waren, aus denen die Selbstsucht ihre Keime gewann, ist eine Bestätigung des oben aus dem Wesen des Monotheismus oder des Gottespersonen-Glaubens nachgewiesenen Satzes, daß die auf solchem Geistespersonen-Glauben aufgebauten Religionen ganz zweifellos die in der Natur des menschlichen Individualismus ohnehin reiche Nahrung findende Selbstsucht bis zum Uebermaße groß ziehen. Erstreckte sich doch in dem kirchlich so außerordentlich frommen Mittelalter der Hang zu individualistischer Ausbeutung der socialen Verhältnisse so weit, daß selbst der Richterstand unseres, von Haus aus, wir meinen der ursprünglichen Charakteranlage nach, doch so vorzugsweise von Gerechtigkeitsliebe erfüllten deutschen Volkes der Bestechlichkeit unterworfen war. Umgekehrt hat der Umstand, daß in späterer Zeit Eheschließungen ohne allen priesterlichen Beistand nicht mehr stattfinden durften, wahrlich nicht zur Folge gehabt, daß die allgemeine Sittlichkeit in geschlechtlicher Beziehung eine gehobene, die Ehen bessere geworden seien. Das, was uns heute in dieser Beziehung vom Mittelalter unterscheidet, ist die Form, nicht das Wesen der Sache: Man ist heute geschmeidiger und verschwiegener, minder naturwüchsig, aber besser wahrlich nicht.

Als das Mittelalter der Reformation auf kirchlichem und politischem Gebiete entgegentrieb, da hatte es zuerst den ganz rechten Weg

zur vollständigen Abschüttelung alles dogmatischen und traditionellen Joches eingeschlagen; Männer wie Ulrich von Hutten, Thomas Münzer u. s. w. verleugneten ihn nie. Als aber der politisch beschränkte, aus einem Ordensbruder zu einem Propheten erhobene Luther, unterstützt vom „aufgeklärten" Territorial-Despotismus, der Zeit den Stempel seiner politischen Unwissenheit aufdrückte, da war es mit dieser Entwickelung der staatlichen Verhältnisse zu socialer Klarheit aus; da trat das Pfaffengelichter und der Beamtentroß wieder an die Spitze der Weltgeschichte, und es herrschte fortan von Neuem, anstatt des organisirten Willens eines über sich selber zur Klarheit gelangten Volkes, der beschränkte Gesichtskreis einer an dessen Statt sich von höheren Mächten eingesetzt wähnenden Willkür.

Gute sociale Zustände sind nur denkbar mit entwickeltem und in der Entwickelung geklärtem Socialbewußtsein. Dieses aber wurde bislang von den herrschenden Mächten nicht gefördert, sondern mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln hintertrieben.

Was von den socialen Zuständen überhaupt gilt, gilt speciell auch von der Geschlechtsliebe. Nur Klarheit über sich selber kann diese zum Guten, d. h. zum social Heilsamen führen.

Deshalb ist die Verschwiegenheit über geschlechtliche Verhältnisse, welche heute so gerne als Keuschheit ausgegeben wird, so tadelnswerth und gefährlich; sie führt zu sittlicher Versumpfung; und wenn wir in geschlechtlicher Hinsicht zu einer höheren Culturstufe emporsteigen wollen, als die ist, die wir einnehmen, so ist die erste Bedingung die, daß wir durch falsche Scheu uns nicht abhalten lassen, das Wesentliche in den geschlechtlichen Beziehungen von dem Unwesentlichen in denselben zu scheiden, um jenes rückhaltlos anzuerkennen und in bleibenden Sittenprincipien zur Richtschnur unseres Handelns zu machen.

Heute läßt man über die Frage der Sittlichkeit unbedingt die Form entscheiden, so daß, gegenüber dieser, das Wesen der Sache gar nicht mehr zur Geltung kommen kann. So ist der Eheschluß, nach dem hergebrachten Glauben, für die Berechtigung zur Vollziehung wahlverwandtschaftlicher geschlechtlicher Bande so unbedingt entscheidend, daß die Frage, ob denn der Eheschluß als solcher den Anforderungen socialer Sittlichkeit wohl entspreche, gar nicht mehr aufgeworfen wird. Offenbar aber ist, was unsere Gesetzgebung jetzt ja endlich anerkannt hat, der Eheschluß an und für sich so sehr ein nur rechtlicher Act, daß durch ihn allein eine Ehe nicht entfernt zu einem social sittlichen Verhältnisse erhoben wird. Der öffentliche Eheschluß ist schlechterdings nichts Anderes als die rechtsgültige Constatirung der aus ihm entspringenden materiellen Ansprüche; es wird im Eherechte, das über die an den Eheschluß sich knüpfenden Rechtsfolgen und Rechtsinstitute die öffentlich

maßgebenden Bestimmungen enthält, durchaus weiter keine Rechtsmaterie abgehandelt, als eben die Aeußerlichkeiten, in denen die Ehe Dritten als ein sinnlich erfaßbares Etwas entgegentritt. Dieses sinnlich erfaßbare Etwas, worin Dritten eine Ehe als daseiend entgegentritt, ist aber offenbar nicht das, was das eigentliche Wesen der Ehe ausmacht. Dieses liegt vielmehr in der Qualificirung der Ehegatten für die Generationszwecke der Ehe und in der Gewissenhaftigkeit ihrer socialen Willensrichtung, daher es bei einer Ehe sehr wohl der Fall sein kann, daß ihre Schließung social weit verbrecherischer ist als ihr Bruch.

Eine intuitive Erkenntniß hiervon lebt denn auch in jedem Volke, wo die Naturwüchsigkeit des bereitwillig socialen Empfindens noch nicht hinter die abstracten Tifteleien aftergelehrter Bornirtheit zurück hat treten müssen. So ist z. B. in dem Schwank „Minnedurst“ [1]) der Ehebruch einer Frau behandelt, die, jung, hübsch und kräftig, an einen alten Mann verheirathet ist, der in der Brautnacht, trunken von Wein und Schlaf, träge bei ihr ruht; sie verläßt das Lager, um, wie sie sagt, ihren Durst zu löschen, hat sich aber mit ihrem Liebhaber, einem kräftigen jungen Burschen, am Zuber ein Stelldichein gegeben: der Durst, den sie löscht, ist der Minnedurst.

Am Schlusse seiner Erzählung empfiehlt der Dichter allerdings alle Frauen, die ihre Männer betrügen, dem Verderben Gottes. Aber implicite tritt er in seinem Schwanke für den Grundsatz ein, daß die moralische Schuld am Ehebruche, als bloßem Rechtsbruche, in der socialen Versündigung an der Geschlechtsliebe durch verkehrten Ehebund liegt.

Als unbedingt verwerflich ist „Daz redelin“ zu bezeichnen, aus dem ein deutscher Schriftsteller jüngerer Vergangenheit, Thümmel, die charakteristischeste Situation entlehnt hat:

ûf den oven er gesaz;
sie slief, er wachte.
der schriber gedâhte
wunderlicher dinge vil,
der ich niht aller sagen wil:
sînen vinger begund er nezzen
und an einen stein wezzen,
daz er aller râmik [2]) wart;
hin huob er sich an die vart [3]),
daz lieht nam er in die hant,
er huob der junk vrouwen ûf ir gewant
hôch über daz kinne,
daz sie sin [4]) nie wart inne:
dô sach er stên ir brüstelîn,
alsam zwei par(ad)is epfelîn.
ob wendik [5]) dem rôsen büschelîn
mit dem rehten vinger sîn

1) A. a. O. S. 97—104.
2) rußig. 3) a. d. v. an das Werk. 4) seiner. 5) o. w. oberhalb.

malet' er ir ein redel [1]),
als ein kleinez medel [2])
lîse dar über gekrochen waere.
nû hoeret vür baz disiu maere,
under dem nabel an der wîze [3])
macht' er ir'z mit vlize
al umbe und umbe sinewel [4]),
mit swarzem râme ûf ir wîzez vel.
jâ nimt mich wunder, wes er gedâht',
daz er die wîle niht en lacht'.

Charakteristisch für die hierangeknüpfte Verführung ist auch, daß der Herrgott dabei in der „Unerforschlichkeit“ seines Waltens herangezogen wird. Charakteristisch für den Herrgott, den christianisirten Jehovah, ist es freilich auch, daß er sich um dergleichen Liebesabenteuer kümmert. Aber es hat allerdings sein Verwandter, der Zeus der Griechen, sich darin als noch weit erfahrener und gewandter bekundet! . . . .

Der durchgreifende Charakterzug der Geschlechtsliebe, die Ausschließlichkeit des Individualismus, über welche wir alle Zeiten hindurch bis in unsere Gegenwart hinein, ja, hier nicht zum geringeren Theile Klage führen müssen, zeigt sich in der mittelalterlichen Liebespoesie sogar da, wo, der damaligen, leider heute noch gültigen Auffassung nach, das höchste Maß von Selbstlosigkeit eingetreten zu sein scheint; es hat diese letztere eben, wo immer sie in Liebesangelegenheiten hervortrete, nur ein Individuelles, nicht ein Sociales zum Zwecke, und hierdurch büßt die Geschlechtsliebe offenbar das Ethische ein, welches sie adelt, und welches schlechterdings auch dann nicht zur vollen Entfaltung gelangen, sondern höchstens dem Keime, nicht der Wesenheit nach vorhanden sein kann, wenn das Individualistische nicht als selbstsüchtiges Verlangen, sondern als Opfer zu Tage tritt. So äußert sich z. B. in einem Gedichte, „Frauenliebe“ in Laßberg's Liedersaal [5]) dieser verwerfliche Opfer-Individualismus in wahrhaft ekelerregender Weise. Ein Ritter büßt im Turney ein Auge ein. In dieser Weise verstümmelt, schwindet ihm die Hoffnung auf Bewahrung der Liebe seiner Ehegattin. Er schickt einen Boten zu ihr mit diesem Bekenntnisse. Da sticht sich die Frau ebenfalls ein Auge aus, und läßt ihm sagen, ihre Waffen stünden nun wieder gleich, er sollte nicht zaudern, heim zu kommen.

Man kann allerdings vom ritterromantisch-christlich-germanischen Mittelalterlichkeitsstandpunkte leicht versucht sein, die der Ehefrau im obigen Gedichte zugeschriebene Handlungsweise als erhaben anzusehen. Vom social-sittlichen Standpunkte aus ist sie aber eine entsetzliche individualistische Verirrung, deren moralische Verwerflichkeit darin beruht, daß die ganze Liebes-Motivation nicht über den engsten Kreis egoistischer Betrachtungsweise hinausgeht. Würde also auch ein Rückschluß aus dem Gedichte auf die Anschauungen des Mittelalters in Bezug auf

1) Rädchen. 2) Würmchen. 3) a. d. w. auf dem Weißen. 4) kugelrund.
5) XVII. (St. Gallen und Konstanz 1846.)

die Geschlechtsliebe gestattet sein, so könnte man dennoch nicht folgern, daß diese Anschauungen sich sittlich hervorragender Beschaffenheit rühmen dürfen. Selbst vom Standpunkte der sich individualistisch abgrenzenden Geschlechtsliebe drängen sich Einem in der Literatur mehr Zeugnisse der Selbstsucht und der Verwilderung, als solche edelsinnigen, in Großmuth, statt in Egoismus sich bekundenden Individualismus auf. So z. B. auch in dem Gedichte „Wie ain fraw iren man betrog“ [1]), wo eine Ehegattin ihrem Manne, um ihn vertrauensselig zu machen, offen bekennt, daß sein Knecht um sie geworben hätte, und ihn überredet, in ihren Kleidern zu einem, dem Knechte vorgespiegelten Stelldichein zu gehen, wohin sie sodann auch den bei ihr versteckten Knecht schickt, diesem auftragend, den verkleideten Ehemann unter der Betheuerung, seine Anträge nur zur Prüfung der Herrin gestellt zu haben, tüchtig durchzubläuen. Der Ehemann wird auch von den an die falsche Adresse richtig gelangten Prügeln so sehr von Beider Tugend überzeugt, daß er nie Verdacht schöpft, und die Frau und der Knecht einander in Frieden genießen.

Die Beständigkeit in der Liebe wurde in jenen Zeiten darum nicht minder hoch angesehen. Aber wo immer sie verherrlicht werde, wird sie zugleich als dasjenige hingestellt, was das Leben am seltensten zur Erscheinung bringt. In dem Gedichte „Von ainer gar frölichen frawen“ in Clara Hätzlerin's Liederbuch z. B. wird das sehr hübsch dargethan. Wir möchten sogar die Meinung aussprechen, daß den Dichtern der gedachten Jahrhunderte die Leichtfertigkeit besser anstehe, wir meinen: bei ihnen natürlicher herauskomme, als der Ernst; diesem geben sie sich nur aus einer Art erzwungenen Pflichtgefühls, einer flüchtigen Anwandlung strengerer socialer Gewissenhaftigkeit hin, vermögen ihm daher auch keine höheren Ziele vorzuhalten; jene entspricht ihrem eingeborenen Naturell und der landesüblichen Gewohnheit. Der geneigte Leser kann dies sich zum Bewußtsein bringen, wenn er das Gedicht „Wie ain muter ir dochter lernet pulen“ in Clara Hätzlerin's Liederbuch mit dem eben erwähnten vergleicht: im letzteren gesuchte und matt motivirte Wärme, in jenem die Urwüchsigkeit unmittelbar durch ihr Dasein berechtigter Gefühle. Ganz natürlich! Einer tieferen Begründung der sittlichen Zwecke und Ziele der Geschlechtsliebe entbehrte das Mittelalter. Der sinnliche Anreiz zu derselben aber war kräftig und frisch, wie es der Jugendkraft vollsaftiger Nationalität entspricht.

Sogar der Kirche gegenüber wird dieser Standpunkt männiglich und obenein in einem Gedichte, welches wir als Zeugniß besonders im Auge haben, von einem Weibe vertreten. Das betreffende Gedicht

1) Der Clara Hätzlerin Liederbuch S. 290 (Quedlinburg und Leipzig 1840).

findet sich ebenfalls in Clara Hätzlerin's Liederbuch und ist überschrieben: „Das pulschaft nit sund sey! ain hübsche peicht.“ Eine Frau setzt darin ihrem Beichtiger auseinander, daß eine richtige, kräftige und treue, rechtschaffene Geschlechtsliebe für Mann und Weib eine Wohlthat und unter allen Umständen keine Sünde sei, und der Geistliche wird schließlich überzeugt.

An anderen Stellen werden die Geistlichen indeß minder glimpflich über die wahre Geschlechtsliebe aufgeklärt, wie das Gedicht „Von den Barfüßer Mönchen“ in Laßberg's Liedersaal bezeugt.

Ganz ohne Beispiel ist übrigens das Mittelalter in Bezug auf die Erkenntniß auch des richtigen socialen Schwerpunktes der geschlechtlichen Sittlichkeit nicht. In dem Gedichte, das uns zu diesem Ausspruche führt, „Vom Freien“ [1]), wird allerdings nicht die aus der Ehe ersprießende Descendenz, sondern die Ascendenz, der die Frau ihr Dasein verdankt, zu erwägen empfohlen. Aber es wird wenigstens der Gesichtspunkt überhaupt, unter dem das Ehebündniß zu betrachten ist, über den Kreis unmittelbarer sinnlicher Anwandlung hinaus erweitert, und solches Nachdenken über die Bedeutung der Geschlechtsliebe ist der erste Schritt zur Erkenntniß und Würdigung deren social-sittlichen Kernes.

Es kann gewiß keinen Anstand erleiden, daß durchweg in geschlechtlichen wie in anderen Dingen die Sprache des Mittelalters eine äußerst derbe war. Indessen es würde ungerecht sein, den heute üblichen Maßstab des Geziemenden als allein gültiges Kriterion der Aesthetik des Mittelalters anzusehen. Eine solche einseitige Aesthetik ist keine Aesthetik, sondern Modeziererei; sie setzt zufällige, rein konventionelle Formen als höchste Entscheidungsinstanz an die Stelle des gesammten Inhaltes der sittlichen Beziehungen der Menschen. Man möge gern dem Principe huldigen, daß im höchsten Ideale Schönheit und Wahrheit sich als Einheit in der menschlichen Tugend treffen müssen. Aber abgesehen davon, daß es noch sehr fraglich ist, ob die heute bei uns landläufigen Meinungen über Schönheit den Anspruch darauf erheben können, weniger subjectives Belieben zu sein, als alle früheren, denen es ebensowenig gelang, eine wissenschaftliche Grundlage zu schaffen, so scheint es uns ganz außer allem Zweifel zu sein, daß ein Schönheitsdefect in jener Einheit von minder verderblicher Wirkung ist, als ein Defect der Wahrheit. Obenein betrügt man sich mit der Modeziererei nur selbst. Man hat es freilich durch sie erreicht, daß aus unserer erotischen Literatur die derbe Sprache verbannt worden ist, deren die von uns citirten Dichter sich bedienten. Aber ist das zum

1) Laßberg's Liedersaal, Bd. 3, S. 299—301.

Vortheile der Sittlichkeit gewesen? Wahrlich nicht. Nicht einmal der Form nach ist es zu ihrem Vortheile gewesen. Was der Sprache offen an Derbheit geraubt ist, hat man ihr verstohlen an Lüsternheit wieder zugeführt, und diese verstohlene Lüsternheit hat es dahin gebracht, daß unsere Zeit geradezu die Zeit der Degeneration der Geschlechtsliebe genannt werden muß. Im Mittelalter trat doch wenigstens, aller Verwilderung zum Trotze, in der sinnlichen Unbändigkeit die Kraft der Natur zu Tage; das plastisch Schöpferische, das in edlen und hochbegabten Männern Ideale der bildenden Kunst erstehen ließ, deren Denkmäler noch heute als unerreichte bewundert werden, wirkte in den unedlen und beschränkten Menschen rein animalisch. Aber so gewiß wie ein dem Körper entflohener Geist ein Unding ist, so gewiß hat die Genialität geistiger Production mit der generischen Productivität eine und die nämliche physische Basis. Dies ist eine ebenso unverkennbare wie unbestreitbare wissenschaftliche Wahrheit, und ob man sich dieselbe in der einen oder in der anderen Form zum Bewußtsein bringe, ist nur erst an zweiter Stelle von Bedeutung; die Hauptsache bleibt immer, daß man sich die für unsere ganze Lebenserkenntniß und dadurch für die ganze Gestaltung des Menschengeschlechtes so hochwichtige und unbedingt an erster Stelle und in allen Beziehungen maßgebende Einsicht nicht verkümmere, daß eine Verseichtung des sinnlich Lebendigen Versumpfung des geistig Regsamen ist. Wenn das Mittelalter das Sprüchwort hat [1]):

„No [2]): du solt sein
Ob dem tisch ain adler,
Vf dem veld ain leo,
Vf der gassen ain pfaw,
In der kirchen ain lamb,
In dem pett ain aff!“

so wollen wir durchaus nicht behaupten, daß dasselbe ohne Weiteres als Lebensregel von uns herübergenommen werden müsse. Aber den Kern der Lehre, die es ertheilt, ist es wahrlich recht sehr zu rathen, zu beherzigen, nämlich eben nicht mehr und nicht weniger als *Menschen* sein zu wollen: Der Mensch muß nun einmal essen, um überhaupt da sein zu können, nun und da ist es viel besser, er geht mit adlergleichem Hunger zur Tafel, als daß er, blasirt und mit verkümmertem Magen, alle Gerichte an sich vorbeiziehen lassen muß; der Mann muß einmal zum Kampfe gerüstet sein, wenn es auch nur sei, um die Raufbold-

1) Clara Hätzlerin, Liederbuch S. LXVII (Quedlinburg 1840).
2) Nota bene.

principien aus der Welt schaffen zu helfen, nun und da ist es besser, auf dem Schlachtfelde als Löwe zu erscheinen, als schwächlich oder gar feige Fersengeld zu geben; der Mensch ist einmal rücksichtlich der Würde seiner Erscheinung auf die Pflege seines Aeußeren angewiesen, nun und da ist es immer noch besser, er nimmt sich den Pfau, als vielleicht, wie unsere heutigen Damen bei ihren Schleppen, das Schwein zum Muster; der Mensch ist einmal an eine gewisse Einkehr gebunden, wenn er die ganze Tiefe seines Gemüthslebens zur Erscheinung bringen will, nun und für diesen Zweck ist es besser, die Schüchternheit und Verträglichkeit des Lammes, als etwa die Hinterlist und Blutgier des Tigers sich zum Vorbild zu nehmen; der Mensch ist zu seiner Fortpflanzung nun einmal auf das kräftige Functioniren der organischen Instrumente seiner Geschlechtsliebe gestellt, nun und da ist es offenbar mehr sachentsprechend, wenn er im Beilager sich den Affen als etwa einen Kapaun als den Meister vom Fache vorstellt.

Die Empfindlichkeit unserer Zeit gegen das Nackte beruht, wie wir schon Eingangs sagten, auf spröder Lüderlichkeit; man verschmäht nur deshalb das Nackte, weil dasselbe den Reiz aufhebt, den das Decolletirte, die theilweise Entblößung ausübt. Unser blutarmes, entartetes Geschlecht verlangt einen raffinirteren Kitzel als die offenkundige physische Thatsache, darum muß allenthalben und in jedweder Hinsicht mit der Geschlechtsliebe Versteckes gespielt werden, und diese Verirrung ist so allgemein, daß man ihr sogar solche Männer verfallen sieht, denen übrigens das Derbe eigen ist, und die selber bei anderer Gelegenheit die Heuchelei geißeln, zu welcher jene Verirrung sich social verdichtet hat. So fertigt eine viel gelesene Literaturgeschichte, der man übrigens wahrlich keine Zimperlichkeit zum Vorwurfe machen kann, die beiden von uns des Oefteren citirten Sammlungen mittelalterlich deutscher Schwankdichtung, Hagen's Gesammtabenteuer und Laßberg's Liedersaal, mit den Worten ab: „Beide Sammelwerke thun drastisch dar, wie brutal, roh und lüderlich es in der „„guten, alten, frommen Zeit““ hergegangen.“ In dem nämlichen Buche sagt der Verfasser dagegen von Giovanni Boccaccio: „Ein Kind der Liebe, rechtfertigte er vollkommen die gute Meinung, welche man von den geistigen Vorzügen solcher Kinder zu hegen pflegt.“ Ueber Boccaccio's Werke spricht er sich in den Worten aus: „Geben diese Werke, wie auch das Schäfergedicht „„Ameto““ und die erotische Allegorie „„Ninfale Fiesolano““ Zeugniß von dem edlen Aufschwunge, den Boccaccio in der Knechtschaft Amors („„in servigio d'Amore““), in welcher er von Kindesbeinen auf gestanden zu haben bekennt, genommen hat, so beweist seine Satire „„Corbacchio oder il labirinto d'amore““, welche er schrieb, um sich von einer niedrigen Leidenschaft (amore

carnale nennt er sie) zu heilen, daß der Dichter mitunter tief genug von der idealen Höhe herabgeglitten sei. Es gab damals in Neapel Gelegenheit genug dazu. Auf König Robert folgte seine galante Enkelin Johanna, die Maria Stuart Italiens, und Boccaccio hatte nichts dagegen, an ihrem Hofe die Rolle des Troubadour zu spielen. In diesem glänzenden und üppigen Kreise soll er zu allgemeinem Ergötzen die Novellen vorgelesen haben, welche nachmals im Dekameron vereinigt wurden." Ferner giebt er folgende Charakteristik dieses Werkes selber: „Sieben junge, schöne und gescheidte Mädchen und drei Jünglinge fliehen vor der schrecklichen Pest, welche 1348 Florenz verheerte, auf ein einsames Landgut, wo ihnen die Tage unter anmuthigen Beschäftigungen und Genüssen der Liebe verstreichen, während sich an den Abenden die ganze Gesellschaft versammelt, und jedes Mitglied eine Novelle erzählen muß. Diesen Erzählungen geht einleitend die Beschreibung der Pest voraus, welche durch ihre furchtbare Anschaulichkeit einen höchst wirksamen Kontrast zu der hellfarbigen Schilderei der nachfolgenden novellistischen Gemälde hervorbringt. Die Mannigfaltigkeit dieser Gemälde ist außerordentlich groß. Die Darstellung edler, zarter und rührender Züge und Gefühle wechselt mit den muthwilligsten Skandalien der Sittenverderbniß jener Zeit, eine Fülle feinster Maximen und Lebensregeln mit der nachdrücklichsten Satire. Der Geißelschlag derselben trifft besonders die Geistlichkeit, deren Geilheit und Heuchelei mit den grellsten, aber immer komisch aufgesetzten Farben gemalt wird. „„Boccaccio"", sagt ein Italiener, „„versammelt in einem Buche die Tugenden und Laster des Menschengeschlechtes; er zeigt uns Betrüger und Betrogene, Geizhälse und Wüstlinge, Juden, Heiden und Christen, Damen und Ritter, Pilger und Heilige, Helden und Räuber, Heuchler und Narren, Könige, Päpste und vor Allem Mönche, weiße, schwarze, graue und blaue Mönche, Mönche ohne Ende; kein italischer und wenige ausländische Autoren haben das Herz des Menschen so genau gekannt und seine Eigenschaften kräftiger geschildert, keiner besaß in so hohem Grade jene komische Gewalt, welche die Menschen zu zwingen vermag, über ihre eigene Schwäche zu lachen, und sie auf ihre eigenen Unkosten weiser und besser macht."

Man kann dieses Urtheil unterschreiben, muß es aber dennoch sehr befremdlich finden, daß der Verfasser bei seiner Hochachtung vor dem Genre des Boccaccio unsere biederen Vorfahren so abkanzelt. Wie der geneigte Leser sogleich sehen wird, hat der italienische Schriftsteller zum Theile ganz die nämlichen Anekdoten behandelt, wie unsere Schwankdichter. Wenn also dennoch Boccaccio so viel besser wegkommt, so erinnert das sehr lebhaft an die Klage des Hausknechts in

den „Fliegenden Blättern": „Wenn die gnädige Frau nichts thut, so heißt es, sie liebt die geistige Ruhe contemplativer Zurückgezogenheit. Wenn ich nichts thue, so heißt es, der Johann ist ein Faulpelz" . . . . . .

Wir sind der Ansicht, daß in dem Ruhme des Boccaccio sich nichts ausdrückt, als die Heuchelei der höheren Gesellschaftsklassen, welche letzteren, den niederen gegenüber, gern die Tugendhaften spielen, aber dabei die Süßigkeit des Sündigens nicht entbehren wollen, daher sie im öffentlichen Urtheile die Obscönitäten ihrer Dichter als quasi licentia poetica durch die Form zu decken suchen. So kann es geschehen, daß die Ovidische und Boccaccio'sche Zotenglätte salonfähig ist, der grobe Bauernscherz unserer derberen, damals noch wenig von der Cultur beleckten Landsleute dahingegen als „unsittlich" verschrieen wird.

Die nachstehende Geschichte ist sogar, bis auf die Form noch, vollkommen identisch mit derjenigen, die wir oben als Auszug aus Hagen's Gesammtabenteuern gebracht haben. Wo liegt also die Berechtigung dazu, Boccaccio von der Niedrigkeit, Rohheit und Lüderlichkeit freizusprechen, deren unsere deutschen Dichter des Mittelalters bezichtigt werden?

„„Es ist also, erlauchte Damen, nicht lange her, daß in Romagna ein Ritter, gut und wohlgesittet, lebte, welcher Herr Lizio von Valbona hieß, dem zufällig, schon dem Alter nah, von seiner Frau, Namens Giacomina, eine Tochter geboren wurde. Diese ward im Heranwachsen vor jeder Andern der Gegend schön und anmuthig, und weil sie allein bei Vater und Mutter zurückgeblieben war, von ihnen geliebt und werth gehalten und mit wunderbarer Sorgfalt gehütet, indem man hoffte, durch sie irgend eine ansehnliche Blutsverwandtschaft zu gewinnen. Nun aber lebte im Hause des Herrn Lizio und hielt sich viel ein rüstiger und von Gestalt schöner junger Mann auf, der aus der Familie der Manardi da Brettinoro war und Ricciardo hieß, und vor dem Lizio und seine Frau keine andere Obhut anwendeten, als sie mit ihrem eignen Sohn gethan haben würden. Dieser, die schöne und reizende Jungfrau einmal und das andere sehend, und wie löblich ihre Manieren und Sitten, und wie sie zur Ehe schon reif war, verliebte sich heftig in sie und hielt diese Liebe mit großer Sorgfalt verborgen. Dies gewahrte die Jungfrau, und, ohne den Streich zu fürchten, begann sie gleichfalls ihn wieder zu lieben, was denn Ricciardo sehr zufrieden machte. Oft schon hatte er das Verlangen gefühlt, ihr irgend ein Wort zu sagen, und stets hatte er aus Furcht geschwiegen; doch einmal, Zeit und Muth erfassend, redete er sie an: ‚Catharina, ich beschwöre dich, laß mich nicht vor

Liebe sterben.‘ Sogleich entgegnete das Mädchen: ‚Wollte Gott, du ließest mich vielmehr nicht untergehen.‘ Diese Antwort gab dem Ricciardo nicht wenig Muth und Freude, und er erwiderte ihr: ‚An mir soll es niemals liegen, wenn etwas, was dir nicht gefällt, nicht geschieht; doch dir kommt es zu, mein und dein Leben vor Verderben zu retten.‘ Die Jungfrau sprach hierauf: ‚Du siehst, Ricciardo, wie ich bewacht werde, und ich weiß darum nicht zu ermitteln, wie du zu mir gelangen könnest. Doch wenn du etwas siehst, was ich ohne Schmach thun kann, sag' es und ich will es thun.‘ ‚Meine süße Catharina, ich weiß keinen Weg zu entdecken, wenn du nicht etwa auf dem Altan, der über deines Vaters Garten ist, schlafen oder kommen kannst; wohin, wenn ich wüßte, daß du zur Nacht dort wärest, ich mich ohne Fehl zu verfügen suchen würde, obschon er hoch genug ist.‘ Worauf Catharina zur Antwort gab: ‚Wenn du dich dahin zu kommen getraust, so hoffe ich, es so einzurichten, daß es mir möglich wird, dort zu schlafen.‘ Ricciardo bejahte dies. Dies gesagt, küßten sie sich einmal im Fluge und schieden.

Den Tag darauf, es war nahe am Ende des Mai's, begann das Mädchen damit, sich vor ihrer Mutter zu beklagen, sie habe die vergangene Nacht vor Hitze nicht schlafen können. ‚Wie, meine Tochter, war es denn so heiß?‘ sagte die Mutter. ‚Im Gegentheil, es war gar nicht heiß.‘ Worauf Catharina erwiderte: ‚Liebe Mutter, ihr solltet sagen: nach meinem Dafürhalten; dann sagtet ihr vielleicht das Wahre. Aber bedenken solltet ihr, wie ein Mädchen es leichter heiß findet, als eine bejahrte Frau.‘ Die Mutter entgegnete: ‚Mein Kind, das ist richtig; aber ich kann es dir doch nicht nach Wunsch warm oder kalt machen, wie du es verlangst; das Wetter will getragen sein, wie die Jahreszeit es giebt; vielleicht ist dir's diese Nacht kühler, und du schläfst besser.‘ ‚Das gebe Gott‘, sprach Catharina; ‚aber es pflegt nicht zu geschehen, daß die Nächte sich abkühlen, indem wir dem Sommer entgegengehen.‘ ‚Was soll ich also thun?‘ fragte die Mutter. Und Catharina erwiderte: ‚Wenn es dem Vater und euch gefiele, würde ich mir gern ein Lager auf dem Altan, welcher an seine Kammer stößt und über dem Garten ist, machen lassen und dort schlafen. Hier würde ich die Nachtigall schlagen hören, und bei kühlerer Luft würde ich mich besser befinden, als in euerer Kammer.‘ ‚Tochter‘, sagte die Mutter hierauf, ‚beruhige dich, ich will es dem Vater sagen, und wenn er es will, so thun wir's.‘ — Dies hörte Herr Lizio von seiner Gattin wieder, und weil er denn alt und darum vielleicht ein wenig mürrisch und eigensinnig war, sprach er: ‚Was für eine Nachtigall ist das, bei der sie schlafen will? Beim Gezirp der Heuschrecken will ich sie schlafen machen!‘ Als Catharina dies wieder erfuhr,

schlief sie, mehr aus Trotz als vor Hitze, die ganze folgende Nacht nicht nur gar nicht, sondern ließ nun mit ihren Klagen über die Hitze auch die Mutter nicht schlafen. Da dies die Mutter hörte, ging sie am nächsten Morgen zu Herrn Lizio und sagte: ‚Herr, ihr habt das Mädchen wenig lieb. Was thut es euch, wenn sie auf dem Altan schläft? Sie hat die ganze Nacht vor Hitze kein Auge geschlossen; und überdies wundert ihr euch, daß sie Vergnügen findet, die Nachtigall schlagen zu hören, da sie doch ein Kind ist? Die Mädchen lieben, was ihnen ähnlich ist.‘ Dies hörend sprach Herr Lizio: ‚Meinethalben mag sie sich ein Bett machen, wie es dort Raum hat, und laß ihr eine Gardine von Sarsche umher machen, und mag sie dort schlafen und nach Gefallen die Nachtigall singen hören.‘ Das Mädchen, dies vernommen, ließ schnell ein Bett aufschlagen, und als sie nun die folgende Nacht hier schlafen sollte, wartete sie so lange, bis sie Ricciardo erblickte, und gab ihm das unter ihnen bestimmte Zeichen, wonach er wußte, was er zu thun habe. Herr Lizio, der die Tochter zu Bett gehen hörte, schloß die Thür, welche aus seinem Zimmer auf den Altan führte, und ging gleichfalls zu Bette. Ricciardo, der von allen Seiten alles ruhig sah, stieg nun mit Hülfe einer Leiter auf eine Mauer, und von dieser, sich fest klammernd an den Bruchstücken einer andern, gelangte er mit großer Beschwer und Gefahr, wenn er gefallen wäre, auf den Altan, wo er zwar leise, aber doch mit großer Freude von dem Mädchen empfangen wurde. Nach vielen Küssen legten sie sich beisammen nieder und genossen fast die ganze Nacht einander in Freud' und Wonne, indem sie oft die Nachtigall schlagen ließen. Die Nächte waren kurz, die Wonne groß, der Tag — was sie nicht glaubten — nahe; und so, noch erhitzt vom Wetter und vom Scherze, ohne etwas über sich zu haben, schliefen sie ein, Catharina mit dem rechten Arm den Hals Ricciardo's, und mit der Linken das umschlungen, was ihr unter Männern aus Scham am wenigsten zu nennen wagt. So schlummernd, ohne zu erwachen, überraschte sie der Tag, und Herr Lizio erhob sich vom Lager und indem er sich erinnerte, die Tochter schlafe auf dem Altan, öffnete er still die Thür und sprach: ‚Laßt doch sehen, wie die Nachtigall mein Töchterchen diese Nacht hat schlafen machen.‘ Hierauf leise weiter gehend, hob er die Sarsche auf, mit welcher das Bett umgeben war, und sah nun Ricciardo und sie nackt und unbedeckt in der eben beschriebenen Weise schlafend. Er hatte Ricciardo wohl erkannt, schlich sich davon und ging nach der Kammer seiner Frau, die er rief und sagte: ‚Auf, Frau, erhebe dich, und sieh', wie dein Töchterlein so begierig nach der Nachtigall gewesen ist, daß sie sie gefangen hat und noch in der Hand hält.‘ — ‚Wie kann das sein?‘ sagte die Frau.

Und Herr Lizio antwortete: ‚Du sollst es sehen, wenn du schnell kommst.‘ Die Gattin eilte, sich anzukleiden, und folgte still Herrn Lizio; Beide gelangten zu dem Bett, die Sarsche ward aufgehoben, und nun konnte Frau Giacomina deutlich sehen, wie die Tochter die Nachtigall gefangen, die sie zu hören so begehrt hatte, und wie sie sie festhielt.

Die Dame, von Ricciardo hintergangen sich sehend, wollte aufschreien und ihm Böses sagen; aber Herr Lizio redete ihr zu: ‚Frau‘, sagte er, ‚hüte dich, daß du, so sehr du meine Liebe lieb hast, kein Wort sprichst, denn, in Wahrheit, da sie den Vogel einmal gefangen hat, so soll er auch ihrer sein. Ricciardo ist ein Edelmann und ein reicher Jüngling; wir können von ihm nichts als eine reiche Verwandtschaft erwarten. Will er im Guten von mir loskommen, so muß er sie zuvor heirathen, so daß er finden muß, er habe die Nachtigall in seinen eigenen Käfig, nicht in einen fremden gesperrt.‘

Hierdurch ward die Frau beruhigt, und da sie sah, daß ihr Mann über diesen Vorfall keineswegs erzürnt war, die Tochter aber eine gute Nacht gehabt, wohl geschlafen und doch die Nachtigall gefangen hatte, schwieg sie. Nicht lange standen sie nach diesem Gespräch, als Ricciardo erwachte, und als er den Tag schon licht sah, hielt er sich für verloren, rief die Catharina wach und sagte: ‚Weh mir, mein Leben, wie sollen wir's machen? Der Tag ist da und hat mich hier überfallen.‘ Auf diese Worte trat Herr Lizio hinzu, hob die Sarsche auf und antwortete: ‚Das wollen wir schon machen.‘ Als Ricciardo ihn erblickte, glaubte er das Herz sich aus dem Busen gerissen, und im Bette sich aufrichtend, sprach er: ‚Herr, ich beschwöre euch, habt Mitleid um Gott. Ich erkenne mich als schlecht und treubrüchig und als des Todes schuldig; darum macht mit mir, was euch zumeist gefällt: doch flehe ich euch an, wenn es sein kann, Gnade mit meinem Leben zu haben und mich nicht zu tödten.‘ Hierauf entgegnete Herr Lizio: ‚Ricciardo, die Liebe, die ich zu dir trug, verdiente dies nicht, so wenig wie das Vertrauen, das ich in dich setzte. Doch da es einmal so ist und deine Jugend dich zu solcher Verirrung verleitet hat, so nimm, um dir den Tod, mir die Schande zu ersparen, als dein rechtmäßiges Weib die Catharina hin, auf daß sie, wie sie diese Nacht die deine war, dies auch sei, so lange sie lebt. So nur kannst du meinen Frieden und deine Rettung erlangen; willst du es aber nicht, so befiehl Gott deine Seele.‘ Während sie so sprachen, ließ Catharina die Nachtigall los, bedeckte sich und fing an, bitterlich zu weinen und den Vater anzuflehen, daß er Ricciardo vergebe. Dann wieder bat sie diesen, daß er thue, was Herr Lizio verlange, damit sie in Sicherheit noch lange solche Nächte genießen könnten. Doch

hierzu bedurfte es eben nicht vieles Bitten, da auf der einen Seite die Scham über den begangenen Fehl und der Wunsch, ihn wieder gut zu machen, von der andern die Furcht vor dem Tode und das Verlangen, ihm zu entgehen, überdies aber die Glut der Liebe und die Sehnsucht, die Geliebte zu besitzen, ihn freiwillig aussprechen ließen und ohne Aufschub, er sei bereit zu thun, was Herrn Lizio gefalle. Nachdem Herr Lizio nun von Frau Giacomina einen ihrer Ringe hatte leihen lassen, verlobte sich, ohne sich zu verändern, in ihrer Gegenwart Ricciardo der Catharina als seiner Frau. Dies gethan, schieden Lizio und seine Gattin, indem sie sagten: ‚Ruhet jetzt, denn das wird euch wahrscheinlich nöthiger sein als das Aufstehen.‘ Als sie fort waren, umarmte sich das Paar von Neuem, und da sie erst sechs Miglien in dieser Nacht zurückgelegt hatten, machten sie noch zwei, bevor sie aufstanden, und setzten dann dem ersten Tagwerke ein Ziel. Dann erhoben sie sich, und nachdem Ricciardo ein geordneteres Gespräch mit Herrn Lizio gehalten, vermählte er sich einige Tage später, wie es schicklich war, in Gegenwart der Freunde und Verwandten, von Neuem mit der Jungfrau, und führte sie mit großem Festgepränge in sein Haus, wo er eine stattliche und schöne Hochzeit ausrichtete. Dann aber jagte er noch lange in Frieden und Freude mit ihr nach der Nachtigall, bei Tag und bei Nacht, und so oft es ihm gefiel.“‘

Müssen wir auch zugestehen, daß das Deutsche der von uns benutzten Uebersetzung des Dekamerone ein recht mangelhaftes ist, so wird der Leser doch aus dieser Geschichte die Ueberzeugung gewonnen haben, daß dieselbe weder nach Form noch nach Inhalt irgendwie beschönigt werden kann, wenn man die Schwankdichtungen des deutschen Mittelalters verurtheilen will. Nichts, absolut nichts berechtigt dazu, als aristokratische Heuchelei, Heuchelei der allerschmierigsten Art, resp. gedankenlose Tradition einer altetablirten ästhetischen Dogmatik, welche im Dienste der feinen Welt verfaßt wurde.

Noch heute wird von den sogenannten „besseren Ständen“ diese Heuchelei betrieben, wennschon die sociale Entwickelung eine Wendung genommen hat, daß die seit Jahrhunderten in der Sittlichkeit geübte Betrügerei um ihre beste Waffe im socialen Wettstreite, nämlich den öffentlichen Credit, zum guten Theile gebracht worden ist. Hoffentlich wird hierzu auch die im gegenwärtigen Buche veranstaltete Blüthenlese aus der Literatur unserer „Gebildeten“ beitragen!

Selbst eine zu Gunsten des Boccaccio vorgebrachte Entschuldigung, daß derselbe doch nie so grobe Vorwürfe seiner Poesie gewählt habe, wie unsere mittelalterlichen, die Geschlechtsliebe zu ihrem Gegenstande machenden Dichter würde nicht mit den Thatsachen übereinstimmen. Obschon wir wahrlich nicht ängstlich bei der Auswahl der oben ge-

brachten Beispiele aus unseren mittelhochdeutschen Dichtern gewesen sind, vielmehr die derbsten als die am meisten zur Sache gehörigen ausgesucht haben, so dürfte sich unter ihnen kein einziges finden, das sich in Beziehung auf Unverfrorenheit mit der nachstehenden zehnten Geschichte des neunten Tages im Dekameron[1]) messen könnte: — —

„Es gab also vor Jahren einen Priester zu Barletta, welcher Gianni di Barolo hieß, und der, weil er nur eine ärmliche Pfarre hatte, zu seinem Lebensunterhalte, mit einer Stute, die er besaß, Waaren umherzuführen anfing, indem er hier und dort auf den Märkten von Apulien umherzog und kaufte und wieder verkaufte. So herumwandernd, schloß er eine genaue Bekanntschaft mit Einem, welcher Pietro da Tresanti hieß, der mit einem Esel dasselbe Gewerbe trieb, wie er, und den er zum Zeichen der Liebe und der Freundschaft nach apulischer Art nicht anders nannte, als Gevatter Pietro. So oft dieser nun nach Barletta kam, nahm er ihn immer mit in seine Pfarre, behielt ihn bei sich zur Wohnung, und erwies ihm so viel Ehre als er nur konnte. Gevatter Peter von der andern Seite, der überaus arm war, und ein kleines Häuschen in Tresanti besaß, das kaum groß genug für ihn, seine junge und schöne Frau und seinen Esel war, nahm auch den Domine Gianni, so oft dieser nach Tresanti kam, mit in sein Haus und bewirthete ihn, wie er konnte, aus Erkenntlichkeit für die Ehre, welche dieser ihm in Barletta erwies. Doch was die Wohnung anbetraf, so konnte er ihn freilich, da Gevatter Peter nichts als ein kleines Bett, in dem er selbst mit seiner schönen Frau schlief, sein nannte, nicht so aufnehmen, wie er wohl wünschte, sondern Domine Gianni mußte, nachdem seine Stute zur Seite des Esels in einem kleinen Stalle untergebracht war, sich damit begnügen, sich dieser zur Seite auf ein wenig Stroh niederzulegen. Die Frau, welche die Aufnahme kannte, die der Priester ihrem Mann in Barletta erwies, war mehrere Male, wenn der Priester kam, Willens gewesen, zu einer ihrer Nachbarinnen, welche Zita Caragnosa di Giudice Leo hieß, zum Schlafen zu gehen, damit der Priester mit ihrem Manne im Bette ruhen könne, und hatte es diesem öfter gesagt; allein er hatte nie gewollt, und unter anderen Malen erwiderte er ihr einmal: „„Gevatterin Gemmata, mach dir um mich keine Sorge, ich bin gut untergebracht; denn so oft es mir gefällt, verwandle ich meine Stute in ein hübsches Mädchen und weile bei der, und dann, wenn ich will, mache ich sie wieder zur Stute, und darum mag ich mich auch nicht von ihr trennen.““ Die junge Frau wunderte sich zwar, allein sie glaubte es und erzählte dies ihrem Mann wieder, indem sie hinzufügte: „„Wenn

1) S. a. a. O. S. 178—182.

er doch so dein Freund ist, wie du sagst, warum läßt du dir dann diesen Zauberspruch nicht von ihm lehren, daß du auch mich in eine Stute verwandeln könntest, um deine Geschäfte mit dem Esel und mit dieser zu betreiben, und wir gewönnen dann doppelt dabei? Wären wir dann wieder nach Hause zurückgekehrt, so könntest du mich ja wieder zu deiner Frau machen, wie ich bin.““ — Gevatter Peter, der eher etwas ein Tropf war, als nicht[1]), glaubte die Sache, stimmte diesem Rathe bei und fing nun, so gut er konnte, den Domine Gianni an zu bitten, daß er ihm die Sache lehren möchte. Domine Gianni gab sich alle Mühe, ihn von diesem thörichten Wunsche abzubringen; allein da er dies nicht vermochte, so sagte er endlich: „„Sieh, weil ihr es denn durchaus wollt, so wollen wir morgen früh, wie wir gewohnt sind, vor Tag aufstehen, und ich will euch dann zeigen, wie man es macht. Wahr ist es, daß das schwerste bei dieser Sache das ist, den Schwanz anzuheften, wie du sehen wirst.““

Gevatter Peter und Gevatterin Gemmata hatten kaum die Nacht geschlafen, mit solcher Ungeduld erwarteten sie die Sache, als sie kurz vor Tage aufstanden und den Domine riefen, welcher sich auch nun im Hemde erhob, in die Kammer des Gevatter Peter trat und sagte: „„Ich wüßte keinen Menschen auf der Welt, dem ich dies zeigte, als euch; doch weil ihr es denn durchaus wollt, so will ich es thun. Allein ihr müßt auch vollständig befolgen, was ich euch sagen werde, wenn ihr wollt, daß es gelinge.““ — Jene versicherten ihm, daß sie thun wollten, was er sagen würde. Nun ergriff Domine Gianni ein Licht, gab es dem Gevatter Peter in die Hand und sagte zu ihm: „„Gieb wohl Acht, was ich thue, und behalte wohl, was ich sagen werde, und hüte dich, wenn du nicht alles wieder verderben willst, was du auch hören oder sehen mögest, kein Wort zu sprechen, und dann bitte Gott, daß wir den Schwanz gut anheften.““ — Gevatter Peter nahm das Licht und sagte, er wolle Alles wohl verrichten. Nun ließ Domine Gianni die Gevatterin Gemmata sich splitternackt entkleiden, und sich auf Händen und Füßen, nach Art wie die Stuten stehen, auf die Erde hinstellen, indem er sie gleichermaßen anwies, was ihr auch geschehen möchte, kein Wort zu sprechen. Dann fing er an, sie mit den Händen zu betasten, auf Gesicht und Kopf, und sagte dabei: „„Dies sei nun ein schöner Rosseskopf““; und ebenso berührte er ihre Haare und sprach: „„Und dies sei eine schöne Stutenmähne““; und ihre Arme betastend: „„Dies seien nun schöne Beine und Füße einer Stute.““ Dann befühlte er ihre Brust, die er fest und rund fand, wobei Mancher erwachte und sich erhob, der nicht gerufen

1) Ohne Dummköpfe kein Betrug.

war, und sagte: „„Und dies sei eine schöne Stutenbrust““, und ebenso machte er es bei den Seiten, beim Bauch und beim Rücken, bei den Hüften und bei den Lenden. Zuletzt, als ihm nichts weiter mehr übrig blieb, als der Schwanz, hob er das Hemd auf, nahm den Pflanzstock, mit dem er die Menschen zu pflanzen pflegte, und steckte diesen in die Furche, welche dazu da ist, indem er sprach: „„Und dies sei ein schöner Stutenschweif.““ Gevatter Peter, der bis jetzt Alles sorgfältig beobachtet hatte, rief, als er dies sah, und es ihm nicht eben gut gethan dünkte: „„Domine Gianni! ich verlange keinen Schwanz, ich verlange keinen Schwanz daran!““ Doch der Wurzelsaft, welcher alle Pflanzen erst ankittet, war schon erschienen, als Domine Gianni ihn zurückzog und rief: „„Gevatter Peter, was hast du gethan? Habe ich dir nicht gesagt, daß du kein Wort sagen solltest, was du auch sehen möchtest? Die Stute war fast fertig, aber, mit deiner Einrede, hast du alles wieder verdorben, und nun ist es nicht mehr möglich, sie wieder zurecht zu machen.““ — „„Wohlan““, sagte Gevatter Peter; „„aber ich wollte nun einmal keinen Schwanz daran. Warum spracht ihr nicht zu mir: mach du den! Und überdies setztet ihr zu tief an.““ „„Weil““, antwortete Domine Gianni, „„du ihn zum ersten Male nicht so anzusetzen verstanden haben würdest, wie ich.““ Als die junge Frau diesen Streit hörte, stand sie auf und sagte gutmüthig zu ihrem Manne: „„Tropf, der du bist; warum hast du deine und meine Sachen so verdorben? hast du je eine Stute ohne Schwanz gesehen? Gott helfe mir, arm bist du, aber Recht wäre es, wenn du es noch weit mehr wärest““ . . .

Aehnlich wie die Schriften Juvenals, werden die Erzählungen des Boccaccio wegen der in ihnen enthaltenen satirischen Geißelung der pfäffischen Frömmelei gelobt, und es läßt sich nicht läugnen, daß Boccaccio sich durch diese Satire Verdienst erworben hat.

Zu rügen bleiben seine Erzählungen aber dennoch. Es läßt es sich Boccaccio nicht, wie Juvenal, an dem eigentlichen Zwecke, die herrschenden Mißstände aufzudecken, genügen, sondern er geht, der Zote halber, darüber hinaus; er sieht und sucht seinen literarischen Effect eben in dieser, und das ist unsittlich, ist namentlich social, d. h. mit Beziehung auf unser gesellschaftliches Dasein im Großen und Ganzen unsittlich. Wenn der sociale Zweck der sämtlichen Beiwohnung eines Weibes, nämlich die Erzeugung von Kindern, resp. was das eigentliche, das weitere Ziel ist, die Hervorbringung würdiger Glieder der menschlichen Gesellschaft, nicht der geschlechtlichen Vermischung den Ernst und die Würde verleiht, welche die Beiwohnung, ihrer Folgen halber, beanspruchen darf, so wird es die Geschlechtsliebe nie dahin bringen, sich in unserem socialen Dasein die ihrer innersten Bedeutung entsprechende

Achtung zu erringen; es wird dann auch nie und nimmer der in den geschlechtlichen Verirrungen und Mißständen liegende Theil der socialen Frage gelöst werden. Denn wenn man die geschlechtlichen Beziehungen nicht aus deren innerem Bestande heraus in Angriff nimmt, so wird man nie und nimmer nur einmal zum Scheine einer Lösung gelangen. Aeußerlich, durch die Gesetzgebung, zumal durch die so viele Köpfe fruchtlos beschäftigende Regulirung der Prostitution wird man nie Wesentliches zu bessern im Stande sein, so sehr man zu Aenderungen schreite: die Liebesbeziehungen gehören mehr als alles Andere dem Gebiete der Sitte an, und daher kann hier nur eine Umgestaltung der sittlichen Anschauungen bessernd einwirken. Jede Reform aber, die hier umgestaltend wirken soll, muß sich in Einklang mit der Wissenschaft setzen, darf zumal nicht im Widerspruche stehen mit dem charakteristischen Merkmale ihres Fortschrittes, also heute nicht mit der Durchsichtigkeit und empirisch sich bestätigenden Sicherheit ihrer Principien. Folglich müssen die geschlechtlichen Beziehungen vor Allem auf nackte und nüchtern-offenkundige Erkenntniß der geschlechtlichen Verhältnisse zurückgeführt, aus ihnen, als der maßgebenden Unterlage, die Grundsätze des sittlichen geschlechtlichen Verhaltens gewonnen werden. Sonst kommen wir nicht dahin, der Geschlechtsliebe einen ethischen Inhalt zu verleihen; es wird dieselbe nichts sein als ein rein animalischer Rapport, nichts Göttliches für sich gewinnen, und daher immer thierisch bleiben, niemals durch schöne Menschlichkeit erfreuen.

Nüchternheit der Auffassung der geschlechtlichen Beziehungen ist die unerläßliche Voraussetzung aller reformatorischen Umgestaltung. Mit der Poesie ist es schon oft genug versucht worden. Sie hat immer nur vermehrte Verführungsgeschichten, resp. überhaupt sinnliche Verirrungen zur Folge gehabt, aber stätig das verfehlt, was das Ziel unserer social-sittlichen Bestrebungen sein muß: die Herbeiführung einer Ruhe und Charakterfestigkeit bei den Menschen, welche unter ihnen die Sicherheit der Glückseligkeit gewährleiste. Eine nur poetische Auffassung der Geschlechtsliebe, wenn solche nicht in socialer Sittlichkeit wurzelt, dauert nicht aus; sie hält nur so lange vor, wie der Rausch der Verliebtheit währt. Sobald aber die Folgen sich einstellen, büßt sie ihren Talisman ein; die hat sie ja nicht mit erwogen; zu der neuen Situation paßt sie deshalb nicht mehr. Will man daher poetischen Schwung in das Liebeswerk bringen, so thue man es unter dem Gesichtspunkte, unter dem die Natur in ihm arbeitet. Dann hat man Realität; dann hat man nicht die traurige Erkenntniß:

„Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei;“

denn dann hat man nicht mehr die Liebschaft, sondern die Ehe, nicht

mehr den Individualismus der Selbstsucht, sondern den Socialismus vernünftiger Aufopferung als festen Boden unter sich, nämlich derjenigen Aufopferung, welche in ihrem socialen Wirken die höchste Befriedigung des individuellen Seins erblickt. Solche Poesie ist auch nicht etwa unmöglich; sie ist sogar nicht einmal schwierig. Denn wer die Welt richtig begreift, wer da erkennt, daß unser Leben nur sehr vorübergehend ein individuelles in Anfang und Ende, in Raum und Zeit ist, ewig dahingegen in dem Nächsten, d. h. in der Ununterschiedenheit geistiger Gleichheit beruht, der kann nur wenig Mühe empfinden, sich auch rücksichtlich der Geschlechtsbeziehungen zwischen Mann und Weib auf den socialen Standpunkt zu stellen, daß die gedeihlichen Folgen der Liebe das sind, was den eigentlichen Kernpunkt der letzteren ausmacht.

Das Schlimmste ist immer die gesuchte Lüsternheit und die geile Uebertreibung. In Bezug auf sie ist aber Boccaccio keineswegs freizusprechen, daher er auch, alle seinem Erzählertalent zum Trotze, unter die social unsittlichen Schriftsteller gezählt werden muß. Die nachstehende Geschichte z. B., die wir als Belag für unser Urtheil hersetzen, benutzt die Aufgabe, satirisch zu sein, noch mehr als die vorhin citirte, als Vorwand, um die Lüsternheit zu reizen, und sie begründet zweifelsohne aus sich heraus den Rückschluß, daß Boccaccio's Auffassung der Geschlechtsliebe eine kraß individualistische, d. h. in dem selbstsüchtigen Verlangen des Ich ihre Grenze findende war. Dies aber ist eben dasjenige, was dem social-sittlichen Standpunkte diametral entgegengesetzt ist.

Die, einem Dioneus, am dritten Tage und als dessen zehnte Geschichte in den Mund gelegte Erzählung ist die folgende[1]):

„„Holde Damen, ihr hörtet vielleicht noch niemals, wie man den Teufel in die Hölle heimschickt, und so will ich es euch denn erzählen, ohne mich groß von der Aufgabe zu entfernen, von der ihr heute den ganzen Tag über geredet habt. Wenn ihr es gelernt habt, könnt ihr dadurch vielleicht noch einmal eure Seele retten; auch werdet ihr aus dieser Geschichte erfahren, daß die Liebe, wenn sie gleich lieber die heiteren Paläste und die wollüstigen Gemächer bewohnt, es dennoch nicht verschmäht, zuweilen ihre Kräfte auch in den dichten Wäldern, den starren Alpen und den wüsten Höhlen fühlbar zu machen. Daraus läßt sich denn entnehmen, daß ein jegliches Ding ihr unterworfen ist.

„„Um nun zur Sache zu kommen, sage ich, daß in der Stadt Capsa in der Barbarei vor Zeiten ein gar reicher Mann lebte, der unter mehreren anderen Kindern eine schöne und wohlgestalte Tochter

1) Dekameron a. a. O. Bd. 1, S. 335—341.

hatte, die Alibech hieß. Weil sie nun keine Christin war, und von den vielen Christen, die in der Stadt lebten, den christlichen Glauben und Gottesdienst sehr loben hörte, fragte sie eines Tages den Einen von ihnen, wie man denn am ungestörtesten Gott dienen könne. Dieser antwortete ihr, man diene Gott am besten, je mehr man den weltlichen Angelegenheiten entfliehe, wie es besonders diejenigen thäten, die in die Einöde der thebaischen Wüste gegangen wären. Das Mädchen mochte etwa vierzehn Jahre alt sein und war gar einfältig; daher machte sie sich denn, nicht aus vernünftigem Antriebe, sondern aus einer gewissen kindischen Lust, ohne irgend Jemand etwas davon wissen zu lassen, am andern Morgen heimlich und ganz allein nach der thebaischen Wüste auf den Weg, und gelangte, weil ihre Lust anhielt, mit großer Anstrengung nach einigen Tagen bis in jene Einöden. Hier ging sie auf die erste Hütte, die sie aus der Ferne sah, zu, und fand einen heiligen Mann an der Thür stehen, der ganz verwundert, sie hier zu sehen, sie fragte, was sie suchen gehe. Sie antwortete ihm, sie suche, auf Eingebung Gottes, wie sie ihm dienen und Jemand finden könne, der sie darin unterrichte. Wie der wackere Mann ihre Jugend und Schönheit betrachtete, fürchtete er, es möge der Teufel ihn wohl betrügen, wenn er sie bei sich behielte. Drum lobte er ihren guten Vorsatz, gab ihr einige Kräuterwurzeln, wilde Aepfel und Datteln zu essen und Wasser zu trinken, und sagte dann: ‚Meine Tochter, nicht weit von hier wohnt ein heiliger Mann, der ein weit besserer Lehrmeister dessen ist, was du begehrst, als ich es bin; geh' du zu dem!' und damit brachte er sie auf den Weg. Wie sie nun zum zweiten kam und von diesem dieselbe Antwort erhielt, ging sie noch weiter und kam zur Zelle eines jungen Einsiedlers, eines recht frommen und guten Menschen, der Rusticus hieß, und richtete an ihn dieselbe Frage, die sie schon an die anderen gethan hatte. Rusticus dachte eine große Probe seiner Festigkeit anzustellen, und schickte sie deshalb nicht, wie die Anderen, weg, sondern behielt sie bei sich in seiner Zelle, und machte ihr, als es Nacht ward, ein Bettchen von Palmenlaub, und hieß ihr sich darauf niederlegen. Als dies geschehen war, säumten die Versuchungen nicht eben lange, die Standhaftigkeit des Einsiedlers zu bekämpfen. Als dieser sich aber von jener bald völlig im Stiche gelassen sah, wandte er, ohne viel Angriffe abzuwarten, dem Feinde den Rücken, und ergab sich als besiegt. So ließ er denn die heiligen Gedanken, die Gebete und Geißelungen ganz bei Seite liegen, und rief sich dafür die Jugend und die Schönheit des Mädchens ins Gedächtniß und fing zugleich an, darüber nachzudenken, was für Mittel und Wege er ergreifen solle, um zum Ziele zu gelangen, damit sie nicht gewahr würde, er strebe, als ein unkeuscher Mensch, nach dem,

was er von ihr begehrte. Zu dem Ende richtete er allerhand Fragen an sie, durch die er erfuhr, sie habe noch nie einen Mann gekannt, und sei so einfältig, als sie aussah. Deshalb beschloß er, unter dem Scheine des Gottesdienstes, sie seinen Wünschen folgsam zu machen.

„„Zuerst setzte er ihr nun mit vielen Worten auseinander, ein wie arger Feind des lieben Gottes der Teufel sei, und wie man durch nichts Gott so lieb werden könne, als wenn man den Teufel heim in die Hölle schickte, in die unser Herrgott ihn verbannt habe. Das Mädchen fragte ihn, wie man das anfinge. Rusticus antwortete ihm darauf: ‚Das sollst du bald erfahren, und darum thu, was du mich thun siehst!‘ Und damit fing er an, die wenigen Kleidungsstücke, die er trug, sich auszuziehen, und warf sich, als er ganz nackt war, während das Mädchen ihn in Allem nachahmte, auf die Knie, als wollte er beten. Das Mädchen ließ er sich gegenüber knieen, und wie er in dieser Stellung verweilend beim Anblick ihrer entblößten Schönheiten mehr als je in seiner Begierde entbrannte, zeigte sich die Auferstehung des Fleisches. Als Alibech diese gewahr wurde, wunderte sie sich und sprach: ‚Rusticus, was ist denn das für ein Ding, was ich an dir so vorne raus kommen sehe, und das ich gar nicht habe?‘ ‚Ach, meine Tochter‘, sagte Rusticus, ‚das ist eben der Teufel, von dem ich dir gesprochen habe. Siehst du, jetzt gerade plagt er mich so sehr, daß ich es kaum aushalten kann.‘ ‚Nun Gott sei Lob‘, sagte das Mädchen darauf, ‚so sehe ich, daß mir's besser geht, als dir, denn ich für mein Theil habe keinen solchen Teufel.‘ Rusticus sagte: ‚Du sprichst die Wahrheit, du hast aber ein anderes Ding, das ich wieder nicht habe, und das ist eben so schlimm.‘ ‚Warum nicht gar!‘, sagte Alibech. Rusticus antwortete ihr: ‚Du hast die Hölle, und ich sage dir, ich glaube, Gott hat dich zum Heile meiner Seele hierhergesandt; denn wenn du dich meiner erbarmen, und mir erlauben willst, daß ich, so oft dieser Teufel mich so sehr plagt, ihn in die Hölle heimschicken darf, so wirst du mir große Erleichterung gewähren, Gott aber einen ausbündigen Dienst und Gefallen erzeigen, wenn du anders in der Absicht, die du mir gesagt hast, hierher gekommen bist.‘ Die Dirne antwortete in gutem Glauben: ‚Ehrwürdiger Vater, da ich einmal die Hölle habe, so kann's geschehen, wenn ihr wollt.‘ Darauf antwortete Rusticus: ‚Sei gesegnet, meine Tochter; so laß uns denn gehen und ihn heimschicken, auf daß er künftig mich in Frieden lasse.‘ Und mit diesen Worten führte er das Mädchen zu dem einen ihrer Betten, und lehrte ihr, wie man sich anstellen müsse, um diesen Verfluchten Gottes einzukerkern. Die Dirne, die noch niemals einen Teufel heim in die Hölle geschickt hatte, spürte beim ersten Male einiges Ungemach, und sagte deshalb zum Rusticus: ‚Wahrlich, mein

Vater, der Teufel muß ein abscheuliches Ding und ein rechter Gottesfeind sein, denn er thut selbst der Hölle, um wie viel mehr anderen Dingen weh, wenn er hineinkommt.‘ Rusticus sagte: ‚Meine Tochter, das wird nicht immer so sein.‘ Um es dahin zu bringen, schickten sie, bevor sie sich vom Bettchen erhoben, ihn an sechsmal heim in die Hölle, so daß sie ihm für diesmal den Hochmuth aus dem Kopfe brachten, und er ruhig in Frieden blieb. Als er sich aber später dennoch öfters wieder in Stolz erhob, und das Mädchen sich immer willig zeigte, ihn zu demüthigen, geschah es, daß sie an dem Spiele Gefallen fand, und zum Rusticus also sagte: ‚Nun sehe ich wohl, daß die wackeren Leute in Capsa Recht hatten, wenn sie sagten, Gott zu dienen sei so ein süßes Ding. Denn wahrlich ich erinnere mich nicht, je etwas gethan zu haben, was mir so viel Lust und Vergnügen gewährt hätte, als den Teufel in die Hölle heimzuschicken. Und so halte ich dafür, daß Jeder, der sich nicht anstrengt, Gotte zu dienen, ein unvernünftiges Thier ist.‘ Aus diesem Grunde kam sie oft zum Rusticus und sagte: ‚Ehrwürdiger Vater, ich bin hierher gekommen, um Gotte zu dienen, und nicht um müßig zu gehen, so kommt denn und laßt uns den Teufel heim in die Hölle schicken.‘ In dieser Beschäftigung sagte sie auch wohl zuweilen: ‚Rusticus, ich weiß gar nicht, warum der Teufel aus der Hölle wieder herausgeht; denn wäre er so gern darin, wie sie ihn aufnimmt und festhält, so würde er immer darinnen bleiben.‘ Während die Dirne auf solche Weise oft zum Gottesdienste einlud und ermunterte, hatte sie ihm allmählig die Wolle so aus der Jacke gezupft, daß er fror, wenn ein Anderer geschwitzt hätte. Deshalb sagte er denn nachgerade dem Mädchen, man müsse den Teufel nur dann züchtigen und in die Hölle heimschicken, wenn er sein Haupt in Hochmuth erhöbe. Wir aber haben ihn, fügte er hinzu, durch Gottes Hülfe so entlarvt, daß er Gott bittet, in Frieden bleiben zu dürfen. Dadurch brachte er das Mädchen auf einige Zeit zum Schweigen; da sie aber sah, wie Rusticus sie weiter gar nicht aufforderte, den Teufel in die Hölle heimzuschicken, sagte sie ihm eines Tages: ‚Rusticus, ist dein Teufel nun abgestraft, und plagt er dich nicht mehr, so läßt mich meine Hölle nicht in Ruhe. Und darum wirst du ein gutes Werk thun, wenn du mit deinem Teufel die Wuth meiner Hölle bändigen hilfst, wie ich mit meiner Hölle geholfen habe, deinem Teufel den Stolz zu vertreiben.‘ Rusticus, der von Kräuterwurzeln und Gras lebte, war genöthigt, in diesem Spiele oft zu passen, und sagte ihr, um die Hölle zu beschwichtigen, brauche man einen ganzen Haufen Teufel; doch wolle er für sie thun, was er irgend im Stande wäre. So erfüllte er denn zuweilen noch ihre Wünsche; doch geschah es so selten, daß es war als wenn man einem

Löwen eine Bohne in den Rachen wirft. Auch war die Dirne, die Gotte nicht ihren Wünschen gemäß zu dienen glaubte, damit gar nicht zufrieden. Während dieser Streit zwischen dem Teufel des Rusticus und der Hölle der Alibech wegen übermäßigen Verlangens und geringer Kräfte noch fortdauerte, geschah es, daß in Capsa ein Feuer auskam, und Alibechs Vater mit allen seinen Kindern und sonstiger Familie im eigenen Hause verbrannte, so daß nun Alibech die Erbin des ganzen Vermögens ward. Deshalb begab sich auch ein junger Mann, Namens Neerbal, der all sein Geld in Liebschaften durchgebracht hatte, wie er hörte, sie sei noch am Leben, auf den Weg, sie zu suchen, und fand sie zu Rusticus großer Freude, noch bevor die Gerichte das Vermögen, das ihrem Vater gehört hatte, weil er ohne Erben verstorben wäre, eingezogen hatten. Er führte sie gegen ihren Willen nach Capsa zurück, heirathete sie und nahm mit ihr das ganze Vermögen hin. Als aber die Frauenzimmer sie, bevor sie noch bei Neerbal geschlafen hatte, befragten, wodurch sie denn in der Wüste Gott gedient hätte, antwortete sie, durch Heimschicken des Teufels in die Hölle, und Neerbal habe eine große Sünde begangen, sie solcher Verrichtung zu entziehen. Die Weiber fragten, wie man denn den Teufel heim in die Hölle schicke, und die Dirne zeigte es ihnen halb mit Worten, halb mit Zeichen. Darüber mußten jene so sehr lachen, daß sie gar nicht aufhören konnten, und sie sagten: ‚Liebes Kind, sei deshalb unbesorgt, das kann man auch hier bei uns recht gut thun, und Neerbal wird auf dieselbe Weise unserm Herrgott fleißig mit dir dienen.‘ Dann erzählte Eine der Andern in der Stadt die Geschichte, und es wurde dort zum Sprichwort, der lustigste Gottesdienst sei, den Teufel in die Hölle zu schicken. So ist denn diese Redensart übers Meer gekommen, und dauert noch heute fort. Drum, meine jungen Damen, müßt auch ihr, denen die Gnade Gottes gar Noth thut, lernen, wie man den Teufel in die Hölle heimschickt, denn solche Uebungen sieht der liebe Gott gerne, die Parteien ergötzen sich daran, und vieles Gute kann dadurch erzeugt werden und auf die Welt kommen.““ —

Diese letztere Bemerkung ist charakteristisch. Nicht nur Boccaccio, nein auch die Mehrzahl der zeitgenössischen Schriftsteller hat keine Ahnung davon, daß die Beschaffenheit der Kinder durch die Beschaffenheit der Männer und der Weiber bedingt wird, die sich geschlechtlich verbinden. Die Gattenwahl ist offenbar im ganzen Liebesgeschäfte das Wichtigste. Nicht vom Zufalle hängt es ab, wie die Kinder werden. Das hervorzubringende Wesen wird intellectuell und seiner Gemüthsart nach bedingt durch die Erzeuger; es wird in seiner Daseinsharmonie namentlich bedingt durch den Einklang derer, die es

aus sich erstehen lassen. Trotzdem spielte die Gattenwahl in dieser Rücksicht kaum jemals eine Rolle. Weder in der Liebespoesie, noch in der wirthschaftlichen Theorie, und erst recht nicht in der Liebespraxis pflegt die Frage erwogen zu werden, ob der Mann und das Weib, die sich geschlechtlich verbinden wollen, speciell für das Zeugungswerk zu einander passen. Sind es nicht Vermögensvortheile, welche den Ausschlag geben, so sind es andere Gründe rein äußerlicher, namentlich solche rein individualistischer Natur, welche über die Geschlechtsverbindungen entscheiden. So kann es denn auch nicht fehlen, daß sinnliche Anwandlungen selbstsüchtigster Art dasjenige sind, was in den geschlechtlichen Beziehungen die Herrschaft ausübt, und dies ist die Hauptursache des Ueberwiegens der Zote in allen Erzählungen, die das Verhältniß der Geschlechter zu einander zum Gegenstande haben. Wie in den Liebesbeziehungen allein das unmittelbar Gegenwärtige als Bestimmungsgrund wirkt, so bleibt die schriftstellerische Betrachtung der Geschlechtsliebe bei den Geschlechtstheilen stehen; für irgend welche darüber hinausreichende social-ethische Perspective fehlt ihr das Auge und der Stoff.

In Folge dieser Verkennung des eigentlichen Stütz- und Schwerpunktes der Geschlechtsliebe sind deren Propheten denn auch äußerst wankelmüthig; sie stützen sich auf das Vergängliche, das Ephemere, und so erlangen sie nie den festen Boden der Betrachtung, der aus der Sicherheit der Principien erwächst. In Bezug auf Boccaccio z. B. berichtet die obenerwähnte Literaturgeschichte: „Ein seltsames Begebniß, das, wenn es in seine früheren Jahre gefallen wäre, das Dekameron sicherlich um eine köstliche Geschichte reicher gemacht hätte, führte um diese Zeit einen Wendepunkt in seinem Leben herbei. Die Bekanntmachung des genannten Novellenbuches, in welchem Witz und Satire hauptsächlich auf Kosten der Pfaffheit geübt wird, hatte das Wespennest der Klöster aufgerührt, und man beschloß, dem Dichter zu Leibe zu gehen, aber mit List. Eines Tages erschien ein Karthäusermönch, Namens Ciani, bei Boccaccio und verkündigte diesem, daß ihm Pietro Petroni, ein Mönch seines Ordens, der unlängst im Geruche der Heiligkeit gestorben, auf seinem Todtenbette unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses anvertraut habe, es erwarte den Dichter ein tragisches und nahes Ende, so derselbe nicht von seiner ärgerlichen Schriftstellerei ablasse. Dieses Urtheil habe der verklärte Verstorbene in den Visionen seines Todeskampfes auf dem Antlitz des Erlösers gelesen, auf dessen Stirne alles Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige geschrieben stehe. Er, der Bote, sei mit dem nämlichen Auftrage an alle lebenden Freigeister, worunter auch Petrarca, versehen. Diese Posse hatte merkwürdiger Weise Erfolg. Der gealterte Schalk ließ sich

kirren, ging in sich, trat sogar in den Priesterstand, studirte die Theologie und zog sich in sein väterliches Haus nach Certaldo zurück, wo er, unbelästigt von der in Florenz ausgebrochenen Pest und den Kriegstrübsalen, seine gelehrten Arbeiten wieder vornahm und seine lateinischen Bücher schrieb." . . . .

Boccaccio war ein außereheliches Kind, und seine Mutter war Französin. Hierin dürfte in mehr als einer Hinsicht ein Aufschluß über die Verknüpfung der Ursachen liegen, auf welche die den Geistesgaben des Autors offenbar nicht adäquate Art und Weise des Dekameron zurückzuführen ist. Frankreich ist dasjenige Land Europa's, wo die unheilvolle Verkennung des Schwerpunktes der Geschlechtsliebe ihre moderne Wurzel hat, und von wo aus die Irrthümer in der Auffassung der geschlechtlichen Beziehungen zwischen Mann und Weib Jahrhunderte hindurch bis zu der Haltlosigkeit und dem Mißverhältnisse der Gegenwart, deren Ausdruck die lächerlichen Auswüchse der „Frauen-Frage" sind, genährt wurden. Die französische Literatur ist daher auch diejenige, welche in Bezug auf social-unsittliche Schriften über die Geschlechtsliebe der unwürdigsten Sünden sich schuldig gemacht hat, auch bis zum heutigen Tage der Schmutzliteratur des Erdballes die schändlichsten Muster liefert. Alles Ekelhafte und durch die Zurückweisung des Göttlichen in der Liebe hervortretende Thierische in derselben findet nirgendwo eine so vollständige Vertretung wie in Frankreich; die ungescheuteste, alle und jedwede sociale Rücksichtnahme als dumm verachtende selbstsüchtig individualistische Ausbeutung des blos Körperlichen in der Geschlechtsliebe ist in Frankreich zu Hause, und höchstens noch in China findet man Liebende, welche so gemein egoistisch lieben wie die Franzosen, dieses einzige Culturvolk Europa's, bei dem die Liebe zu keinem Bevölkerungszuwachse führt; der Franzose will in der Liebe nur sich selbst genießen, und er schätzt das Weib am höchsten, welches diesem egoistischen Zwecke entspricht; es ist ihm dasjenige Weib das liebste, das nie Mutter wird, sondern stets Geliebte bleibt.

Diese beklagenswerthe Auffassung des allerwichtigsten socialen Motors ist in der französischen Nation jedoch nicht ein eingeborenes, dem Volksstamme ureigen anhaftendes Uebel, sondern sie ist ihm durch den entsittlichenden Einfluß der socialen Anschauungen, welche die herrschenden Classen, der Adel und die Klerisei im Volke verbreitet haben, anerzogen worden. Denn in keinem Staate Europa's hat sich unter frommer Maske so heuchlerisch ein weltlicher Sinn verborgen, wie in Frankreich. Als Deutschland kaum anfing, die gesund realistischen Lebensanschauungen des Heidenthums im Ausdrucke hinter die zur Verhimmelung des Daseins führenden Floskeln der christlichen Kirchenlehre zurücktreten zu lassen, da stak Frankreich schon tief in der

hyperidealistischen Selbstverleugnung, deren Uebertriebenheit noch immer, wo Menschen den Versuch ihrer Verwirklichung gemacht haben, zur Reaction brutal egoistischer Gemeinheit geführt hat. Dies zeigt sich schon an der Verschiedenheit der Heldengedichte der beiden Nachbarnationen. „In die deutsche Heldensage hat sich das alte Heidenthum mit seinen Göttern und Heroen als seine letzte, aber treueste Schutzwehr zurückgezogen; in der Karlssage erobert das siegreiche Christenthum verheerend und bekehrend alle Lande der Ungläubigen, und wie in jener das hinzugetretene christliche Element nur als conservirende Tünche erscheint, so ist es in dieser Grundstock und Masse des ganzen Baues. „„Die deutsche Heldensage hatte einen anderen Mittelpunkt, sie suchte in angeborenem Adel und innerer Tüchtigkeit die Herrlichkeit des Daseins: sie vergötterte in Siegfried den Menschen, der sich in Roland vor Gott demüthigt. Roland versenkt, bevor er stirbt, das Schwert, das er nicht vernichten kann, ins Wasser, weil es nur im Kampfe für das Christenthum geführt werden solle: das Schwert des heidnischen Helden vollbringt noch in andern Händen die Rache für seinen Tod [1])." " Im deutschen Epos stehen die Einzelnen als freie Individuen für sich, und die bewegenden Mächte sind große menschliche Leidenschaften; in der Karlssage fließen die Einzelnen alle in ein ideales Individuum, die streitbare Christenheit zusammen, und keine Leidenschaft kommt zu menschlicher Geltung, als der unversöhnliche Haß gegen die Andersgläubigen."

Der Held des Rolandsliedes gedenkt weder inmitten seiner Siege, noch im Augenblicke seines Todes der Geliebten, die er daheim gelassen. Dieser selber schreibt die Sage dahingegen einen solchen unnatürlichen und in der Unnatürlichkeit krankhaften Liebeshang zu, daß sie das Mädchen sich bei der Kunde von Rolands Tod des Daseins begeben läßt, nur im Raschentschlossenen und kurz Abgemachten dieses Gramergusses ihre That in inneren Einklang mit der Grobheit ihrer Zeit bringend:

„„Wo ist Held Roland,
Der einst zum Ebgemahl sich mir beschworen?""
Darob kam Karl in Schmerz und schweren Gram,
Er weint mit Augen, rauft den weißen Bart.
„„Du fragst mich, Kind, um einen todten Mann!
Ich will dir geben reichlichen Ersatz
In meinem Ludwig, Beßres weiß ich nicht,
Er ist mein Sohn und hält einst meine Marken.""

1) W. Grimm in Wilh. Hertz, das Rolandslied, Einleitung S. X flg. (Stuttgart 1861).

Doch Alva sprach: „„Die Rede ist mir fremd;
Nicht wolle Gott und seine heil'gen Engel,
Daß ich nach Roland noch am Leben bleibe!““ —
Erbleichend fällt sie vor die Füße Karls
Und stirbt im Leid. — Gott gnade ihrer Seele,
Die Frankenhelden aber weinen laut [1]).

Ganz im Geiste der französischen Ritterromantik: Extravagante Phrase, neben desto erbärmlicherer Flachheit der Wirklichkeit! Großartige Aufopferung bis zur Selbstverläugnung in der Theorie, neben kleinlicher, jammervoller Selbstsucht in der praktischen Ausübung des täglichen Lebens . . . . . .

Aehnliche krankhafte Verchristelungen gesunden Volkslebens haben wir zwar auch in Deutschland. Aber hier, wo eine zum graulichen Himmel gestimmte Gemüthsschwere melancholische Gemüthsart erzeugt, paßt eine solche centripetale Sentimentalität eher zum Volksingenium und bleibt eher wahr und aufrichtig, so sehr endlich die Unnatur der Verirrung den Augenblick in Reserve hält, wo das Versteckenspielen mit der Vernunft sich rächt und aus dem Phantastischen des Hyperidealen in das Brutale des Materialismus führt.

„Der arme Heinrich“ ist z. B. ein solches Nachtstück der von der Sittlichkeitshypertrophie des christlich-germanischen Mittelalters angekränkelten Dichtkunst der Deutschen, und geradezu ekelhaft ist darin die Scene, wo das aufopferungsfreudige Mädchen sich auf das Geschlachtetwerden freut, resp. wo ihr väterlicher Geliebter, dessen Krankheit sie sich opfern will, ihr das Geschäft verdirbt, das sie in blutigem Fanatismus mit dem Himmel und der ewigen Seligkeit zu machen hofft. Aeußerst interessant in dieser erbaulichen Liebes- und Erprobungsgeschichte ist es auch, daß das Mädchen durch das Christenthum zur Frechheit, der arme Heinrich dahingegen durch ein Paar schöne Weiberschenkel und wohlgestalte Brüste nebst obligaten Weichen zum tugendhaften Denken geführt wird, und das Mädchen schließlich als hausbackenes Eheweib alle ihre Phantasieen blutig frommer Selbstmetzgerei an den Haken hängt . . . . .

Uebrigens sticht auch die ältere französische Literatur der Geschlechtsliebe vortheilhaft gegen die neuere ab. Dort herrscht in sittlicher Hinsicht nur die Principlosigkeit vor, hier aber ist bereits das Princip der Unsittlichkeit zur Geltung gelangt. Die Liebesgeschichte des 13. Jahrhunderts vermag es nicht, sich sittlich über ihre Zeit emporzuschwingen, aber sie begnügt sich mit der einfachen Anerkennung des thatsächlichen Zustandes. Der Liebesroman der späteren Jahrhunderte dahingegen

1) Hertz, a. a. O. S. 146.

übernimmt quasi officiell das Kuppleramt; er sucht nicht nur nicht die Liebespraxis zu bessern, sondern übernimmt die Führerschaft des Libertinage.

Das thatsächliche Verhältniß der Geschlechter zu einander war im 13. Jahrhundert social verderbt genug; es hatte sich bereits die Praxis eingebürgert, die Ehrbarkeit des Weibes als freie Waare zu betrachten, welche dem Frechsten und dem Schlauesten gebühre, und es war schon so weit, daß die männliche Ehrenhaftigkeit in geschlechtlichen Angelegenheiten als ein Zeichen von Einfältigkeit angesehen wurde. In der Geschichte „Le roi Flore et la belle Jehanne“ [1]) wird erzählt [2]), daß es der treuen Johanna nichts half, ihren Eltern ihre Unschuld zu betheuern, denn man wisse wohl, daß wenn eine Frau eines Fehltrittes bezichtigt werde, sie sich den Feuertod geben könne, und die öffentliche Meinung sich dennoch gegen sie wenden werde. Die Geschichte selber ist aber noch weit sittlicher gehalten als die ihr in Bezug auf die Verkleidung der verschmähten Frau als Knappe und deren Dienst bei dem eigenen Gemahl sehr ähnelnde deutsche in der Sammlung, die wir oben citirt haben [3]).

Wir gehören keineswegs zu denjenigen, welche das Alte unbedingt vor dem Neuen loben, oder gar zu denen, welche der Verehrung des Alterthumes halber unseren socialen Entwickelungsgang eine rückläufige Bewegung einschlagen lassen möchten. Aber gleichwohl müssen wir anerkennen, daß der Egoismus, in welchem bei unseren Voreltern die Geschlechtsliebe einherging, nicht den widerwärtigen Eindruck macht, den er in späteren Jahrhunderten nicht verfehlte, wo in so mancher anderen Hinsicht der Fortschritt der Cultur und der Civilisation unverkennbar ist. Der Egoismus im Mittelalter war grob, aber unbefangen; man folgte ihm als dem Triebe, an dessen Zügelung in regelrechtem Systeme noch Niemand gedacht hatte. Wurde es mit seiner Bethätigung einmal zu bunt, so nannte man das freilich ungescheut Sünde, aber dabei blieb es: der Trieb als solcher erschien unseren Voreltern als viel zu sehr in der Natur der Sache begründet, um den Gedanken zu fassen, ihn zum Gegenstande einer idealen Regelung zu machen. Wir begegnen in den mittelalterlichen Erzählungen daher auch den sonderbarsten Conflicten und den unmotivirtesten Wallungen der Gemüther, von höchstgradiger Selbstverläugnung bis hinab zu den niedrigsten Regungen der verwerflichsten Selbstsucht. Während z. B.

1) „Nouvelles françaises en prose du XIII. siècle“ ed. Moland et d'Héricault (Paris 1856).

2) p. 110: „mais riens ne valu, car on set bien ke renoumée est si enviers toutes fenmes ke se une fame s'ardoit toute ne seroit elle mie creue d'un tel mesfait, cant on li a mis sus.“

3) S. S. 88.

in der Erzählung „La comtesse de Ponthieu“ [1]) die Heldin der Geschichte ihren Gatten ermorden will, weil derselbe der Schändung beigewohnt hat, die sie, mit jenem in die Hände von Räubern gefallen, erdulden muß, läuft sie ohne Weiteres einem biederen Sarazenen, der ihr Jahre lang ein treuer Beschützer und nach muhamedanischem Ritus ordnungsgemäß angetrauter Gatte gewesen war, nachdem sie ihren Mann und ihren Vater, von denen sie verstoßen worden war, wiedergefunden, davon. Dort also eine große, scheinbar nur mit einer übertriebenen, schon zu Doctrinarismus potenzirten sittlichen Grundsätzlichkeit mögliche Strenge, hier eine für die vermuthete Bildungsstufe geradezu als Niederträchtigkeit erscheinende Laxheit. Eines jedoch versöhnt in jenen alten Geschichten mit solcher ungeregelten Schwungkraft des Gemüthslebens, das ist der verhältnißmäßige Gleichmuth, mit der die Geschädigten die Folgen solcher Charakterschwankungen über sich ergehen lassen [2]). Oft sogar ist es wahrhaftiger Humor, womit die Bethätigungen der individuellen Ungeschminktheit hingenommen werden. So z. B. in der Novelle „Li contes don roi Constant l'empereur“. Es kommt in derselben ein hübscher junger Mann, dem prophezeit worden war, daß er die Tochter des Kaisers heirathen würde, und der deshalb des letzteren Grimm erregt hatte, mit einem Briefe des im Felde stehenden Kaisers an den Kastellan an, in welchem dieser beordert wird, den jungen Mann auf irgend eine Weise vom Leben zum Tode befördern zu lassen. Müde von der Reise steigt der Jüngling im kaiserlichen Parke vom Pferde und schläft unter einem Baume ein. Hier findet ihn die Jungfrau, der er sehr gefällt; sie liest die Brieftafel und entschließt sich, dieselbe mit einer anderen zu vertauschen, worin der Kastellan beordert wird, den Fremdling sofort ihr zu vermählen. Da ihr Vater ihr zum Zwecke gelegentlicher Gelderhebung Blankets mit Siegel und Unterschrift hinterlassen hat, so kann sie dies leicht bewerkstelligen [3]), führt es auch mit Hülfe einer Dienerin aus, und ist, wann der Alte zurückkehrt, bereits guter Hoffnung. Da macht der Alte gute Miene zum bösen Spiel [4]) und giebt seinen Segen dazu.

1) Nouvelles françaises du XIII. siècle a. a. O. p. 161.

2) . . „et vont dire lor nouvieles au Soudant qui molt dolans en fu, et grant duel en demena“ . . . . Dies ist Alles, was über den Schmerz des Sultans gesagt wird (a. a. O. p. 222).

3) a. a. O. p. 23: „Molt bien, dist la pucielle. car mes pères me balla IV paire d'escroes saielées de son saiiel là, il n'a riens escrut, et jou i escrirai tout çou ke jou vosrai.“

4) „Li Enperères, ki fu sages, lor fist molt grant joie et mist les II mains sour lor II tiestes“ . . . . (a. a. O. p. 30) „A la maniere ke la chose ot esté faite, si dist à soi meismes s'il voloit contrester as choses k'il convient avenir.“

So etwas würde ein heutiger Schriftsteller als Inconsequenz ansehen. Die Naivetät, die darin liegt, ist ihm unfaßbar. Irgend eine ästhetisch-ethische Doctrin giebt bei ihm den Ausschlag, und die Natur muß sich bescheidentlich in das Hinterstübchen zurückziehen. Eine solche Doctrin ist die heutzutage grassirende Glacé-Handschuh-Sitte, welche sich prächtig mit den lüderlichsten, gemeinsten Anschlägen auf die Sittlichkeit verträgt, aber in tiefer Entrüstung sich darüber entsetzt, wenn jedes Ding und jeder Vorgang beim rechten Namen genannt werden. So hat sich z. B. ein Frauenzimmer, Namens Helmine von Chezy, durchaus nicht entblödet, aus der oben citirten Sammlung Fabliaux et contes [1]) einen Stoff zu entlehnen, der in absolut nichts Anderem als in einer Nothzuchts- und Verläumdungsgeschichte gipfelt; sie hat denselben „Euryanthe“ betitelt, und Carl Maria von Weber hat die Musik dazu gedichtet, welche die modernisirte Liebesaffaire zur Oper macht. Aber sie hat sich wohl gehütet, die Sache so zu geben, wie der mittelalterliche Dichter sie gegeben hat. Während bei diesem der Verführer dazu gelangt, den Schooß der Braut seines Nebenbuhlers zu sehen und an ihrem Oberschenkel ein Mal zu erblicken, das er nachher als Beweismittel gegen ihre Treue benutzt, außerdem die verläumdete Jungfrau, in sehr prosaischem Style als Stallknecht vermummt, ihrem Geliebten in die Verbannung nach Marseille folgt, wo sie ihn und sich durch Errichtung eines Back-, Schank- und Logirgeschäftes ernährt, läßt die Helmine von Chezy ihren Adolar so und so lange von der Luft leben und schürzt zuvor den Knoten der Intrigue durch ein von Euryanthe verrathenes Grabgeheimniß, da es ja der modernen Sittlichkeit, jener spröden Lasterhaftigkeit, von der wir schon oben sprachen, zuwider sein würde, daß von einem Ritter die Rede sei, der die Scham eines jungen Mädchens entblößt, obschon das unwürdige Ziel des mittelalterlichen Liebeshelden, nämlich diese selbe Jungfrau meuchlings zu beschlafen, in der modernen Bearbeitung ebenfalls gestellt wird, so daß ganz und gar dem Mephistopheliſchen Grundsatze gehuldigt wird: „Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können.“ Wir wollten einmal sehen, wie alle die zimperlichen Fräuleins, namentlich die im canonischen Alter, Zeter schreien würden, wenn in der Euryanthe der mittelalterliche Stoff gegeben würde, wie er ist! Entsetzlich! würde man kreischen, welche empörende Unsittlichkeit, so etwas auf die Bühne zu bringen! Aber die Zote, daß ein Ritter mit einem anderen die Wette eingeht, daß er dessen Braut verführen, i. e. beschlafen werde, sieht sich jeder „unschuldsvolle Engel“ und die auf ihre Sittenreinheit

1) S. 111, Anm. 1.

ſtolzeſte Matrone an. Wäre man ehrlich, wäre unſere heutige Sittlichkeit mehr als die ſcheinheilige Uebertünchung der mittelalterlich-ritterromantiſchen Zote, jener Beiwacht-Geſchlechtsliebe, deren Cultur die heutige Wachtſtube eine ganz beſondere Ehre darein ſetzt, des Weiteren vorzunehmen, ſo müßte der Graf Lyſiart in der fünften Scene des zweiten Aufzuges der Euryanthe nicht ſingen: „Bewund'rungswürdig iſt's gelungen, dies ſtolze Herz im Sturm errungen!“ ſondern deutlich und ohne Umſchweife hätte er zu erklären, daß er ſie entjungfert habe, denn nur hierauf, auf den Beiſchlaf war die Wette gerichtet, nicht auf die Erregung eines Liebesgefühles oder die Erzielung eines idealen Erfolges. Des letzteren hätte er ſich gerne rühmen dürfen, ohne darum die Wette zu gewinnen. Oder aber die Bearbeiterin des ritterromantiſchen Stoffes hätte von dieſem ihre Hände laſſen ſollen, wie es denn ſehr auffallend iſt, daß ein Frauenzimmer eine gemeine Entjungferungsgeſchichte zum Gegenſtande eines Werkes macht, das, verſchönt durch Muſik, äſthetiſch bildend auf Mit- und Nachwelt wirken ſoll. Als ob äſthetiſche Bildung der menſchlichen Geſellſchaft ohne eine ſocial-ſittliche Grundlage möglich wäre!

Eine eigenthümliche Miſchung von Eiferſucht und Gleichmuth ſpricht ſich in einem franzöſiſchen Schwanke aus dem 12. Jahrhundert aus, der von einem in der Sonne vergangenen Kinde handelt[1]: Einem Kaufmann, der in Geſchäften zwei Jahre lang auf Reiſen iſt, wird ſeine Frau untreu; vom Liebesdrange getrieben, vergißt ſie ſich mit einem Jünglinge, und ein Sohn iſt die Folge davon. Der Gemahl verlangt natürlich bei ſeiner Rückkunft Aufklärung darüber, wo denn der neue Familienzuwachs eigentlich herkomme, und da erzählt ihm die Frau, um ihren Fehltritt zu verheimlichen, ein Wundermärchen. Es war Winter. Tiefbetrübt über das lange Ausbleiben ihres Gemahls ſtand ſie hoch oben am offenen Fenſter und lehnte ſich auf den Fenſterſtock. Da flog ihr eine Schneeflocke in den Mund. Die ſchmeckte ſo ſüß und durchſchauerte ſie ſo eigenthümlich, und davon bekam ſie ein Kind, nämlich eben den Sohn, um den der Vater ohne ſein Vorwiſſen die Familie vermehrt vorgefunden hatte. Der Ehegatte nahm die Geſchichte gelaſſen auf, und pries Gott für deſſen Güte. Als aber der Knabe 16 Jahre alt geworden war, da machte der Mann es auf ſeine Weiſe wett, was ſeine Frau an ihm verbrochen. Er müßte auf Reiſen, erklärte er ſeiner Gattin, und der Sohn ſollte mit, um den Handel zu erlernen. Die Beiden reiſten ab, viele Länder hindurch, bis ſie in die Lombardei kamen, und darauf

1) „De l'Enfant qui fu remis au soleil“ (p. 78 der Fabliaux et Contes des Poètes français des XII., XIII., XIV. et XV. siècles, tirés des meilleurs Auteurs, I, II, Amsterdam 1756).

in Genua verkaufte der Mann den Sohn an einen Geſchäftsfreund, der den letzteren zur Weiterveräußerung nach Alexandrien mitnahm. Der Mann reiſte zu ſeiner Frau zurück, und als ſie außer ſich war darüber, daß der Vater allein kam, ohne den Sohn, da redete er ihr gut zu: Man müſſe ſtandhaft ſein im Unglücke; der Sohn ſei in der Sonne geſchmolzen: Sie reiſten an einem ſteilen Berge hin, auf den die glühend heißen Strahlen der Mittagsſonne brannten und ſchier der Reiſenden Geſicht verſengten, und dieſen Sonnenſtrahlen konnte das Kind nicht widerſtehen; es verging; und daran, ſetzte der Mann hinzu, konnte ich erkennen, daß er wirklich aus Schnee gemacht war. Die Frau ſah ihren Betrug entdeckt, und der Mann, fügt der Dichter hinzu, war gerächt[1]). Gerächt wohl, aber gerecht? Es berührt ſchmerzlich, auch den Dichter, der feiner fühlen ſollte, der ſeltſamen Rohheit nachgeben zu ſehen, die unſchuldigen Früchte ſittenwidriger Liebe für die Vergehen ihrer Eltern büßen zu laſſen! Das wenigſtens iſt heute anders geworden, wenn auch keineswegs ſchon ganz das unglückſelige Vorurtheil getilgt iſt.

Zwiſchen den Fabliaux et Contes und den deutſchen Schwänken des Mittelalters iſt in ſocial-ſittlicher Beziehung kein Unterſchied. Selbſt dem Stoffe nach ſind ſie öfters gleich[2]). Wie man die Vorwürfe des Boccaccio immer wiederfindet, ſo erzählt auch der Franzoſe oft die nämliche Zote, die der deutſche Dichter des Mittelalters zum Beſten giebt. Und dieſes erklärt ſich leicht durch die Internationalität der mittelalterlichen Bildung. So fern ſich auch die Völker ſelber ſtanden: der kleine für die Literatur maßgebende Theil der „Gebildeten“ lebte in ſehr nahem Verkehre mit einander, und es war natürlich, daß die Culturentwickelung in den europäiſchen Hauptſtaaten eine gleiche war. Die Unterſchiede, die man findet, ſind daher minder ſolche zwiſchen den Nationen, als ſolche zwiſchen den Zeiten. Später wurde das freilich anders. Unter dem Einfluſſe der kirchlichen Einrichtungen, reſp. dem in ihnen ſich ausprägenden nationalen Charaktermomente nahm die Cultur der verſchiedenen Völker die deren Ingenium entſprechende Richtung. Das ſtändiſch Univerſale ſuchte im

1) „Ses engiens, et tornez à perte,
Dont folement estoit couverte:
Bel s'en est ses sires vengiez,
Qui laidement fu engingniez,
Et par paroles, et par dis,
Mes james n'en sera laidis.“ (a. a. O. p. 85).

2) Vgl. z. B. in den Fabliaux et Contes a. a. O. (Amſterdam 1756) die Erzählung de Gombert et des deux Clers (p. 115 ff.) mit der Geſchichte in Hagens Geſammtabenteuern, wo die beiden Reiſegenoſſen in einem Wirthshauſe Mutter und Tochter nachſtellen, der eine darauf durch Verſtellung der Wiege eines kleinen Kindes mit dem Manne zuſammen in ein Bett geräth.

national Monarchischen vereinzelt, wo die Verhältnisse günstiger waren, auch im Republikanischen den Uebergang zum Demokratischen, und je nach der Energie und der von ihr bedingten Beschleunigung dieses Processes trat das entfesselte Volksingenium rein von der ritterromantischen Verzerrung oder von ihr gefeit auf. Deshalb steht Frankreich, was die Wiedergewinnung reiner und volkskräftiger Anschauungen in der Geschlechtsliebe anbetrifft, so weit hinter den anderen Culturvölkern zurück; die Ritterromantik hat bei ihm ihre höchste Blüthe gesehen, und die freiheitliche nationale Regung, welche in Deutschland im 16., in England im 17. Jahrhundert zu Tage trat, vermochte in Frankreich erst im 18. Jahrhundert das Volksleben zur Abschüttelung des allem socialen Wesen Hohn sprechenden Adelsschwindels zu führen. Daher tritt denn auch nirgendwo das sociale Zerrbild der Verquickung mittelalterlicher Ritterromantik mit moderner Nüchternheit so ekelhaft, wie in der aus dieser Zwittergestaltung geborenen Lüderlichkeit des Hoflebens der französischen Könige uns entgegen.

In Einem namentlich stechen die mittelalterlichen Liebesgeschichten vortheilhaft von denen der späteren Jahrhunderte ab, wie wir dies schon bei Gelegenheit der mittelhochdeutschen Literaturerzeugnisse erwähnten: So wenig die Autoren davor zurückschrecken, ihre Helden die Frauen ihrer intimsten Freunde nothzüchtigen zu lassen, so sehr halten sie im Princip die Treue als das Palladium guter Sitten, als das Ideal des socialen Wesens aufrecht. So wird es nicht als die Gewissenhaftigkeit eines Tropfes hingestellt, wenn in „Amis et Amiles“ [1]) der letztere im Einverständnisse mit dem ersteren bei dessen Frau schläft, indem er ein nacktes Schwert zwischen sie und sich selber legt, und sie mit dem Tode bedroht, wenn sie sich an ihn schmiegen werde [2]), sondern als die wackere Handlungsweise eines durch solche Selbstbeherrschung im vollen Glanze seiner Männlichkeit sich zeigenden Ritters.

Nichts hat aber nachtheiliger auf die social-sittlichen Anschauungen über die Geschlechtsliebe gewirkt, als die Grundsätze, welche die französische Ritterromantik in die Welt setzte und durch ihren bestechenden Vorgang sanctionirte. Es ist ein schlimmer Kreislauf, der der erotischen Ethik zu durchlaufen von unserer europäischen Geschichte beschieden ist. Während die alten oder besser gesagt die jugendkräftigen Germanen, nach Tacitus Bericht, dem Weibe eine gewisse Gleichstellung mit dem

1) Nouvelles françaises du XIII. siècle a. a. O. p. 56.

2) „Et la nuit il se gochèrent en un lit, et Amiles mist l'espée entre as dos et dit à la famme: Garde que tu en aune manière ne me atouchies, quar tu mourroies tantot de ceste espée. Et ansie firent les autres nuiz jusques à ce que Amis repaira en escondu en son hostel por savoir se Amiles li gardoit foi de sa famme.“

Manne einräumten und auferlegten, indem schon durch die gegenseitigen Ehegeschenke, Widem und Mitgift, welche in Rindern, Streitrossen, Schildern, Framen und Schwertern bestanden, angedeutet wurde, daß im Frieden wie im Kriege beide Ehegenossen das gleiche Schicksal theilen müßten [1]), thatsächlich auch im Kriege die Mütter, die Frauen den Kriegern Essen in die Gefechtslinie trugen, sie durch ihren Zuspruch ermunterten, durch ihr Lob begeisterten, durch ihr Angstgeschrei zu verstärktem Kraftaufwande antrieben [2]), ja sogar mit der Liebe zum Weibe eine gewisse Verehrung als eines Göttlichen verbunden war, daher ihm auch die Gabe der Weissagung zugeschrieben wurde: während, sagen wir, dieses die Stellung war, welche das Weib bei unseren heidnischen Vorfahren einnahm, brachten es unsere vom Christenthume inficirten Voreltern dahin, ernstlich die Frage zu erörtern, ob die Weiber Menschen seien [3]), und diese gelehrte Fratze zog im weiteren Verlaufe des mittelalterlich Ungebändigten als natürlichen Rückschlag die neue Unnatur der Ersetzung oder besser Verdrängung des „Weibes“ durch die „Dame“, der Gattin durch die Buhlerin nach sich. Die Frage, ob die Weiber Menschen wären, war endlich nur durch die Pfaffen, also durch eine Art socialer Zwittergeschöpfe, deren Verständniß für gesellschaftliche Verhältnisse in Folge ihres cölibatären Zwischenzustandes zwischen Mann und Weib, wie durch die dem Irdischen entrückende Phantasterei eines höheren, allein daseinswürdigen Jenseits lahm gelegt war, erhoben und erörtert worden, wobei schließlich die Antwort obenein dennoch bejahend ausfiel. Die Frage des späteren Mittelalters aber, ob die Ehegattin oder die Buhlerin die bessere Geliebte sei, wurde von den Frauen oder besser von den adligen „Damen“ aufgeworfen und erörtert, überdies auch, was das Schlimmste war, zu Gunsten der Buhlerinnen entschieden. Die große Liebesgesetzgeberin Gräfin von Campanien hat in der Sache ein weitläufiges Rechtsgutachten abgegeben. Für die Liebesaffairen hatten sich nämlich mit Frauen

1) Germ. 18.

2) „Quodque praecipuum fortitudinis incitamentum est, non casus nec fortuita conglobatio turmam aut cuneum facit, sed familiae et propinquitates et in proximo pignora, unde feminarum ululatus audiri, unde vagitus infantium. hi cuique sanctissimi testes, hi maximi laudatores. ad matres, ad conjuges vulnera ferunt; nec illae numerare aut exigere plagas pavent cibosque et hortamina pugnantibus gestant.“ (Germ. 7.)

3) „In der Kirchenversammlung, die im 6. Jahrh. zu Mâcon gehalten wurde, warf einer der heiligen Väter die Frage auf: ob man die Weiber Menschen nennen dürfe? Nach vielen und lebhaften Widersprüchen, die mehrere Sitzungen hindurch dauerten, wurde endlich entschieden, und sodann feierlich kund gemacht, daß die Weiber wirklich Menschen seien.“ (Freiherr von Aretin, Aussprüche der Minnegerichte, S. 3. München 1803.)

besetzte Minnegerichte gebildet, von denen die angeseheneren durch ihre Präjudize einen ebenso großen Einfluß auf die Entscheidungen der übrigen erlangten, wie es von jeher bei den Entscheidungen der höheren staatsgerichtlichen Instanzen, gegenüber den unteren Rechtsstätten, der Fall gewesen ist. Auch wurden die Gutachten solcher Minnegerichte in Liebessachen ebenso eingeholt, wie die Gutachten der juristischen Facultäten in eigentlichen Rechtshändeln. So hatten sich „Ein Edelweib und ein Graf" an die Gräfin von Campanien um ein Gutachten in der Frage gewandt: „Ob zwischen Eheleuten möge rechte Lieb' und Minne seyn, und ob zwischen zwey Geliebten in der Buhlschaft Eifern und Fürchten eines des andern sey schändlich und zu verwerfen, oder ob es zu loben sey[1]?" Die Antwort besagter Gräfin lautete im Liebescurialstyle ihrem Kerne nach: „daß keine rechte Liebe noch Minne möge seyn zwischen zwey vermählten Eheleuten, wann die Geliebten in der Lieb' und Minne thun einander alle Dinge zu willen von freyem Muth, und nicht von Gebot[2]." Die lieberichtende Gräfin setzt noch hinzu, daß ein König nur mit ledigen Weibern buhlen dürfe.

Wenn die in dieser Auskunft liegende Lebensanschauung nichts gewesen wäre, als das Erzeugniß eines einzigen müßigen Weiberkopfes oder eines Kreises solcher, und folgerecht mit der Existenz derartiger socialer Ausgeburten von der Bildfläche verschwunden wäre, dann könnte man sie als bloßes Curiosum bei Seite liegen lassen, indem nicht Witz genug darin stäke, der sie erwähnenswerth machte. Aber es ist jene Lebensanschauung nicht nur in das innerste Herzblut des Adels übergegangen, dessen gesellschaftlicher Daseinssaft noch heutzutage daraus besteht, sondern auch das Bürgerthum ist davon angesteckt worden, so daß jener unsittliche Codex durchweg die gesunde Grundlage der Geschlechtsliebe untergraben hat. Denn leider muß es als ebenso bedauerliche wie unzweifelhafte Thatsache anerkannt werden, daß bei allen politischen Revolutionen und socialen Aufständen ebenso wie bei Unterjochungen fremder Völker die Sieger sich durch die schlechten Seiten der Besiegten verleiten lassen, die guten Eigenschaften zu opfern, welche ihnen zum Siege verholfen haben. So sind unsere biederen Vorfahren von den socialen Lastern und dem politischen, beziehungsweise kirchlichen Schwindel der Römer angesteckt worden, haben die Urheber der Revolution von 1789 es sich auf der schlüpfrigen Bahn bequem gemacht, auf welcher sie sich neben Adel und Geistlichkeit Platz verschafft.

Daß die Auffassung von der Geschlechtsliebe, wie sie jener unter dem Namen „Ritterromantik" gehenden Richtung eigen war, nicht über

1) v. Aretin a. a. O. S. 111.
2) v. Aretin a. a. O. S. 112—114; vgl. auch S. 103, 104.

den engsten Rahmen der Selbstsucht hinauszugehen vermochte, kann nicht Wunder nehmen; in den minnegerichtlichen Urtheilen ist mit keinem Sterbenswörtlein der Folgen gedacht, welche aus der Buhlschaft hervorgehen, resp. des Verhältnisses, worin jene Folgen zur Ehe im Vergleiche mit der Buhlschaft stehen. Aber, alles an dem oben citirten minnegerichtlichen Entscheide haftenden Schmutzes ungeachtet, muß es überraschen, daß in dem mittelalterlichen Minnecodex einem Liebeshandel das Wort geredet wird, der gegen Bezahlung, wenn auch nur in der milderen Form von „Geschenken" gewährt wurde. Es lautet ein minnegerichtliches Urtheil in Bezug auf den Fall, wo eine Frau von einem Ritter Gabe und Kleinod genommen hatte und ihn dennoch nicht lieb haben wollte, folgendermaßen[1]: „Diesen Dingen wird ein nicht unziemliches Urtheil zugethan; da ein Ritter einer Frauen Liebe begehrte, und die Frau widerredete es ganz, sie wollte ihn nicht lieb haben. Der Ritter gab ihr gar schöne Kleinode, die empfing die Frau mit Gnaden und mit gutem Willen. Darnach wollte sie ihm in kein Weg Minn' und Liebe erzeigen, sondern sie versagte ihm laut und kurz. Nun sagte der Ritter: daß sie seine Kleinode genommen habe, da habe sie ihm Trost und Hoffnung gegeben der Liebe, die wollte sie ihm nun wieder nehmen und deren berauben ohne Schuld. Das entschied die Königin von Almoria, und sprach also: Eine Frau soll Gabe und Kleinod von Liebe nicht nehmen, oder sie soll, nachdem sie es genommen hat, mit der Lieb' und Minne lohnen; ob sie das nicht thät, so soll sie zugesellt seyn der Menge der Pfennig-Weiber[2]." Der ehrbaren Frau ist es also nicht anstößig, für Geldeswerth Liebe zu gewähren, sondern nur dann nimmt sie den Metzencharakter an, wenn sie den — übernommenen Verpflichtungen nicht nachkommt . . .

Eine seltsame Ehrlichkeit innerhalb bedenklicher Moral!

Der lose Ton, der in der mittelalterlichen Volkspoesie herrscht, nimmt sich schon um deswillen natürlicher aus und ist dies auch, weil der im Mittelalter herrschende Wunderglaube das damalige Menschendasein phantastischer gestaltete und dem Koboldartigen des Scherzes Hausrecht gab. Es stößt deshalb das Grobe in ihnen weniger zurück, und wenn unsere Recensenten nichtsdestoweniger darob die Nase rümpfen, während sie die „classischen" Producte gen Himmel erheben, so ist es darum nicht minder wahr, daß man nirgend einen so lebendigen Anklang an Aristophanes findet, wie in den Fastnachtsspielen des deutschen Mittelalters. Ein Unterschied ist freilich da. Aber derselbe fällt entschieden zu Gunsten unserer Vorfahren aus, weil bei

1) v. Aretin a. a. O. S. 105.
2) d. h. Huren, v. Aretin, a. a. O. p. 106.

denen die Poesie weit mehr Gemüthsproduct, inniges Erzeugniß des schwungkräftigen Gefühlslebens war, während bei Aristophanes der Witz fast ausschließlich als intellectuelles Product auftritt und deshalb weit eher ein gemachtes als ein natürliches Volksthümliche hat.

Uebrigens leisten die Fastnachtsspiele, in denen sich unsere biederen Altvordern für ihre Frömmigkeit oder Kirchlichkeit zu entschädigen suchten, an Derbheit in der That das Menschenmögliche. Ein Dialog zwischen Mann und Frau z. B. in einem Ehezwiste in den Fastnachtsspielen aus dem fünfzehnten Jahrhundert [1]) weist eine lexikalische Prolixität an Schimpfwörtern auf, wie sie größer nicht so leicht gefunden werden wird.

Außerdem lag unseren Voreltern so zu sagen die Zote näher, weil sie die Beziehungen von Mann und Weib zu einander so vorwiegend, resp. ausschließlich unter dem Gesichtspunkte des Geschlechtsgenusses betrachteten. Ein sprechendes Beispiel hiervon gewährt ein Fastnachtsspiel [2]):

„Das ist die Eefrau, wie sie iren man verklagt vor Hofgericht.

Der knecht:

Nu hört und sweigt und seit bei witzen!
Hie wirt man ein hofgericht besitzen
Mit weisen mannen wol gelert.
Ob iemant an eren wer beschwert
Oder was er het fur zu clagen,
Das sol er dem richter hie furtragen.
Wann er dann munt hört wider munt,
Es sei man, frawen, fremd oder kunt [3]),
So sol er den entscheiden rechtlich und eben
Nach anklage und nach antwort geben.

Eefrau clagt:

Herr der richter, mein clage sült ir verstan,
Die ich zu clagen hab von meinem man!
Er tregt mir mein nachtfuoter [4]) auss
Und ich bedörft sein selber wol im haus;
Dann wann ich des nachts slafen gee,
So tuot mir der nachthunger so wee,
Das ich des nachts hab wenig ruo [5]).
Er tregt es den andern frauen zuo.
Lasst im ein urteil hierumb sprechen,
Wie man ein solches an eim sol rechen,
Der zuo andren frauen get naschen auss
Und sein selber genuog hat in seim haus.

Der richter fragt:

Ich frag euch, ir doctor, ir ritter und ir knecht,
Wie man ein [6]) püessen [7]) sul mit recht,
Der ein schön foln da heimen hat,
Und der nicht gern an [8]) fuoter stat [9]),
Und im das nimpt und es ausstregt
Und es für ackergurren [1]) legt [2])
Und seinss daheim ungessen lat;
Wan ir das all hie wol verstat,
Das es ist gar ein gross abtragen [3])
Und ist ein billiche sach zuo klagen.

Der richter fragt:

Her doctor Strützel und her Lülhart,
Facht [4]) am ersten an! Ir seit am pesten gelart.
Her Pflader Seiz und her Jörg Leckenprei,
Urteilt auch und stet der frauen pei!
Her Götz Mauzenpart und her Lutz Kerbenfeger,
Urteilt, das der frauen ir sach werde weger [5])!
Her Ott Molkenpauch und her Diez Kalbseuter,
Nun sagt eur urtail dester leuter [6]),
Das man den rechten grunt hie verstee!
Sollich sunde verstaint [7]) man in der alten ee [8]).
Her Hainrich Seututt und her Conrat Muckenfist,
Ir wist wol, was die sache hie ist.
Nu last euer urtail alle umbher geen,
Das si da paide daran mugen versten,
Das im ein guote genüg sei geschechen.
Sollich sache man sol niemant ubersechen [9])
Und sol si pei des paubst pan [10]) weren.
Ein iegliche frau iren esel hat selbs wol zuo erneren.

Der erste schöpfe:

Ich urteil, wer ein frauen hat
Und zuo andren weiben auss naschen gat,
Der sol frauen leib nimer mer berüren,
Als lang piss er sich über mer lesst füren
Und siben mal an die Türken gestreit
Und acht mal mit scharpfen glenen [11]) gereit [12])
Und auch menlich neun kempfe gefieht.
Die strafe urteil ich an disen gericht.

Der ander schöpfe:

Ich urteil, einer, der sein weib lest darm [13])
Und hat ein unaussgetroschne garm [14])
Und trischet sie auss in fremden scheuren,
Damit er sein weib wol mag verteuren,
Und bringet ir erst heim die spreuen
Und lest sie an den vrassen keuen [15]),
Der sol zehen jar von der erden essen.
Die puoss thar [16]) ich im nicht kürzer messen.

Der dritt schöpfe:

Ich urteil hie an diesem gericht,
Einer, der seim weib ir pfrunt abpricht

1) Theil 1, S. 254 (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, XXVIII, 1853).
2) A. a. O. S. 305—313.
3) Bekannte. 4) Nachtfutter. 5) Ruhe. 6) einen. 7) bestrafen. 8) beim. 9) steht.

1) schlechtes Ackerpferd. 2) für legt, benützt (vor sich legt). 3) Verdruß. 4) fangt. 5) Hülfe. 6) lauterer. 7) steinigt. 8) Gesetz. 9) übersehen, durchgehen lassen. 10) Bann (des Papstes). 11) Lanze. 12) geritten ist. 13) darben. 14) Garbe. 15) kauen (an dem Fressen). 16) darf.

Und si doch wol zu zuo bezalen[1]) hat,
Daran si sich gern benüegen lat,
Und si im nimmer kein zug versagt,
Den urteil ich, dass er hundertnacht
Soll nackt in aim ameisshaufen schlafen.
Also sol man ein solchen strafen.

Der vierd schöpfe:

Einer, der seim weib ir fuoter ausstreit,
Darumb si oft tregt heimlichs leit,
Dem süllen die ding verpoten sein:
All vögel, fisch, wilpret und wein,
Tanzen, paden und frölich leben,
Und alles, dass da freud mag geben,
Und nimmer mer thuon kein lachen.
Die puoss der pabst nit ringer[2]) sol machen.

Der funfte schöpfe:

Ich urteil, das ein solich man
Drei kalt winter sol parfuss gan
Und sol zwai jar eitel holzöpfel essen,
Die man den schweinen het fürgemessen,
Und ein jar auss eim trüben pach trinken
Und sol als lang auf einer krucken hinken,
Biss das ain geiss ein wolf anreisst[3]),
Und als lang, biss ein esel honig scheisst.

Der sechste schöpfe:

Einer, der seim weib ir fuoter enpfürt,
Damit er an ir treulos würt,
Der sol mit frauen nimmer reden,
Biss imss erlaubt die königin von Sweden,
Und sol kein ander kleit an tragen,
Dan ein swarzen kolsack[4]) an seim kragen.
Die puoss dass concilium nicht kan abnemen.
Also sol man ein solchen beschemen.

Der sibende schöpfe:

Ich sprich ein urteil hie mit recht,
Dass ein solcher sten in königs echt[5])
Und in aller frauen feintschaft.
Sein insigel sol haben nimmer kraft,
Und wo man in an der eren tafel wil leiden,
So sol man im das tischtuoch enzwei schneiden
Und sol in an die schanttafel setzen.
Also sol man ein solchen letzen[6]).

Der achtent schöpfe:

Einer, der seim weib ir nachtmal stilt[7])
Und das unter andern frauen verspilt[8]),
Der[9]) keine in mit lieb anlangt[10]),
Denn auf die seiten, da die tasch an hangt[11]),
Und sein frauen daheim lest hunger leiden,
Dem sol man sein beide niern ausssneiden
Und sol im ein salz reiben darein,
So lest er fürpass sein ausslecken[12]) sein.

1) was hat, um sie zufrieden zu stellen. 2) geringer. 3) zerreißt. 4) Kohlensack. 5) Acht. 6) verletzen (bestrafen). 7) stiehlt. 8) verschüttet. 9) deren. 10) nach ihm langt (anfaßt). 11) hängt (wo bei ihm der Geldsack). 12) schlecken auswärts.

Der neunte schöpfe:

Ich urteil, ainer, der ein frauen hat
Und si des nachts ser hungern lat
Und fuoters gnuog hat in seim parn[1])
Und wil das andren pübin sparn[2])
Und sein frauen lest hungern, dass si nicht mag slafen,
Den sol man an seim leib darumb strafen
Und sol im beschemen ob allen frauen
Und sol im sein geschirr vorem ars abhauen.

Der Cunrat Muckenfist:

Ich urtail hie auss meinem list[3]),
Einer, der ain eeprecher ist,
Den sol man schwerzen als ainn morn
Und sol in beschern als ainn torn[4]),
Das im die freulein werden gram,
Und sol in an seinn ern schreiben lam
Und sol im ain narrnclait anschneiden.
Die buss sol er siben jar leiden.

Der Eman antwurt:

Her der richter, mein antwurt sult ir versten.
Wer mag sich on ein gescheft begen[5]),
Wan eine käm, die ein alten man het,
Die schon und freuntlich zuo mir tet
Und wurd mir irn heimlichen komer klagen
Und von irem alten man sagen,
Wie er des nachts wer treg und faul,
Recht sam[6]) ein abgeritner gaul,
Der nimmer zelten[7]) mecht noch traben,
So gedacht ich: Die wil ain fuoter haben,
Und wart dann do gen ir barmherzig,
So wart sie dann auch gen mir scherzig,
So macht sich, dass ich mir nie gedacht,
Damit si den visch in die reusen[8]) pracht.

Eefrau antwurt:

Her der richter, seitenmalen[9]), dass er bekent,
So pitt ich euch, dass ir vollendt,
Das ir das recht lasst für sich geen,
Das ich und er hie mugen versteen,
Wie man ain solchen strafen sol,
Ob[10]) er sein[11]) fürpass[12]) nimer thuon woll.

Der Eeman antwurt:

Herr der richter, ich ergib mich in euer gnade,
Seit[13]) ir mich alle fristet[14]) vor dem tode.
Die grösten puoss ist nimmer thuon[15]).
Nun macht zwischen uns fride und suon[16]),

1) Scheune. 2) aufsparen. 3) Verständniß, Kunde. 4) Dorn. 5) begeben (sich einer Sache). 6) wie. 7) Paßgang gehen. 8) Fischreusen. 9) sintemal. 10) wenn. 11) das Seinige. 12) fernerhin. 13) da. 14) bewahret. 15) n. t. nicht wieder thun. 16) Sühne.

So will ich ir das fuoter nimmer mer ausstragen,
Das sie fürpass nimer sol von mir clagen.

Der richter spricht:

Fraw, ir wert der sache bei mir pleiben
Und solt den unmuot auss dem herzen treiben,
So mache ich zwischen euch fride und suon.
Die grösten puoss ist nimmer thuon.
Solt man in strafen, als das recht hie laut,
So wurt ir nimmer mer von im gepraut[1]).
Er wirt mir hie sein treue da geben,
Dass er fürpass wöll recht fürn sein leben
Und die sach auss seinem herzen stossen
Und fürpass sein fuoter daheim woll lassen;
Uud wann er sich fürpass mer würde vergessen,
So müste er euer kot auss eim kalten wasser essen.

Eefrau antwurt:

Her der richter, ich wil euch lop und dank jehen,
Wan mir ain grosse genüg ist geschehen.
Euer urtail will ich haim hin tragen
Und wil si meinem man eben sagen
Und will imss aigentlich geben zu versteen,
Will er sein dan fürpass nicht ab geen
Und will mer tanzen nach der alten lauten,
So will ich mich fürpass auch lassen prauten.

Precursor gesegnet[2]):

Her der wirt, ir solt uns guote nacht geben
Und sult die fasnacht frölichen leben
Mit allem dem, das zu freuden taug,
Man zelt euch anders für ainn gauch.
Und hüett euch am freitag vor pösen fischen!
Den wein sult ir mit wasser mischen,
So lesst er euch bei witzen pleiben,
Und hüet euch vor den winkelweiben,
Und hüet euch vor dem neuen pier,
Daran trinkt man die scheissen schier,
Und zecht nit vil in der nunnen zell,
Das euch der ailft finger niht geschwell'
Und reist ab euer fidelpogen!
Gebt uns urloup und lasst uns zogen!

*

Finis am Erichtag vor Viti 1486 jar."

Auch als Scherz ist die Zote im Mittelalter naturwüchsiger als heute. Dazumal wurde das ganze Dasein scherzhafter aufgefaßt. Nicht nur mit der Geschlechtsliebe, sondern auch mit der Religion wird Spaß getrieben, und aller Härte der Strafen zum Trotze wur-

1) gebrautet (beschlafen). 2) segnet zum Abschied (nimmt Abschied).

den in der öffentlichen Meinung Niemand seine Vergehen dawider hoch angerechnet. Für uns liegt daher keine Entschuldigung darin, daß unsere Voreltern so viel leichtherziger waren. Die Leichtherzigkeit ist überhaupt nicht das, was wir unserer Zeit zum Vorwurfe machen wollen. Diesen erheben wir vielmehr wegen der Scheinheiligkeit, mit welcher heute ein Charakter gehobener Sittlichkeit in Anspruch genommen wird, der durch nichts in unseren socialen Zuständen gerechtfertigt wird. Das Mittelalter gab sich wie es war. Es scheint deshalb schlechter, als es gewesen ist. Unsere Gegenwart excellirt in spröder Lasterhaftigkeit. Sie ist deshalb thatsächlich unsittlicher, als man dem Anscheine nach meinen sollte. Sehr übel angebracht ist daher alles Naserümpfen unserer lendenlahmen Gegenwartsüberlichkeit über die ungestüme Lebensfrische der mittelalterlichen Genußsündigkeit. Es würde mit der Sittlichkeit unserer Zeit vielleicht besser bestellt sein als es ist, wenn ihr eine Sprache wie die im nachstehenden Fastnachtsspiele eben so wenig anzuhaben vermöchte, wie unseren Voreltern. Dasselbe ist so zu sagen das Gegenstück des vorhin citirten.

„Ein vasnachtspil" [1]).

Precursor:

„Got gruss den wirt und auch sein gest!
Nu habt eur rue und euer rest,
Wann es wirt hie ein recht besetzt[2]).
Wer iemant hett an eren geletzt[3])
Oder uber die schnur gehauen,
Es weren man oder frauen,
Das sol man an dem rechten melden.
Der unrecht hat, sol sein entgelden.

Die anclagerin dicit:

Herr richter, hort mich etwas mich armes weib!
Ich hett ein stolzen frauenleib;
Junk und auch stolz ist mir verschwunden,
Das macht, das ich meim man verpunden
All nacht muss sein zu achtzehen malen,
Des ich nit lenger mag verdoln[4]).
So ander weiber ir nachtrue haben,
So hat er ein schinden und schaben
Und zeugt mich umb die ganze nacht.
Wie stark ich ie hin wider facht[5]),
So het es weder end noch zil.
Das ist mir armen weib zu vil.

Ir man antwurt:

Richter, lasst mich zu antwort kumen!
Ich han darumb ein weip genumen,
Das si den nachthunger mir vertreib.
Kumt das zu schaden irem leib,
So thu ichss doch in solicher mass,
Dass ich eins andern weib gen lass.
Noch han ich manch mol in der wochen
Mer dan eins und zweinzigk abprochen;

1) A. a. O. Nr. 29. S. 241—246.
2) abgehalten (Gericht). 3) verletzt. 4) ertragen, erdulden. 5) sträubte.

Hab darmit wollen schonen ir.
Wie vast sie echezet unter mir,
So hab ichs doch kein mal getan,
Das sie mich darnach wolt ruen lan.

Der richter dicit:

Ir schopfen, urtailt umb die stoss [1]),
Das hie ein end nem ihr gekos [2])!
Wer hat das wunder ie vernumen?
Ein esel mocht sein nit zukumen [3]),
Der [4]) im als oft sein sack auf lüd.
Mich wundert, das ir nit werdt müd
Der grossen unru uber nacht.
Man solt ein mul [5]) auss euch han gemacht.

Der erst schopf:

Mein urtail sol also besten [6]),
Das sie in [7]) solcher speis gewen [8]),
Die im der gailen ein teil vertreiben.
An fleisch und aier sol er beleiben [9]),
Wann es macht plut und mert den samen
Und sterkt den puls beim ars mit namen [10]).
Des muss dan entgelten sein weib;
Darumb er solcher speis ân beleib!

Der ander schopf:

So urteil ich und sprich es wol,
Das er auch des weins enpern sol
Und sol alslang ein wasser trinken,
Pis im der ainlift finger werd hinken
Und zimlich [11]) mug seines weibs begern;
Auch sol er sich nit zu ir kern [12]),
Pis sie in neun mol gepeten hab;
So kumt er solcher gewonheit ab.

Der dritt schopf dicit:

So urteil ich und sprich zu recht,
Ob [13]) in die torheit mer anfecht
Vil ofter dan nach seins weibs beger,
So trag sie im ein wasser her,
Lass in darinn sitzen ein weil,
Piss im erlam sein klotz und keil
Und im entschlaf auf seinen secken.
Doch sol sie in nit selbs aufwecken.

Der vierd schopf:

So urteil ich und ist mein rat,
Das er mit wasser und mit prat
All wochen drei tag püssen sol;
So zweifelt nit, es pusst sich wol.
So sich der pauch wurd nider pressen,
So wirt er wol des nachts vergessen
In dem nachtgraben [14]) mer zu fegen,
So im sein acker ist gelegen.

Der funft schopf:

So sol mein urtail also zemen [15]):
Er soll alle wochen drei purgatzen nemen,
Davon er vast mug scheissen und speien
Und auch das fleckmatica von im deien [16]);
So treibt er auss den posen lust,
Das in nit mer irrt [17]) der nachthust [18])

1) Zank, Streit. 2) Gerede. 3) behagen (einem Esel). 4) falls Einer. 5) Mauleſel. 6) beſtehen (zu Recht). 7) ihn. 8) gewöhne. 9) bleiben (ohne Fleiſch u. Eier). 10) vornehmlich. 11) geziemend. 12) kehren, wenden. 13) wenn. 14) Nachtgraben (nächtlicher Ackergrund). 15) ſich anpaſſen. 16) weichen (ſtillen). 17) ärgert. 18) Nachtreiz.

Und auch das fechten mit der stangen,
Die im bei dem rauchloch ist gehangen.

Der sechste schopf:

So urtail ich und ist mein sin,
Das er all tag eins in das pad [1]) ge hin
Und alle mol drei mol darinn leck [2]),
Pis er alle vire von im streck.
Davon wirt im gewaicht der pulst,
Das in nit irrt die nachtgeschwulst
Und auch des ainliften fingers ragen,
Das sie nit darf daruber klagen.

Der sibend schopf:

So urtail ich und hab gedacht,
Das er neur [3]) in der wochen ein nacht
Bei ir sol ligen und nicht me.
Ob ir die nacht geschiht so we,
Das sol sie im gar gern verzeihen
Und in die nacht also einweihen,
Das sie im ein genugen thu,
So bleibt sie die ganz wochen mit ru.

Der acht schopf:

So urtail ich, als ich gedenk:
Und das man im ein gewicht anhenk
Zu foderst an sein wasserstangen,
Das er gewon under sich zu hangen,
Und es ein jar also versuch
Und auch die weil ge ân ein pruch [4]),
Piss er im schier erlamet gar,
Also das er das weip ein weil spar.

Der neunt schopf:

Ich urtail, das sie nit sol meiden [5]),
Sie lass im ein niern ausschneiden
Und den andern auch halb darzu,
Das er das vierd tail furpas thu,
Als er mit zweien niern tet,
So er in der undern wiesen met [6])
Mit seinem knodetem pruochdegen [7]),
Die bei dem vinstern tal sein gelegen.

Der zehet schopf:

Ich wil, das man die frauen frag,
Das sie bei irer treu war sag,
Wie oft sie es mug bei einer nacht erleiden,
Darnach richt man sich als die gescheiden [8])
Zu fellen ein urteil nach irer red,
Das sie zukumen mogen ped [9]);
Sus mocht man ir zu viel abprechen,
Des nachts im flaischgadem [10]) zu zechen.

Die frau dicit:

Ich gib hie meiner red ein zil.
Achtzehen mol is nit zu vil.
Mocht es bei funfzehen molen bestan,
Wolt ich ein gut genugen han
Und wolt ir ungern mer begern,
Ich mocht eins mols minder nit enpern.

Der einlift schopf:

Ir herrn, seit ich auch urtailen sol,
So sprich ich also, seit ein mol
Das sie funfzehen mol kumt zu,
Das sie das ubrig follend [11]) thu.

1) Bad. 2) lege. 3) nur. 4) Hoſe. 5) meiden, entfernt bleiben. 6) mäht. 7) Hoſendegen. 8) Geſcheiten. 9) beide. 10) Fleiſchgemach. 11) vollends.

Das ist das pest auf meinen ait.
Ich hor mit grosse unterscheit,
Darumb wir fast die kopf zuprechen
Und hie vil krummer urtail sprechen.

Der zwelft schopf:

Ich wil sein bei dem nechsten beleiben
Und wil nit vil verworrenss treiben.
Welch katz vil meus ist gewant[1]),
Die mag des nit pald abgen und
tut ir ant[2]).
Doch wert es[3]) sich noch selber auch,
Piss sie im aussgelert sein schlauch,
So sie gen Althein werden schieben
Und in der wein dafur wirt lieben[4]).

Der frauen man dicit:

Ir herrn habt mich schon enpfangen.
Wer mir aber mein pfrunt abgangen,
Des mussten eure weiber all geniessen,
Und ob es euch schon wurd verdriessen.
Doch welcher ein schons jungs weip het,
Der er nit ganz genugen tet,
Den wil ich wol versehen in gut,
Das sie im nimmer gleichs mer tut.

Die frau dicit:

Ja ee ich das von dir wolt haben,
Das du mir aus dem weg solst draben,
Ich wolt ee zwier als oft erleiden,
Ob ich dir selbs mocht aussgeschneiden.

Der aussschreien dicit:

Ir herrn, wir haben grop gespunnen;
Doch seit ir weder munch noch nunnen,
So kunt ir auch wohl schimpf[5]) versten.
Wer sich in der jugent sich gewen,
Das im im alter schaden tut,
Furwar des end wirt nimmer gut.
Darumb so halt euch all bescheiden
Und lebt die vasnacht mit freiden."

Wie gesagt, „hochgebildet" kann man das Mittelalter nicht nennen, aber es war gesund. Es war zweifelsohne die Zeit der Flegeljahre der europäischen Völker. Indessen es war zugleich ein Lebensalter, das zu schönen Aussichten berechtigte, dessen übersprudelnde Schaffenskraft aber in verwegener Ausgelassenheit sich verzettelte und die seiner Daseinsgewalt eigentlich zustehenden Früchte verkümmerte.

Die Bemerkung des „aussschreien" wegen der Mönche und Nonnen wolle man nicht mißverstehen. Damit war es bei uns in Deutschland bekanntlich nicht besser als in Italien und in den anderen christlichen Ländern bestellt. Die Fastnachtsspiele legen Zeugniß davon ab. Nicht nur findet sich darin eine Wiederholung Boccaccio'scher Themata, sondern auch eine große Anzahl von Charakteristiken,

1) gewandt. 2) in Noth bringen. 3) dessen. 4) übrigbleiben. 5) Spaß.

welche die Herren Ordensbrüder und Schwestern, resp. überhaupt die Geistlichen in der ganzen Dunkelheit ihres sittlich zweifelhaft socialen Daseins kennzeichnen.

Entsetzlich aufrichtig war das Mittelalter. In dieser Hinsicht war es das gerade Gegentheil unserer Zeit. In einem Fastnachtsspiel „Von Fürsten und Herren" heißt es:

„Ein ritter dicit:

„Durch frauen willen[1]) tut man hofiren[2]),
Durch sie ist stechen und turniren,
Durch frauen tut man sper zuprechen[3]),
Durch frauen tut man singen und sprechen,
Durch frauen tut man fechten, ringen,
Durch frauen tut man tanzen, springen,
Durch frauen gewint man und verleust,
Durch frauen manger des nachts erfreust,
Durch frauen willen manig man
Vertut mer, dann er gewinnen kan.
Das im ein weip erfull sein ger,
Dadurch wagt mancher gut und er.
Darumb er oft leit lieb und leit,
Das macht ein fleck[4]) kaum einer hant preit,
Derselbig fleck mit seinen trollen[5])
Macht, das wir tun, was weiber wollen.

Die Nerrin dicit:

Nu hor, mein Heinzlein, thu mich auch horen!
Du hast ein grosse wasserroren,
So hob ich ein stolzen fleck!
Dafur so steck mir deinen zweck!
Und wilt du thun nach meinem sinn,
So leih ich dir mein wasserrinn.
Und leg dich nider auf alle vier
Und lass mich auch reiten auf dir!
Du solt gar frischlich umbher traben,
So wil ich dich dan gar liep haben
Und wil dan auch thun was du wilt
Und wil dir leihen meinen schilt."

Ein Beweis, in welcher Weise Boccaccio auf die Unsittlichkeit einwirkte, und zugleich ein Beweis, wie der entsittlichende Einfluß immer von oben ausgeht, wird durch ein Buch erbracht, das in den öffentlichen Bibliotheken unter der „Collection de facéties", Sammlung von Schwänken steht, und eins der schändlichsten literarischen Machwerke, die man finden kann, ist. Während Boccaccio wenigstens Erzählertalent hat und dadurch ästhetisch besticht, außerdem wesentlich auch satirisch ist, herrscht in dem gedachten, verschiedene seiner Themata verwendenden Buche die ungeschminkte Zote, wird auch

1) um der Frauen willen. 2) in festlicher Geselligkeit sich erfreuen. 3) zerbrechen. 4) Fleck. 5) Troddeln.

unverhüllt der Zweck, zu zoten, verfolgt. Das Buch ist in Rouen erschienen „Chez Richard Aubert, Libraire ruë de l'Orloge deuant le Lyon d' Or." Eine Jahreszahl trägt es nicht, auch keinen Gesammttitel; es hat jeder einzelne Schwank seine eigene Ueberschrift. Dabei entbehrt das Buch nicht der religiösen Außenseite, gleichsam um es in Hände einzuschmuggeln, die sich nicht damit befassen würden, wenn die zuerst gesetzten Titel dem Inhalte entsprächen.

Wir sind uns wohl bewußt und verhehlen uns nicht, daß die spontane Tugend der unteren Klassen oder des uncultivirten Menschen in geschlechtlicher Beziehung keine sonderlich erhabene ist. Aber wir leben der Ueberzeugung, daß sie nur unter dem Einflusse lüderlicher Gewohnheiten der Höhergestellten zu der wüsten Brutalität erwächst, welche als sociale Calamität angesehen werden muß. Geboren wird die Sinnlichkeit in den unteren Regionen, aber das Haupt kann sie beherrschen. Dieses soll deshalb zur Sittlichkeit erzogen werden, und dazu ist die Regelung der socialen Gedankenwelt nöthig, welche naturgemäß nur aus den gebildeten, d. h. unterrichteten Kreisen ihren Ausgangspunkt nehmen kann.

Diese Ueberzeugung ist nicht willkürlich gebildet, sondern beruht eben so sehr auf der Beobachtung des praktischen Lebens, wie sie durch die Geschichte gestützt wird; die Beispiele, die wir gebracht haben und noch bringen werden, bestätigen hinreichend die aufgestellte Regel, und unsere Zeit der florirenden Ehebruchsdramen und der Loretten-Komödien ist ein Belag dafür, der allein entscheidend sein würde, wenn nicht die vorhergegangene Geschichte ganze Serien solcher Beläge schon geliefert hätte. Wenn Heinrich IV., König von Frankreich, z. B. in seinen Chansons [1]) die Frage erörtert, was in der Liebe vorzuziehen sei, entweder des Nachts seine Geliebte nackt an seiner Seite zu haben, und mit ihr zu reden, ohne sie zu sehen, oder vielmehr bei Tage mit ihr zu spielen, sie zu küssen, ohne mit ihr zu reden; oder wenn er im zweitfolgenden Gesange [2]) die Frage wieder so stellt, was vorzuziehen sei, die Geliebte zu fühlen und sich ihrer zu erfreuen, ohne sie zu sehen, noch zu ihr zu reden, oder sie zu sehen und zu ihr zu reden, ohne sie zu fühlen und zu berühren: so ist das eine Art und Weise, Poesie der Geschlechtsliebe zu treiben, welche unseres Bedünkens nicht höher steht, als wenn der liebenswürdigste aller Könige seine Poesie für die Untersuchung der Frage verwandt hätte, was vorzuziehen sei, einen Fisch gesotten oder gebraten zu verspeisen.

Die Poesie der Geschlechtsliebe wird, einige wenige rühmliche

1) „Les poésies du roi de Navarre, Bd. 2, S. 110. (Paris 1742.)
2) Chanson XLIX., a. a. O. S. 117.

Ausnahmen abgerechnet, gerade in den „besseren" Kreisen nicht als der schöne Ausdruck der innigsten Beziehungen der Menschlichkeit, sondern nur als Werkzeug niederster Gourmandise betrachtet und behandelt. Deshalb ist solche Poesie auch der Ehe, wie jedwedem andern dauernden Verhältnisse, das nur Hausmannskost, nicht eine Reihe durch ihre Abwechselung und ihre Zubereitung reizender Gerichte bietet, abhold. Derartige beständige Liebesbündnisse werden als philiströs verschrieen; es wird mit einem großen Aufwande von Anmaßung und Unkenntniß behauptet, daß die Kinder der Liebe, wie man die außerehelich Erzeugten zu nennen beliebt, von der Natur bevorzugte Geschöpfe seien, während gar leicht aus der Geschichte zu constatiren ist, daß in einer großen Anzahl von Fällen es gerade die später, also die in der vollen Ruhe ehelichen Stilllebens gezeugten Söhne waren, welche in Bezug auf Intellect und Charakter hervorragten.

In Folge dessen spielt in der Liebespoesie der „Vornehmen", welche sich so gern die „Gebildeten" nennen und es so wenig sind, der moralische Katzenjammer eine so erhebliche Rolle. Zuerst wird extravagirt, und sodann thun die Haare weh. So auch bei Heinrich von Navarra, nachmals König von Frankreich. Im 41. Gesange sucht er noch ein Schäfermädchen zu verführen, im 52. verliert er die Lust zum Liebesgesange, und im 60. ist er schon Renonce; da will er es Anderen überlassen, sich über die Liebe zu freuen; und im 61. und in den folgenden ist es nur mehr die Jungfrau Maria, der er den Hof macht, wobei natürlich, der Etikette, resp. jener Vorsicht halber, sich mit dem Himmel gut zu stellen, auch Gottes, des Vaters, mit ein paar anerkennenden Worten gedacht wird . . . . .

In der Volkspoesie kennt man solchen Katzenjammer nicht: Im nicht corrumpirten Volke wird nur gesunde Liebeskost gereicht, und das hausbackene Brod der Geschlechtsliebe läßt so wenig eine Uebersättigung wie den hinterher folgenden Ekel zu. Schäferei kennt die Volkspoesie auch. Aber dieselbe hält sich innerhalb einer gewissen socialen Idealität, greift nicht so cynisch rein selbstsüchtige Motive heraus. In dieser Hinsicht charakteristisch z. B. ist ein französisches Volkslied [1]) in der Sammlung von Moritz Haupt, in welchem ein an einen Greis verheirathetes Mädchen diesem Nachts davon läuft, weil er ihr im Bette schläfrig den Rücken zugedreht hat, anstatt in feuriger Geschlechtsliebe Front zu machen. Aber das Mädchen läuft nicht zu einem für solche Fälle in Reserve gehaltenen Liebhaber, wie dies Boccaccio und die ihm gleichgesinnte Richtung immer veranstalten, sondern zu

1) Französische Volkslieder (Leipzig 1877).

ihrem Vater, dem sie bedeutet, daß sie den Alten trotz dessen Geldes nicht wolle[1]).

Die Volkspoesie bleibt daher auch in der Schalkhaftigkeit kindlich und in der Derbheit sittlich. Es hat in Bezug auf diesen Genre die ebenerwähnte Sammlung Liedchen aufzuweisen, welche mustergültige Liebesklänge sind, nach dem langweiligen, geist- und herzlosen Geschlechtstrieb-Gewimmer Heinrichs von Navarra wahrhaft nervenerquickende Wirkung ausübend. Sehr vortheilhaft gegen die adligen Anschauungen sticht die französische Volkspoesie auch in einem Gedichte jener Sammlung ab, wo ein Mädchen, das drei brave Bursche aus einem Brunnen, in den sie gefallen, gezogen, kühl die Liebesansprüche, welche dieselben an sie stellen, mit einem Liede abspeist, und Ferſengeld giebt, als die Bursche damit nicht zufrieden sind[2]). Wie anders klingt das, als die an die Frauen gestellte Forderung der Minnegerichte, jedem

1) „Mon père, mon père,
vous avez faict mal,
derira,
de m'avoir donnée
à un faulx vieillart,
derirette,
à un faulx vieillart,
derira.
de m'avoir donnée
à un faulx vieillart,
derira,
première nuictée
qu'avec moy coucha,
derirette etc.,
m'y tourna l' espaulle
et puis s' endorma.
Et je prins ma cotte,
ainsi me vesta,
et je prins ma robe,
sur mon père alla.
„Mon père, mon père,
vouz avez faict mal,
de m'avoir donnée
à ce faulx vieillart."
‚Ma fille, ma fille,
de l'argent il a."
‚Mon père, mon père,
je sçay bien qu'il a.
Fy de la richesse,
qui grant joye n' en a.
Vieillesse et jeunesse,
ce n'est que fatras;
jeunesse et jeunesse,
ce n'est que soulas.'
derirette etc."
(a. a. O. p. 112—113.)

2) „Comme j'étais petite,
petite à la maison,
on m'nevoyait aux landes,
pour cueillir du cresson.
verduron verduronette verduron
don don.
La fontaine était creuse,
je suis tombée au fond.
Quand par ici il passe
trois braves compagnons.
‚Que faites vous là, la belle?
pêchez-vous du poisson?'
„„Hélas, non"", a dit-elle,
„„je suis tombée au fond.""
‚Que donnerez vous, la belle?
nous vous retirerons.'
„„Retirez-moi toujours,
après ça nous verrons.""
Quand elle fut retirée,
chanta une chanson.
‚Ce n'est pas ça, la belle,
que nous vous demandons.
C'est votre coeur en gage;
par ma foi nous l'aurons.'
Leur fit la revérence,
Leur tourna les talons."
(a. a. O. p. 32—33.)

Liebhaber, von dem sie ein Kleinod angenommen haben, auch willfährig zu sein!

Wie wir schon oben ausführten, läßt sich auf kaum einem andern Gebiete die Kritik so sehr durch das Conventionelle bestimmen, wie auf dem der Geschlechtsliebe. Auf das Conventionelle, auf das, was in der öffentlichen Meinung als „anständig" gilt, hat aber noch heute nichts so sehr Einfluß wie die glatte Verlogenheit der Ritterromantik französischer Mache. Der Einfluß ist heute allerdings nur ein traditioneller. Weil, Dank einer sklavisch sich ihm immer noch unterwerfenden Literatur, kein gesunder Gedanke selbstständiger Sittlichkeit aufkommt, so fehlt es der abgegriffenen mittelalterlichen Rittercodex-Liebe an jeglichem Halte für das dem ungezügelten Drängen nach Befriedigung der Geschlechtsliebe sich instinctiv entgegenstemmende Verlangen nach socialer Ordnung. In Folge dessen hat das verliebte Glacéhandschuhthum thatsächlich noch immer die Oberhand, so zerfressen dasselbe mitsammt der in ihm liegenden socialen Anschauung auch sei. Innerlich, der sittlichen Entwickelung nach, bereitet sich aber so gewiß ein Umschwung vor, wie es unserer Zeit überhaupt vorbehalten ist, die socialen Aufgaben zu Ende zu führen, welche die großen Volksbewegungen vergangener Jahrhunderte als ungelöste Probleme uns hinterlassen haben. Denn bereits seit einiger Zeit bricht sich unter dem Einflusse der Naturwissenschaft auch in der Schriftstellerwelt die Selbstständigkeit sittlicher Anschauung Bahn, welche die unerläßliche Voraussetzung aller socialen Reform auf dem Gebiete der Geschlechtsliebe ist. In die Gewohnheiten des täglichen Lebens ist aber eine dergleichen Auffassung noch nicht gedrungen. Hier herrscht noch die ganze Zerfahrenheit absterbender Formen und vom alten Zwange befreiter Bethätigung, daher uns nichts dringlicher zu sein scheint, als in den Kreis der socialwissenschaftlichen Themata, so heiklig es scheinen möge, ebenfalls die Frage zu ziehen, worin die sittliche Grundlage der Geschlechtsliebe bestehe, denn nur dann, wenn man die sittlich-ernste Betrachtung an die Stelle der heute üblichen Zote setzt, ist man im Stande, die letztere aus der Gesellschaft zu verbannen. Heute wird das entgegengesetzte Verfahren beobachtet: Der sittlich Ernste, der von der socialen Wichtigkeit der Geschlechtsliebe und deren Bethätigung Durchdrungene schweigt in der Oeffentlichkeit, ja in jeder über den nächsten Kreis gleichgesinnter Freunde hinausgehenden Gesellschaft ganz und gar über das geschlechtliche Capitel. Dadurch aber räumt er der lockern, vielleicht keineswegs verderbten, aber immerhin social leichtfüßigen Gewohnheitszoterei das Feld, so daß die principiell schmutzige Lüderlichkeit freie Bahn hat, in Folge dessen etwaige vereinzelte Versuche, der socialen Gewissenhaftigkeit das

Uebergewicht zu verschaffen, leicht siegreich abschlagend. So läßt sich der, weitaus die Mehrheit ausmachende, es mit der socialen Sittlichkeit ernst nehmende Theil der Gesellschaft von einer Handvoll Leute majorisiren, die nicht das Haupt zu erheben wagen würde, wenn der solide Kern der Völker seinem inneren spontanen Zuge nach socialem Einklange aller noch im Widerstreite befindlichen Daseinsfactoren einen entsprechenden Ausdruck zu geben vermöchte. Dies ist eben nicht anders zu erreichen, als wenn die Scheu vor der öffentlichen Besprechung des von der Geschlechtsliebe getragenen Verhältnisses des Mannes zum Weibe überwunden wird; wir müssen im Interesse einer Befestigung, resp. Wiedergewinnung socialer Sittlichkeit den ganzen Entwickelungsgang, den die geschlechtlichen Anschauungen durchgemacht haben, an uns vorübergehen lassen, um uns die gemachten Fehler daran zum Bewußtsein zu bringen, wie auch, um die irrthümliche Praxis, in der wir noch heute stehen, zu würdigen und zu begreifen.

Eine Hauptwaffe, womit die social Leichtfüßigen und Lüderlichen im Gespräche über die Geschlechtsliebe kämpfen, ist die Witzelei. Die Neigung der Menschen, zu lachen, klug benutzend, legen sie dem Ausdrucke ihrer social verwerflichen Gesinnung ein scherzhaftes Gewand an, und in dieser Verkleidung geht unbeanstandet als Witz die Zote durch, welche man sich als solche selber vielleicht nicht würde haben gefallen lassen. Weil aber die Position der social-sittlich Gewissenhaften überhaupt eine theoretisch schwache ist, so gehen sehr viele Zoten, ja weitaus die meisten als Witze durch, ohne von einer ehrlichen Kritik als solche anerkannt werden zu können. Es ist deshalb keineswegs Pedanterie, wenn wir gerade vor der Witzelei über geschlechtliche Verhältnisse warnen. Sittlicher Ernst kann auf socialem Gebiete nur gewonnen werden, wenn die ernst Sittlichen keinen Anstand nehmen, für ihre Gesinnung und die derselben nöthige Form einzutreten. Wir verwahren uns aber dagegen, damit irgendwie eine Rückkehr zu jener puritanischen Aengstlichkeit empfohlen zu haben, welche ebensowohl die Mutter der heutigen lasterhaften Sprödigkeit geworden ist, wie sie die Muckerei des Protestantismus geboren hat. Nein, der Weg, auf dem wir die freie Meinungsäußerung über die sociale Wichtigkeit der Geschlechtsliebe fordern, ist der der *Wissenschaft*. Es sollen die naturwissenschaftlichen und philosophischen Errungenschaften dadurch für das Sociale der geschlechtlichen Bethätigung fruchtbar gemacht werden, daß sie aus der Versteckheit rein gelehrter Werke in das Licht unverhohlener Besprechung gezogen werden. Möge dann auch nach wie vor eine leichtfüßige Minderheit, welche sich durch solche Wendung in ihrer Lieblingsbeschäftigung, Zoten zu erzählen, bedroht sehen würde, vereinzelte Anstrengungen, das Feld zu behaupten, machen, so wird dennoch

allmälig die öffentliche Meinung eine Richtung bekommen, der Alles sich beugen muß. Denn selbst heute, wo die so geartete Minderheit einen recht erheblichen Theil unserer Gesellschaft auszumachen scheint und thatsächlich auch ausmacht, ziehen dennoch ihre Vertreter vor einer kräftig und mit sittlichem Selbstbewußtsein in sie hineingerufenen Warnung die Segel ein, so daß ein social nur etwas feinfühliger Mensch unschwer das Verlangen auch jener Elemente, zu einer neuen sittlichen Grundlage der Geschlechtsliebe zu gelangen, erkennt.

Es wird oft eingewandt, daß, wo der Sache nach sittlicher Ernst vorherrscht, es auf einen mehr oder weniger lockeren Ausdruck nicht ankomme; es handle sich beim sittlichen Ernste doch endlich nur um ernste Sittlichkeit. Zugegeben, was den charakterfesten, sachlich seiner Sicherheit sich selber bewußten Menschen anbetrifft, aber Täuschung, arge Täuschung in Bezug auf alle die, bei denen das Handeln kaum in irgend einer Hinsicht auf Principien beruht, sondern nichts ist als ein gewohnheitsmäßiges Thun, das von Eindrücken in der Familie und im öffentlichen Leben abhängt. Daher vergiftet die unsittliche Haltung der vornehmeren Klassen so leicht in geometrischen Proportionen die socialen Gewohnheiten der unteren; daher ist das Beispiel, das die Vornehmeren durch die Form, in der der Grad ihrer socialen Sittlichkeit zur äußeren Erscheinung kommt, geben, von so ungeheuerer Bedeutung. So sehr also die witzelnde Redeweise über geschlechtliche Verhältnisse im Munde eines Gebildeten harmloser Natur sein mag, so wenig wird sie der schlechten Einwirkung auf die niederen Klassen verfehlen, zumal als der harmlose Scherz der Eltern bei den Kindern schon zur bewußten Zote sich potenzirt, und in der gedachten Hinsicht stehen die unteren Stände den Kindern der höheren gleich.

Wo Bevölkerungsdichtigkeit herrscht, Vermögensansammelung stattgefunden hat, verbreitetes Wissen und vertiefte Erkenntniß erlangt sind, wie in den großen Städten unserer Zeit, da darf man in vielfacher Hinsicht eine geläuterte Lebensanschauung in individueller wie in socialer Beziehung voraussetzen. In so weit aber als sich die sociale Auffassung noch nicht geklärt hat, das Individuelle sich individualistisch, das Sociale socialistisch gegen die Harmonie des Einzel- und des Zusammenlebens sperrt, in so weit, sagen wir, bietet ein social primitives Leben eine lehrreichere Ausbeute als die gehäuften Daseinserscheinungen der Emporien der Civilisation. Nachdem das gräßliche Menschenschlachten, welches die „pragmatische“ Geschichtsschreibung den dreißigjährigen „Religionskrieg“ nennt, die Bevölkerung unseres Gesammtvaterlandes um zwei Drittheile vermindert hatte, so daß in Deutschland statt über 16 nur noch kaum über 4 Millionen Menschen lebten, da war ein Augenblick, wo eine weite sociale Empfindung die individualistische

Engherzigkeit durchbrach, welche nur zu gern, unter dem Deckmantel einer in der Sitte erkünstelten Tugend, die Geschlechtsliebe zum Objecte rein persönlicher Zwecke erniedrigt. Der Nothstand, welchen die geschwundene Bevölkerung herbeigeführt hatte, war überwältigend; das traditionell Individualistische und die von ihm beherrschte Lebensanschauung mußten weichen, und das sociale Interesse allein gab den Ausschlag. So faßte der fränkische Kreistag zu Nürnberg am 14. Februar 1650 folgenden Beschluß: „Demnach auch die unumgängliche deß heyl. Römischen Reichs Notthürft erfordert, die in diesem 33. Jerig blutigen Krieg ganz abgenommene, durch das Schwerdt, Krankheit und Hunger verzehrte Mannschaft wiederumb zu ersetzen und in das khünfftig eben desselben Feinden, besonders aber dem Erbfeind des christlichen Namen, dem Türckhen, desto stattlicher gewachsen zu sein, auf alle Mitl, Weeg und Weiß zur gedenkhen. Als seinds auff reife Deliberation und Berathschlagung folgende 3 Mittel vor die bequemste und beyträglichste erachtet und allerseits beliebt worden: 1) Sollen hinfüro innerhalb den nechsten 10 Jahren von Jungermannschaft oder Mannßpersonen, so noch unter 60 Jahren sein, in die Klöster ufzunemmen verbotten, vor das 2te denen Jenigen Priestern, Pfarrherrn, so nicht ordensleuth, oder auf den Stifftern Canonicaten, sich Ehelich zu verheyrathen; 3) Jedem Mannßpersonen 2 Weyber zu heyrathen erlaubt sein: dabei doch alle und Jede Mannßpersohn ernstlich erinnert, auch auf den Canzeln öffters ermanth werden sollen, Sich dergestalten hierinnen zu verhalten und vorzusehen, daß er sich völlig und gebürender Discretion und versorg befleiße, damit Er als ein Ehrlicher Mann, der ihme 2 Weyber zu nemmen getraut, beede Ehefrauen nicht allein nothwendig versorge, sondern auch unter Ihnen allen Unwillen verhüette [1]).“

Unter anderen socialen Verhältnissen ist freilich der Natur der Dinge, eben weil diese eine andere ist, in anderer Weise Rechnung zu tragen. Aber das eben citirte Gesetz des fränkischen Kreistages lehrt uns gleichwohl, daß es nur an einem albernen Vorurtheile liegt, wenn wir die Bigamie als etwas an sich Verwerfliches ansehen und als Verbrechen bestrafen. Die Bigamie ist kein Verstoß gegen die geschlechtliche Sittlichkeit, sondern nur ein solcher gegen die bürgerliche Rechtlichkeit; sie ist nur ein Vertrauensbruch der ersten Gattin gegenüber. Eben deshalb sollte sie vernünftigerweise auch nur civilrechtlich, nicht strafrechtlich geahndet werden, letzteres wenigstens nur in dem Falle, daß man den Vertrauensbruch auch in anderer Hinsicht als Object strafrechtlicher Verfolgung zu behandeln sich entschlösse.

1) Nach Joh. Scherr a. a. O. S. 313.

Kaum in irgend einer Periode der Weltgeschichte, oder wenigstens des Europa betreffenden Theiles derselben, war die Lüderlichkeit in geschlechtlicher wie in anderer Hinsicht so sehr Adels- und Fürstenwerk, als in den Jahrhunderten, welche auf die Religionskriege folgen. Die Völker hatten damals gar keine Zeit zu Sittenlosigkeiten. Um den übertriebenen Geldansprüchen des Despotismus, unter dem sie seufzten, zu genügen, mußten sie das Aeußerste ihrer Kraft ansetzen, und so waren sie kein Object für die Versuchungen, welche das Leben dem Wohlhabenden und Müßigen bietet. Vergiftet wurde der Geist des Volkes dennoch; es wurde jede höhere Regung untergraben, bestochen, wo nicht gewaltsam unterdrückt; und nur das nüchtern kleinlichste Nothdurfts-Dasein blieb zurück. Um so gewaltiger aber sammelte sich dafür in diesem das Temperament, aus dem jener Sturm erwuchs, der den menschenunwürdigen Despotismus des Verbrecherthumes, das sich Adel und Fürsten nannte, von seiner angemaßten hohen Stellung zu Boden warf.

Wir in Deutschland waren damals freilich nicht diejenigen, welche das Rächeramt der beleidigten Majestät des Volkes vollzogen; wir hatten dies in den sogenannten Glaubenskriegen, die diesen Namen bekamen, damit das Volk vergessen sollte, daß es Freiheitskriege waren, denen man durch religiöse Schlagwörter das Gift der Bürgerzwietracht eingeimpft hatte, gethan, und da war in Jahrhunderte langem, durch kurze Friedensspannezeit unterbrochenem Ringen das deutsche, das mächtige, einstmals Europa bemeisternde Herzblut vergossen. Unser Despotismus war überdies eine vielköpfige Hydra. Hunderte von Polypenarmen hielten die Glieder des Volkes umspannt, und aussichtslos war jedweder Gedanke an befreienden Aufstand. Dem nur einen Regierungswahnsinn über sich sehenden Frankreich mußte daher diesmal die rettende That des Continents überlassen werden, und wir in Deutschland widmeten uns derweil der stillen philosophischen Betrachtung und jenem in sich gekehrten Sinnen, von dem die Nachbarvölker bis 1870 wähnten, daß es von aller Thatkraft sich losgesagt habe und nur mehr noch das eigene Gemüth durchwühle.

Bis zum heutigen Tage hat die in sich zurückgekehrte Selbstbetrachtung, die innere Anschauung, die geistige Erwägung noch keine Früchte gezeitigt, welche unsere socialen Zustände gedeihlicher als diejenigen der Franzosen oder anderer, mehr dem praktischen Thun als dem Grübeln sich widmender Völker gestaltet haben; es tobt im Gegentheile die sociale Fehde bei uns ärger als jenseits der Vogesen und als jenseits des Kanales, ja ärger selbst als in der Verjüngung europäischer Schmerzen, in der großen Republik jenseits des Oceans. Aber nichtsdestoweniger dürfen wir Deutschen von uns behaupten, daß unser

Grübeln die sociale Freiheit Europas eben so fördert, wie im 15. und 16. Jahrhundert das deutsche Eintreten für die Glaubensfreiheit, allem Fürstentruge und aller Lutherdummheit zum Trotze, das gewesen ist, was es 1789 den Franzosen möglich machte, für die politische Freiheit in die Schranken zu treten. Das Grübeln selber nützt zwar nichts. Aber der Sinn, aus dem es geboren wird, das Verlangen nach socialer Wahrheit und Gerechtigkeit, das ist das, was die Rettung, die Erlösung verheißt. Die Gährung nur ist das, woraus die Klarheit sprießt, denn nur die Klärung kann zur Wahrheit führen . . . . .

Die Neigung zur Reflexion, welche neben dem Ungestüme unbändiger Thatkraft ein Angebinde ungeschwächter deutscher Gemüthsart ist, hat in jenem armseligsten aller Jahrhunderte deutscher Geschichte, im 17., manche wunderliche Blüthe getrieben. Die corrupteste ist jedenfalls die

Rede, der sich, umb die böjen Lüste zu fliehen, mit einem glühenden Brande tödtenden **Maria Cornelia**[1]).

„Verhängniß und Natur, ihr Henker meines Leibes,
Die ihr mich auf die Banck der herbsten Folter legt,
Was schöpfet ihr für Lust aus Marter eines Weibes,
Die Keuschheit in der Seel' und Witz im Kopfe trägt.
Begierd' und Liebe sind ja zum Genuß gestiftet;
Wie, daß ihr beydes mir vergället und vergifftet?

Es nagt ein hefftig Brand an Adern und Gebeinen,
Der Kitzel sticht mein Fleisch, die Geilheit regt mein Herz.
Ich kann die Lüsternheit nicht bergen, noch verneinen,
Mein Blut bekämpfet Brunst, den Geist ein rasend Schmerz,
Jedweder Sinn vermählt sich mit den schnöden Lüsten;
Es schwillt mehr Brunst als Milch und Athem in den Brüsten.

Mein Auge sieht sich umb nach fleischlichem Vergnügen;
Stellt hundert Männer mir als ihren Werkzeug für.
Wie Flammen von dem Oel und Weyrauch Zunder kriegen,
So wachsen von Geruch des Ambra sie in mir.
So Ohr als Zunge wird zu einer Wollust-Rinne,
Mein Fühlen ist vermählt mit einem sechsten Sinne.

Ja mein Gedächtniß selbst versucht mich zu verleiten,
Und mahlt, wie da mein Mann mich's erste Mal umbfieng,
Mir seine Buhlschaft ab mit tausend Süßigkeiten,
Und was für Wollust ich aus seiner Brunst empfieng.

1) a. a. O. Blumen S. 57 ff.

Sein Bild verfolget mich als wie das Licht den Schatten,
Mein lüstern Leib will sich mit seinem Geiste gatten.

Wie schwerlich ein Gefäß, in dem Jasmin zerflossen,
Den kräftigen Geruch und Nachschmack fahren läßt:
So schwer kann auch ein Weib entbehrn, was sie genossen;
So lächs' ich auch nach dem, was Honig mir gewest.
Wenn ich Unruhige gleich auch die Augen schlüsse,
So träumen mir allein Umbarmungen und Küsse.

Wenn aber ich erwach', empfind' ich unvergnüget,
Wie meine Thorheit mich aus leeren Schüsseln speis't;
Wie mein Verlangen nur dadurch mehr Hunger krieget,
Wenn mir die Phantasie so süße Mahlzeit weis't:
Wenn in Gedanken ich mich mit viel Zucker labe,
In Hoffnung Ueberfluß, im Munde nichts nicht habe.

Wenn ich die Schnäbelung der Tauben ie erblicke,
Der geilen Sperlinge vielfaches Liebes-Spiel;
Mißgönn' aufs eußerst' ich den Vögeln ihr Gelücke,
Geb' auch dem Himmel Schuld: er liebe sie zuviel;
Er binde gar zu sehr die Menschen durch Gesätze:
Die Liebe sey sein Brutt, doch auch der Buhler Netze.

Und das Verhängniß zeigt mir's grausamste Gesichte,
Wenn es mir meinen Mann aus meinen Augen nimmt,
Auf ewig mich beraubt der süßen Liebesfrüchte,
Weil ihm ein ewig Bann vom König ist bestimmt,
Der mir, o grimmes Recht! ihm nachzuziehn verwehret;
Und strenger wider mich als gegen ihn verfähret.

Denn was ist Männern nicht verstattet in der Ferne?
Was gleich ein Weib beschwärtzt, geht ihnen leichtlich hin.
Sie achten Sonnen sich, von denen alle Sterne
Ohn' ihre Minderung Licht und Vergnügung ziehn.
Voraus weiß Afrika von keiner Liebe Zügel;
Die hier zu Fuße geht, hat bei den Mohren Flügel.

Die hier kalt Wasser ist, zerschmeltzet dort für Hitze,
Ich weiß: daß Coronel dort wie die Sonne glüht:
Daß er sein Ungelück ihm süße macht und nütze,
Ja fette Liebes-Milch aus hundert Röhren zieht;
Wenn ich in Einsamkeit hier dürstende verschmachte,
Und ieden geilen Blick für einen Ehbruch achte.

Welch Wahnwitz aber hat mir den Verstand verdüstert,
Zu glauben: Weibern sey, was Männern, nicht enträumt?

Das Blut der Frauen iſt ja mit mehr Brunſt verſchwiſtert;
Wie daß mir albern denn von ſo viel Froſte träumt?
Sol meine Seele Durſt, die Lippen Hunger leiden,
Wenn unſre Männer ſich in tauſend Lüſten weiden?

Iſt Coronel entfernt, ſo wird es andre geben,
Die ihren Köcher nie von Pfeilen haben leer.
Der König ſelber wird an meinen Leim ankleben,
Was mach' ich denn die Luſt zu büßen mir ſo ſchwer?
Pavillens Schönheit iſt nicht meiner zu vergleichen,
Doch gleichwohl muß der Fürſt vor ihr die Segel ſtreichen.

Wie eifrig wird er doch an unſre Angel beißen,
Wenn Liebreitz und Geſtalt ihn einſt wird kirren an.
Wol! ſo laß heut' uns noch der Zauberey befleißen,
Die ein gefrornes Hertz auch brennend machen kann!
Laß uns das Himmelbrod von's Königs Tiſche ſchmecken;
Macht doch des Fürſten Blutt den Weibern keine Flecken.

Auf! Coronelia! raff allen Witz zuſammen;
Spann' alle Seiten auf, worauf die Liebe ſpielt.
Mein Hertze lodert ſchon von tauſend ſüßen Flammen;
Das in Gedanken ſich mit Balſame ſchon kühlt,
Mit Balſame geküſt- und küſſender Rubinen.
Auf, Coronelia! das Lieben heiſcht Erkühnen.

Es iſt kein Aederlein in meinem gantzen Leibe,
Das nicht die Hoffnung reg', Einbildung feurig macht.
Es wallt ein Männerhertz nunmehr in einem Weibe;
Die alles Weibiſche mit Angſt und Furcht verlacht.
Vernunft, laß' itzt den Zaum nur meinem Fleiſche ſchießen;
Das ſelbſt den Schlüſſel reicht ſein Zuchthauß aufzuſchließen.

Ihr Augen, rüſtet euch verliebten Blitz zu werffen!
Ihr Lippen, röthet euch mit Roſ' und Purpur an!
Ihr Brüſte, ſchwellet euch! umb das Geſchoß zu ſchärffen
Der Liebe, welche ſonſt nicht recht verwunden kann.
Vergeiſtere dich Leib; werd' eine Liebeskertze!
Zerfleuß, o Seel', in Luſt, und äſcher' ein mein Hertze.

Wie wird mir? ich vergeh! ich loder', ich verbrenne!
Es überſchwemmet mich ein gantzes Wolluſtmeer.
Ich werde durch die Lieb' ein Kind der weißen Hennen;
Das Wohlthun ſtrömt auf mich von allen Seiten her.
Ich fühle mich für Brunſt verſchmeltzen und zerrinnen,
Ich ſterbe von viel Luſt, und fühle ſonder Sinnen!

Jedoch, wo rennſtu hin? du raſend-tolle Hure!
Sprengſtu dich wüttende mit Fleiß in Abgrund ab?
Iſt dieſes der Vernunfft ihr Weg; der Tugend Schure;
Die einen Leitſtern dir bis auf den Tag abgab?
Schwärtzt ſo kohlſchwartzes Gift der Keuſchheit reine Lilgen?
Sol deines Lebens Ruhm ein Augenblick vertilgen?

Hat es dein Coronel, daß du ihn ſo vergälleſt,
Durch ſeine Lieb' und Treu' iemals umb dich verkerbt?
Dein Mann und Schatz, den du verläumbderiſch verſtelleſt,
Hat für dein Heil das Feld oft durch ſein Blut gefärbt;
Sein guter Nahme wird mit Laſtern itzt beleget,
Der durch ſein Beyſpiel dir die Tugend eingepräget.

Mit was für Freveltbat befleck ich mein Geſchlechte,
Wenn ich den Perlenſchmuck der Keuſchheit ihm entzieh?
Wenn ich die Hurerey mich durch den Schein der Rechte,
Durch Reitzung der Natur zu überfirnſen müh?
Mit was für Heßlichkeit beſudel und verſehre
Mein Schatz ich, ſeinen Ruhm, das Kleinod meiner Ehre?

Ich tilge ſelbſt in mir durch lüſterne Gedancken,
Durch ſchnöde Kützelung die Blumen reiner Zucht.
Ich finck' in Laſter Pful aus erſten Tugendsſchranken,
Mein Adel iſt beſchimpft, mein böſer Schein verflucht;
Mein Hertz iſt ein Altar, mein Zunder böllſch Feuer,
Ja tolle Brunſt verkehrt mich in ein Ungeheuer.

Ach! ich bin viehiſcher als Vieh, ſind Cirzens Schweine,
Und mich beſchämet noch Paſiphaens Geſtalt.
Ich breche mit mir ſelbſt die beil'ge Eh alleine;
Und thue der Natur, wie der Vernunft Gewalt.
Ich ſtincke ſelbſt mich an. Denn ſolche geile Weiber
Sind Aeſſer; Fäul' und Wurm bewohnen ihre Leiber.

Ich ſchäme mich für mir, wenn ich, wer ich geweſen,
Und was ich worden ſey, nun leider! nehm in Acht.
Der Himmel hatte mich zum Beyſpiel auserleſen
Den Frauen; Keuſchheit mich beliebt und groß gemacht.
Jetzt wird gantz Spanien verdammen meine Thaten,
Mein Hertz mich klagen an, mein Antlitz mich verrathen.

Nun wird iedwedes Kind mit Fingern auf mich weiſen,
Und meine Tugenden als Heucheley ſpeyn an.
Mein eigen Bruder wird bereiten Gift und Eiſen,
Weil meinen Ehbruch nicht mein Ehmann rächen kan.

Ach! so laß lieber uns vorkommen frembder Rache,
Wer eigne Schuld selbst strafft, verbessert seine Sache.

Laß uns den schärffsten Stahl durch unsre Brüste treiben,
Laß uns Lucretiens berühmte That thun nach!
Jedoch, was hab ich für? wil ich mich selbst entleiben?
Welch Richter ist, der ie so strenges Urtheil sprach?
Lucretia ließ sich für ihrem Mord entweihen.
Ich bin frey ihrer Schuld; wer wil mir nicht verzeihen?

Sind den Gedancken auch Gesätze fürgeschrieben?
Welch Weib ist in der Welt von aller Regung frey?
Ist etwas menschlicher, als lüstern seyn und lieben?
Wie komm ich selber denn auf solche Raserey?
Begierd' ist an sich selbst mehr als genung gebüsset;
Wenn sie nur Wolck' und Lufft wie ein Ixion küsset.

Gedancken sind von Zoll und Straffen zu entbinden,
Mein guter Vorsatz soll ihr Richt- und Hencker seyn.
Ich wil mir Zwang anthun, mich selber überwinden,
Ja auch die Phantasie in Schrancken schlüssen ein.
Ich will nichts schnödes thun, nichts fleischliches gedencken.
Ich will durch Schuld nicht mich, durch Beyspiel andre kräncken.

Ach! aber, Aberwitz! was meinstu zu vollziehen?
Solln die Gedancken dir auch zu Gebothe stehn?
Traustu den Reitzungen des Fleisches zu entfliehen;
Die, weil du dieses denckst, sich über dich erhöhn?
Entmensche dich vorher, vergeistere die Glieder,
So denn schlag allererst Begierd' und Reitzung nieder.

Entädere den Leib, zeuch's Mark aus dem Gebein:
Entmanne, wo du kannst, durch Stahl und Kräuter dich;
Schäum' alles Saltz von dir, und mache dich zum Stein,
So wird dein Fleisch die Brunst behalten doch in sich;
Sein Kitzel ohne Ruh dich ängstigen und plagen;
Und dieser faule Wurm dir stets am Hertzen nagen.

Wie? so sol ich hinfort zu Werckstadt toller Brünste,
Zur Sündenherberge stets meine Seel entweihn?
Solln meinen Kopf allzeit umbnebeln schnöde Dünste,
Die rechte Blasebälg' in's Teufels Esse seyn?
Sol der mißbrauchte Schaum des gährenden Geblüttes
Stets störn der Seele Ruh, den Wolstand des Gemüttes?

Ich möchte künfftig mich noch schändlicher vergehen,
Was itzt Gedancken sind, vollbringen in der That,

Weil fleischlicher Begierd' und Brunst zu widerstehen,
Ein Weib zu wenig Witz, zu viel Versuchung hat.
Wie glatt und schlipfrig ist das Eiß der Ueppigkeiten,
Auf welchem Heilige so wol als Helden gleiten!

Nein! nein! ich wil den Pfal mir aus dem Fleische reißen,
Die Seele sol nicht mehr sein's Wohnhaus schnöder Lust,
Nicht mehr des Leibes Magd, der Unzucht Sklavin heißen,
Kein Brand den Nabel rühren, kein Zunder meine Brust.
Ich wil nun über mich und meine Lust gebitten;
Hat mancher sich doch selbst aus Ehrgeiz nur verschnitten.

Ich wil durch meinen Tod die Unschuld rein behalten;
Ach! schicke Coronel, doch deinen Geist zu mir!
Daß er dein keusches Weib seh' unbefleckt erkalten;
Und eine Hand voll Blutt zum Opfer bringe dir.
Ich schlachte dir den Leib, der Liebe zum Verbrennen,
Doch sol mein dienstbar Geist sich niemals von dir trennen.

Die Seele sol umb dich wie ein Gespenste schwermen;
Die Leiche meiner Zucht und Keuschheit Zeuge seyn.
Wird meiner Adern Kwell gleich mehr kein Blut erwärmen,
Wird reine Liebe doch die Asche salben ein;
Die Asch', in welche wird der Himmel Balsam güßen;
Daß Lilgen mir zu Ruhm aus ihnen wachsen müssen.

So komm, o edler Dolch! durchbohre meine Brüste,
Worauf der Keuschheitsschnee mit Perlen sich vermählt;
Zäpff' ab das warme Blutt, den Zunder geiler Lüste;
Wormit die Seele sich hat viel genug gekwält.
Doch nein! das Eisen ist zu kalt, mir zu geringe;
Daß durch gemeinen Tod es mich zu Grabe bringe.

Komm Giftkelch, tödt' in mir das Gift der Wollustschlangen,
Komm, diene zur Artzney unreiner Ueppigkeit!
Doch nein! Cleopatra mag Schlaug' und Gift empfangen,
Die durch der Geilheit Gift sich oftmals hat entweiht.
Ich muß als Coronels sein Ehweib zwar erbleichen,
Doch wird die Jungfrauschaft mir ihren Siegskrantz reichen.

So kommt, entseelt mich denn, ihr glühend-heißen Kohlen;
Mir weiset Portia die rechte Sterbensarth.
Laß uns für geile Brunst auch Brand zu Hülffe holen;
Glutt leschet, was aus Glutt vorher gezeuget ward.
Die Liebe selber wird in meine Kohlen schreiben:
Das Weib zwang Flamm und Eiß sich selber zu entleiben.

Doch nein! was sol mein Mund die glimmen Kohlen schlingen,
Der zwar ein Köcher ist der Liebe, nicht ihr Kwell?
Es muß ein glüend Brand der Geilheit Brunn durchdringen.
Wirf einen Blick auf mich, und schaue, Coronel,
Wie ich durch Brand und Blutt der Wolluſt Siegel färbe,
Mit Glutt die Flamm' ausleſch', und durchs Geburths-Glied ſterbe!"

Lohenſtein ſucht in einem anderen Gedichte[1]) eine Löſung des Liebesconflictes zu finden. Aber ſie iſt ein trauriger Nothbehelf; er will die „Zeitigkeit" der Ehen, als ob durch dieſe der Geſchlechtsliebe ein ſittlicher Inhalt verliehen würde. Da treten wir doch lieber dem Tacitus bei, der an unſerem jungen Deutſchland den Eheſchluß im reiferen Lebensalter rühmte, gerade darauf die Körperſtärke unſerer Voreltern zurückführend[2]).

Immerhin begegnet man bei dem deutſchen Dichter doch wenigſtens dem Beſtreben, ſeine erotiſche Poeſie mit einem ethiſchen Principe zu erfüllen. Dergleichen hat bei den Franzoſen nicht ſtatt. Bei dieſen verfallen die ihr Talent zur Verherrlichung der Geſchlechtsliebe in Contribution ſetzenden Dichter ſofort in den Kupplerton des unſerer „gebildeten Welt" in den Gymnaſien als Vorbild entgegengehaltenen Ovid; die „Liebesgrundſätze", die ſie bringen, ſind nicht Lebensregeln, die ſich mit einer auf ſittlicher Baſis beruhenden Geſellſchaft vertragen, ſondern einſeitige Maximen der Befriedigung des Geſchlechtstriebes, daher die Maximen auch verſchieden ausfallen, je nachdem nämlich der Verfaſſer gerade den männlichen oder den weiblichen Standpunkt einnimmt. So heißt es z. B. in einem „Recueil de pièces galantes[3])":

Liebt, aber verſtohlen!
Und fühlt ihr euch veilig,
Thut's unverholen .....
Doch ſüßer iſt's heimlich[4])!

Eine Seite weiter nimmt der Dichter in mehreren Strophen ſpeciell für die Geſchlechtsliebe die Maßloſigkeit in Schutz; es wird von ihm alſo nicht nur die Ethik vollſtändig außer Acht gelaſſen, ſondern es werden die unbedingteſten Anforderungen der Aeſthetik verletzt, und das iſt ein Verfahren, welches man geradezu ekelhaft nennen muß. Der Dichter ſpricht ſich freilich nur für ein Uebermaß der Liebe als ſolcher aus, aber da er die Liebe ſehr weſentlich in der Geſchlechts-

1) a. a. O. Blumen S. 116 ff.
2) Germania 20.
3) Recueil de Pièces galantes, en prose et en vers, de Mad. la Comtesse de la Suze et de Me. Pelisson, T. 1, p. 75 (Trevoux 1725).
4) a. a. O. p. 75.

liebe erblickt, ſo tritt er durch die Anpreiſung des Uebermaßes an Liebe auch für ein Uebermaß des Geſchlechtsgenuſſes ein, und dieſe logiſch unabwendbare Conſequenz giebt den Gedichten eine Färbung, die ſchon auf jedes kritiſche, überhaupt logiſch empfindliche Gemüth im höchſten Grade widerwärtig wirken muß, und die jedenfalls nicht geeignet iſt, in ſocial-ſittlicher Hinſicht einen günſtigen Einfluß auszuüben; ſolche Gedichte haben im mindeſt nachtheiligen Falle wenigſtens die Folge, daß ſie verflachen; häufiger wird ihre Wirkung eine direct entſittlichende ſein.

Noch deutlicher ſind die Liebesregeln, welche mit großer Sachkenntniß weiter unten im nämlichen Bande des gedachten Werkes gegeben werden. Es heißt da[1]), daß die Liebe und die Scham keine Zeugen lieben. Die kleinen Cabinette, die Hölzchen und die Alkoven ſind den Anſchlägen auf ſchöne Mädchen günſtig, und die, welche bei Tage uns widerſtehen, laſſen oft Nachts ſich beſiegen von der Gewalt der Liebe. Auch das Erwachen, aus angenehmem Traume vielleicht, hält der Verfaſſer, reſp. die Verfaſſerin, denn eine Dame iſt ja mit genannt, ebenfalls für günſtig, nicht minder den beigelegten Streit, weil die, welche einem Geliebten verziehen hat, dem Reuigen zu der einen Gnade gern noch eine zweite gewährt. Von guter Vorbedeutung auch ſei es, lehrt das Verfaſſerpaar, wenn die Hochmüthige durch die Liebeserklärung nachdenklich werde, die Augen niederſchlage und nichts ſpreche; ihre ſchüchternen Blicke und ihr tiefes Schweigen zeigen die große Heftigkeit ihrer Liebe, ſo daß ſie nicht in der Laune iſt, ihm etwas zu verwehren: Wer Alles geſagt hat, kann dann Alles wagen. Ferner wird noch ausgeführt, wie die Sentimentalen zu nehmen ſeien; bei ihnen wird der Grundſatz angeprieſen, nicht allzubehutſam zu Werke zu gehen: vor den Leuten fordere das zwar die Sitte, aber unter vier Augen ſei das Beſte ein wenig Gewalt. Ganz beſonders günſtig aber ſei der Vorwurf mangelnder Liebe da auszulegen, wo es keineswegs an dieſer gebreche, denn da ſei es klar, daß die Geliebte ſich nach einem kräftigeren Angriffe ſehne. Lebt eine Frau aber in erzwungener Einſamkeit, ſo kann jeder galante Beſucher, deſſen Unterhaltung ihr gefalle und deſſen Vorzüge keine gemeinen ſind, auf Bereitwilligkeit ihrer Gunſtbezeugungen rechnen; in ihrer abſcheulichen Einöde erſcheint er ihr ein Gott, und Alles iſt ihm günſtig, die Zeit wie der Ort. Nicht minder günſtig iſt's, wenn nach einem Turney in erhabener Geſellſchaft, wo die Geliebte mit Ruhm und Ehre überſchüttet wurde, indem ihr Geliebter ſich unter Tauſenden hervorthat, daheim inmitten der Freude der geſchmeichelte Hochmuth ſich dem Wohlthäter gegenüber findet: Leicht fällt er ihm da zum Raube,

1) A. a. O. p. 161 ff.

wofern der Geliebte, nach erzieltem öffentlichem Triumphe, kühn nach dem heimlichen greift.

So etwas wie „Achtung“ vor dem weiblichen Geſchlechte, ein Denken über den unmittelbaren Eindruck der Geſchlechtsliebe auf die Geſchlechtstheile hinaus kennt das höfiſche Dichterpaar nicht, von deſſen Poeſie wir dieſe Proben geben. Die Liebe wird, getreu dem in den Minnegerichten feſtgeſtellten Standpunkte gemäß, wie ein Pfänderſpiel betrachtet; möge ein Mann tauſend Liebſchaften nacheinander haben: irgend eine ſociale Verantwortlichkeit kennt er nicht; die ganze Idee der Vaterſchaft kommt ihm nicht einmal in den Sinn, und roh luſtig hinterläßt eine jede Generation der ſpäteren die Abrechnung über das ſociale Deficit, das ſie herbeigeführt oder wenigſtens lüderlich aus der überkommenen Herrſchaft nicht entfernt hat.

Praktiſch iſt ein ſolcher Standpunkt in den erotiſchen Beziehungen, obwohl vom ſocialen Standpunkte aus ſträflich, allenfalls zu verzeihen; das allgemeine ſociale Geſetz kann im concreten Falle bei dem einzelnen Manne ſehr glimpfliche Anwendung erleiden müſſen, weil mildernde Umſtände verſchiedenſter Art ſein Vergehen weniger ſtrafbar erſcheinen laſſen können. Aber wenn ein Dichter, der auf der Menſchheit Höhen wandeln ſoll, die Liebe im gewöhnlichſten Landsknechtsverſtande behandelt, dann iſt das ſchmutzig. Mag das Handeln der einzelnen Menſchen hinter demjenigen zurückbleiben, was die ſociale Sittlichkeit verlangt, ſo muß doch wenigſtens im Principe die letztere hochgehalten, nicht neben der ohnehin übermächtigen thatſächlichen individualiſtiſchen Neigung, das gemeine Weſen auszubeuten, die menſchliche Leichtfertigkeit theoretiſch geſtärkt und gerechtfertigt werden.

Die Liebesliteratur hat einen ungeheuren Antheil an dem Ueberwuchern des Egoismus, aus welchem die unſelige Zeit, in der wir ſtecken, herausgewachſen iſt. Nicht genug, daß die Wirthſchaftslehren, vulgo politiſche Oekonomie, principiell ſich im Geſchäftsverkehre auf den Standpunkt ungeſchminkteſter Spitzbubenmoral, d. h. der Moral jener gefährlichſten, der ſtrafrechtlichen Verfolgung keine Handhabe bietenden Spitzbuben geſtellt hat: auch in den innerſten Angelegenheiten des Herzens wurde der ſociale Standpunkt mißachtet, das Schlimmſte, was die Vergangenheit an Vorgängen in ſocial-ſittlicher Hinſicht darbot, in brutaler Unmündigkeit nachgeahmt. Deshalb trifft die Schuld an unſeren heutigen Zuſtänden auch die ſogenannte „gebildete Welt“, d. h. die Klaſſen, welche die Literatur und mit dieſer die ganze geiſtige Richtung unſerer Zeit beherrſchen.

Die Kokette, ſchreibt unſer Dichterpaar[1]), lügt man durch

1) A. a. O. Bd. 1, S. 165.

Schmeichelei an; ſelbſt ihre Fehler muß man preiſen, ſodann ihr ſich mit Pomp und Aufwand nahen, während man rivaliſirende Schönheiten verunglimpft; das gefällt der Gefallſüchtigen und gewinnt ſie dem Schmeichler.

Die Spröde gewinnt man dahingegen auf dem entgegengeſetzten Wege. Man muß lange zu dulden und zu ſchweigen verſtehen; Verdienſte haben, aber ſich ihrer nicht rühmen; öffentlich wie unter vier Augen ſie ſtets reſpectiren, ſie heimlich rühmen, doch ſo, daß ſie's erfahre. Der größte Dienſt indeß, den der Geliebte ihr leiſten kann, liegt im ſtreitbaren Eintreten für ihre Ehre, gegen alle Verkleinerung ihrer Schönheit und zumal ihrer Unſchuld; man muß ihre Ehre retten, um ſie ihr zu rauben[1]).

Wenn ein junges Mädchen empfänglicher Art eine Rivalin am Tage deren Hochzeit zufrieden ſieht, in Allem der Feier des Bündniſſes beiwohnt, nur nicht ſeinen Freuden, ſo wird dieſes Liebesbeiſpiel ihr Verlangen entzünden; und ein lebhaftes Bild vom Glücke der Andern macht ſie ſo neugierig auf das unbekannte Geheimniß[2]), daß wer in hübſcher Weiſe ihr den Hof zu machen verſteht, ſie leicht zu einer Lection von ihm ſelber beſtimmt.

Die Wittwe und die in der Ehe Erzürnte ſind für den Verführer die leichteſte Beute; hier braucht's für den Geſchickten kaum eines Receptes, nur will die Wittwe beklagt ſein, die erzürnte Gattin Zuſtimmung haben, daß der Gemahl gegen ſie im Unrechte iſt . . .

Das adlige Pärchen dichtet[3]):

Der gekrönte Ehemann
Trägt ſcheinbar nur Schmerz;
Wenn man es ſehen kann
Nur zerreißt's ihm das Herz.
Viel ſchlimmer daher, däucht mir, als das Loos des Hahnrei,
Iſt es, eiferſüchtig zu ſein.

Für den Einzelnen kann das ſchon ſtimmen, aber wie fährt die Geſellſchaft, wo ſolche Grundſätze Wurzel faſſen?

Das Zeitalter Ludwigs XV., das Schaffot Ludwigs XVI. geben Antwort auf dieſe Frage.

Ein leider heute nur zu ſehr noch herrſchender Hauptirrthum jener Zeit und Richtung ſpricht ſich in der Anſicht aus, welcher auch

1) „Contre la calomnie hautement la servir,
Et lui sauver l'honneur, afin de le ravir.“

2) Für die Tautologie iſt das Original verantwortlich, das „Mystère inconnu“ hat (S. 167).

3) Bd. 4, S. 152.

unſer Dichterpaar Ausdruck giebt [1]), daß nämlich die Liebe mit der Vernunft nicht vereinbar ſei. Weil man ſich nie die Mühe gab, den ſocial-ſittlich vernünftigen Inhalt der Geſchlechtsliebe zu ergründen, ſo ſchien es, daß ein unverſöhnlicher Gegenſatz zwiſchen den Geboten des Kopfes und denen des Herzens herrſche. Das Gedichtchen lautet in freier Uebertragung:

Die Geliebte muß man kennen,
Sagt ſelbſtgefällige Weisheit.
Soll ich dir das Rechte nennen,
Erfahrung und ſichre Wahrheit?
Die Freundſchaft kommt von Bekanntſchaft,
Die Liebe von Wahlverwandtſchaft.

Das iſt nun zwar buchſtäblich richtig. Aber kann nicht die wahlverwandte Liebe in der Vernunft ſich das zum Bewußtſein bringen, was die Bekanntſchaft zur Freundſchaft macht?

Gewiſſe Leute, namentlich proteſtantiſche Kirchenräthe und ähnliche Politiker weiteſten Geſichtskreiſes, bilden ſich nun zwar ein, durch drakoniſche Kirchengeſetze und dergleichen, der pfäffiſchen Eitelkeit und Bornirtheit ſchmeichelnden Firlefanz ſehr leicht dahin kommen zu können, die Geſchlechtsliebe zu ſublimiren, ſo daß dieſelbe von Jedermann nur mehr als ein irdiſches Uebel angeſehen werde, das vom tugendhaften Menſchen nur unter dem Zähneknirſchen des Bewußtſeins ſeiner Sündhaftigkeit geübt werden dürfe. Aber abgeſehen von der Frage, ob dieſes Ziel als die richtige Löſung des ganzen Sittenproblemes aufgefaßt werden darf, iſt dieſe Hoffnung ſo ſehr aus der theologiſchen Gemüthsdürftigkeit heraus geboren, daß ſie für energiſcher angelegte Naturen nicht maßgebend ſein kann. Die ſogenannte keuſche Liebe iſt keine Liebe mehr, ſondern Freundſchaft. Als ſolche mag ſie recht wohl im einzelnen Falle höher ſtehen. Aber man kann ein in ihr beruhendes Verhältniß zwiſchen Mann und Weib nicht als Norm für die Geſchlechtsliebe aufſtellen. Für dieſe iſt das, was von den Frommen Keuſchheit genannt wird, Schwäche:

. . . . . erblick' ich ihr Herz ſo keuſch und erhaben,
Vermag ich vor Liebe ſie nimmer zu lieben [2]).

Fünf Punkte ſind es, ſchreibt der eben citirte Dichter, welche die Liebe ausmachen: zuerſt iſt es der Blick, der zu ihr führt, ſodann die Abſicht, und darauf der Kuß. Auf dieſen folgt unmittelbar die

1) Bd. 4, S. 170.

2) . . . „quand je sens son coeur si chaste et haut,
Je l'ayme tant que je ne l'ose aymer."
(Clement Marot, Oeuvres I 2, p. 342, à la Haye. 1714.)

Betaſtung: Dieſes alle aber zielt ab auf den letzten, und der iſt? Ich werd' es nicht ſagen; aber kommſt du zu mir ins Kämmerlein, ſo werd' ich in trauter Umarmung dich's lehren [1]). Unſere Moraliſten vergeſſen eben, daß das zu löſende Problem den Menſchen ſich nicht im Zuſtande reſervirteſter Mäßigkeit, ſondern in demjenigen ſtürmiſcher Angriffsluſt vorzuſtellen hat. Die Löſung des Problemes muß daher auch auf dieſen Fall Anwendung erleiden können, ſonſt iſt ſie nichts werth. Für eine Venus aus Marmor brauchen wir keine Moral; die moraliſirt ſich ſelbſt. Aber für die Venus mit Fleiſch und Bein, in deren Dienſt ſich Ceres und Bacchus nur zu gerne begeben, haben wir ſie nöthig [2]).

Es könnte ſcheinen, weil wir hauptſächlich nur Dichterſtellen anführen, oder ſolche dichteriſcher Proſaiſten, daß es immer nur die Poeſie geweſen ſei, welche, jede in ihrer Art, die Sinnlichkeit gepflegt habe, und daß daher die dichteriſchen Zeugniſſe der Zeitcharaktere keine claſſiſchen ſeien. Aber dieſer Schein würde, wo immer er entſtünde, trügen. Zeugniſſe nüchternſter Geſchichtsſchreibung des von uns darzuthuenden Satzes, daß es die „Höhen der Menſchheit" ſind, von denen die Lüderlichkeit, die ſociale Verwilderung ausgeht, ſtehen ebenfalls zu Gebote, wenn ſchon ſie keineswegs zur Erbringung vollen Beweiſes erforderlich ſind, denn wenn die Dichter, dieſe Blüthen der Cultur der Menſchheit zoten: was bleibt dann wohl den Geiſtesarmen übrig, deren bettelhafte Gehirne nur aus fremden Gedanken Nahrung ſaugen?! . . . .

Schon oben haben wir die Mémoires de Messire Pierre de Bourdeille, Seigneur de Brantome [3]) erwähnt. Der Verfaſſer iſt ein

1) „Fleur de quinze ans, si Dieu vous sauve et gard,
J'ay en Amours trouvé cinq poincts expres.
Premierement il y ha le Regard,
Puis le Devis, et le Baiser apres:
L'attouchement le Baiser suit de pres:
Et tous ceux là tendent au dernier poinct,
Qui est, Et quoy? Je ne le diray point:
Mais s'il vous plaist en ma chambre vous rendre,
Je me mettray volontiers en pourpoint,
Voire tout nud, pour le vous faire apprendre."
(Clement a. a. O. p. 330.)

2) „Seigneur, je suis Venus: je vous dy celle mesme
Qui la Pomme emporta pour sa beauté supreme;
Mais tant ravie suis de si haute louange,
Que viande et liqueur je ne boy, et ne mange.
Donc ne vous estonnez, si morte semble et roide,
Sans Ceres et Bacchus tousjours Venus est froide."
(Clement a. a. O. p. 323.)

3) Amſterdam 1869.

sehr ernsthafter und zuverlässiger Chronist, der obenein als Adliger keineswegs ein Interesse hatte, die Sittenzustände seiner Zeit in einem minderglimpflichen Lichte erscheinen zu lassen, als sie selber ihrer Zeit eines aufsteckten. In den übrigen Theilen seiner Memoiren, den Hommes illustres und den Femmes illustres, befaßt er sich auch nur mit Staatsaffairen. Aber in seinen beiden Bändchen „Les Vies de Dames Galantes de son temps“ jagt eine „muntere“ Anekdote die andere, und es entpuppt sich die ganze Lüderlichkeit der oberen Stände, welche sich später in der Revolution des dritten Standes so bitter und blutig rächte. Eine Dame von Welt, erzählt Brantome, machte mit ihrem Gatten beim Eheschlusse aus, daß er sie bei Hofe lassen müßte, um ihren Liebeshändeln zu leben; er bekam von ihr dafür monatlich tausend Francs, mit denen er sich amüsiren durfte, und sie sorgte ihrerseits um nichts als um ihre Zerstreuung [1]). Eine Dame in Rom, welche sich für Geld hingab, kaufte sich mit einer erklecklichen Summe einen Ehemann, der es ihr ermöglichte, in der Gesellschaft einen Rang einzunehmen, unter der Bedingung, daß sie ihr einträgliches Geschäft fortsetzen dürfte [2]). Der König Franz I. begegnete einstmals, als er zu einer hochstehenden Dame seines Hofes, die er liebte, ging, um bei ihr zu schlafen, deren Ehemann mit gezücktem Degen. Franz zog rasch den seinigen und setzte denselben dem Ehemanne an die Kehle, ihn mit dem Tode bedrohend, wenn er Miene machen würde, sich an ihm zu vergehen, worauf der Ehemann das Feld räumte und den König mit seinem Weibe allein ließ [3]). Von einem andern Ehemanne erzählt der Seigneur de Brantome, der längere Zeit abwesend gewesen war und bei seiner Rückkunft einen von ihm nicht bestellten Stellvertreter vorfand. Dieser, gegen welchen der Zorn des gekränkten Gatten sich zunächst wandte, machte sich durchs Fenster geschwind auf die Flucht, und die Frau fand Gnade vor seinen Augen, weil sie, vor ihm auf den Knieen liegend, dem nach Liebe sich sehnenden Gatten so begehrlich erschien, daß dieser, des unliebsamen Stellvertreters vergessend, seinen Rang als Principal wieder einnahm, die Frau auch im Verlaufe der Nacht sich so sehr wieder in seine Gunst einzuschmeicheln wußte, daß er Tags darauf in sie verliebter war als zuvor [4]). Ist bei solcher Charakterschwäche, resp. Gemeinheit des „hohen Adels“ so etwas wie sociale Sittlichkeit in der Geschlechtsliebe möglich? Oder muß nicht vielmehr alle und jede Spur einer vom Gesammtinteresse geforderten ernsteren Lebensführung verschwinden? Wo nichts herrscht

1) A. a. O. Bd. 1, S. 157.
2) Ebendas. S. 156.
3) Ebendas. Bd. 1, S. 17.
4) Ebendas. S. 15.

als die rohe thierische Anwandlung, diese aber, weil sie in den mit Vernunft begabten Menschen waltet, mit dem ganzen Raffinement der Systematisirung verknüpft wird, da muß ein Gemüthszustand in den Menschen eintreten, welcher diese in Bezug auf die Liebesverhältnisse unter die Thiere erniedrigt. Es ist deshalb auch nicht überraschend und keineswegs psychologisch seltsam, daß die Brantome'schen Memoiren, neben der oben erwähnten Gefügigkeit und geschlechtlichen Nachsicht der Ehemänner, deren rachgierigster Eifersucht als einer ganz alltäglichen Erscheinung Erwähnung thun und für sie in einer Unzahl Geschichten die Bestätigung beibringen. Eine Dame trat mit ihrem Gemahle, um spazieren zu gehen, aus dem Hause, als ein Reiter, der vorzüglich zu Pferde saß, sie passirte. Die Frau, getroffen von der Sicherheit, mit welcher der ihr übrigens ganz unbekannte Reiter das wilde Roß zu bändigen verstand, machte nur, gegen ihren Mann gewandt, die Bemerkung: das ist mal ein ausgezeichneter „Piqueur“ [1]). Der Mann aber fing Feuer; er antwortete ergrimmt: ja, aber er pikt zu hoch, und bald darauf starb seine Frau an Gift von seiner Hand. Aus dieser Zeit der Principlosigkeit in den Sitten, resp. der principiellen Unsittlichkeit, da ja diese, der Nothwendigkeit sozialer Principien halber, nur zu leicht folgt, wo jene eingetreten ist, stammt auch die grauenhafte Einrichtung der Schamgürtel, eines Mechanismus, durch welchen die Schamtheile der Frau unter Verschluß gelegt wurden, indem ihnen nur für die untergeordneten Körperfunctionen Raum gewährt wurde [2]). Der Erfinder war ein Schlaukopf, der nicht nur ein geschickter, erfinderischer Schmied war, sondern auch seine Zeit zu beurtheilen und zu nehmen verstand; er wußte recht gut, daß er an die Männer die Schlösser, an die Ehefrauen aber die Nachschlüssel absetzen würde. In den meisten Fällen war es übrigens nur beleidigte Eitelkeit, was die Eifersucht hervorrief; der Schmerz über die verletzte Treue war nicht allzugroß; höchstens daß noch das Bedenken mit hineinspielte, Kinder großziehen zu müssen, deren Urheberschaft Dritte sich zuschreiben konnten; man sah ja das Auferziehen von Kindern überhaupt als eine Last an, die man am besten von sich abschüttelte, und nun sollte man gar im Geruche stehen, anderen Leuten den Erziehungs-Packesel abzugeben?! Denn so etwas wie Enthaltsamkeit stand im Sittencodex der Männer so wenig, daß diese füglich etwas Derartiges auch von ihren Weibern nicht wohl verlangen konnten. Trugen doch die Männer selber geflissentlich dazu bei, in den Frauen die Begehrlichkeit zu steigern. Ein Cavalier, der Wand an Wand mit einem Ehepaare wohnte, auf

1) Bereiter.
2) A. a. O. S. 142.

dessen schönere Hälfte er sträfliche Absichten hatte, bohrte durch die Wand ein Loch und beobachtete dann, wie der Ehemann seine Gattin über alle die unzüchtigen Formen des geschlechtlichen Verkehres belehrte, welche je das Raffinement meretricischer Buhldirnen erdacht hat, und nach dieser Beobachtung war er seiner Sache gewiß: der Ehemann brauchte nur einmal kurze Zeit von Hause abwesend zu sein, so würde die Frau der Verführung durch den Liebhaber nicht widerstehen; denn einer Frau, in welcher durch derartigen Verkehr der natürliche Anstand gemindert und das Wollustverlangen erhöht worden, wäre die sinnliche Befriedigung zu sehr Bedürfniß, die eheliche Treue zu sehr Ideal, um nicht, in Abwesenheit des Mannes, dem ersten besten sich hinzugeben [1]). Hörte doch der Seigneur de Brantome von einer Frau, welche sich durch obscöne Bilder auf einer Ausstellung derartig geschlechtlich erregt hatte, daß sie schleunigst zu Hause fuhr, um sich von ihrem Bedienten durch geschlechtliche Beiwohnung die quälenden Gedanken vertreiben zu lassen [2])! Und ist etwa eine derartige Widerstandslosigkeit, der geschlechtlichen Leidenschaft gegenüber, zu verwundern, wenn ein Prinz von vornehmster Stellung im Staate und in der Gesellschaft sich für seine Banketts einen Becher aus vergoldetem Silber mit einer Anzahl obscöner Figuren in allen möglichen Stellungen sich begattender Menschen und Thiere anfertigen und diesen Becher gerade den Damen, Frauen und Jungfrauen kredenzen ließ [3])? Beim Kredenzen und dem, was der Zufall offenbarte, blieb es obenein nicht; der „Prinz" und die übrigen „Cavaliere" machten die Damen auf die „Bilderchen" aufmerksam, sie befragend, ob sie ihnen gefallen und welche Wirkung dieselben auf sie gemacht hätten. Der Seigneur de Brantome führt auch die verschiedenen Antworten auf, welche die Damen ertheilten. Einige derselben waren allerdings abwehrend, aber die meisten zeigten nur jenen passiven Widerstand, welcher das glühende Verlangen verräth, überwunden zu werden. Charakteristisch in dieser Hinsicht ist der Bericht unseres Gewährsmannes von einer Dame, welche von Räubern überfallen worden war, und sich diesen sämmtlich auch geschlechtlich willfährig hatte erweisen müssen, aber, weil ihr Beichtiger ihr das Erlittene, als unabwendbaren Nothstand, nicht als Sünde anrechnete, unverhohlen ihre Freude darüber kund that, endlich einmal ihr Genüge gehabt zu haben . . . .

Das natürliche Gefühl geschlechtlichen Verlangens kann in einem kräftigen, ausgewachsenen Manne durch längere Zurückhaltung sich, einer

1) A. a. O. S. 43.
2) A. a. O. S. 50.
3) Ebendas. S. 45 ff.

eintretenden Versuchung gegenüber, zur Höhe unbezähmbarer Wildheit steigern. Aber nichtsdestominder hängt das Maß dieser Wildheit insofern von der Gedankenrichtung ab, in welche die sinnliche Erwägung gebracht worden ist, als nicht nur die Art der Bethätigung dadurch bestimmt wird, sondern auch die Art der Versuchung. Ohne entsprechenden äußeren Reiz macht sich das Gefühl nie in der ganzen Heftigkeit, deren es fähig ist, geltend. Wofern also die Erkenntniß in Bezug auf die Reize, welche dem Manne entgegentreten, durch die Erziehung unter die Herrschaft socialer Sittlichkeit gebracht worden ist, so wird ihre Macht geregelt und durch die Regelung auf das Maß zurückgeführt, welches die Anforderungen socialer Sittlichkeit verlangen. Dies bestätigt eine andere Anekdote de Brantome's. Ein französischer Hofmann führte einst eine Spanierin, der er gern eine Aufmerksamkeit erweisen wollte, im Palaste des Königs herum. Sie kamen an einem schummrigen Winkel vorbei, der wie geschaffen zu einem Schäferstündchen war. Der Franzose sagte zu seiner Dame: „Señora, buen luguar, si no fuera vuessa merced [1])." Und was antwortete die Spanierin? „si Señor, buen luguar, si no fuera vuessa merced", mit anderen Worten: ein Anderer als du würde nicht lange Reflexionen anstellen, sondern die Gelegenheit beim Schopfe ergreifen. Hieraus geht nun keineswegs hervor, daß die Spanierin sinnlicher angelegt war als der französische Herr, sondern nur, daß sie weniger als dieser gelehrt worden war, in Männerbegleitung dem Reize eines schummrigen Winkels zu widerstehen.

In der Zeit, von der wir hier handeln, ging man in der Erziehung von vornherein davon aus, daß es unmöglich sei, der Liebe Schranken zu setzen, resp. daß der Natur in dieser Hinsicht freier Lauf gewährt werden müsse. De Brantome berichtet den Ausspruch einer hohen Dame, daß kein Samstag ohne Sonnenschein, keine schöne Frau ohne Liebe und kein Greis ohne Eifersucht sei; jede Potenz bedinge so zu sagen deren Schwäche [2]).

Uebrigens würde es verkehrt sein, zu glauben, daß die geschlechtlichen Verirrungen in den Jahrhunderten des europäischen Despotismus nur in der Geschlechtsliebe ihre Wurzel haben. Dank der Macht, welche der natürlichen Zuneigung zwischen den Geschlechtern innewohnt, lenkt die Geschlechtsliebe dieselben immer wieder in das rechte sociale Geleise ein, denn das richtige Verhältniß der Geschlechter zu einander beruht doch auf der richtig verstandenen und ungetrübt herrschenden

1) A. a. O. Bd. 1, S. 4, Orthographie des Originals: Ein schönes Plätzchen, wenn Sie es nicht wären.
2) A. a. O. Bd. 1, S. 20.

Geschlechtsliebe. Die Wurzeln jener Verirrungen liegen vielmehr in den Standesabsonderungen und Standesvorurtheilen, welche höher gestellt wurden, als die Liebesverhältnisse, mit diesen daher fortwährend collidirten. Wie viele Damen habe ich gekannt, schreibt der Seigneur de Brantome, welche hübsche und brave Kinder auf die Welt brachten, während, wenn deren vermeinte Väter sie erzeugt hätten, wahres Rindvieh aus ihnen hätte werden müssen[1]). Der Genannte giebt solchen Frauen geradezu den Rath, sich schöne und tüchtige Beischläfer zu verschaffen, damit die Verheirathung an wüste Ehemänner sich nicht an den Kindern räche. Ja es verführt der Umstand, daß dazumal für die Eheschlüsse alles Andere eher als die eheliche Qualification ausschlaggebend war, auch unseren sonst so klar blickenden Chronisten dazu, das Ehebett für unpassend zur Kindererzeugung zu halten, und zu glauben, daß die verstohlene Begattung aus dem Stegreife tüchtigere Kinder in die Welt setze[2]), für welche Annahme weder theoretische, noch empirische Gründe anzuführen sind, vielmehr das ganze Gerede nur dadurch entstanden ist, daß so viele Ehen nicht auf demjenigen beruhen, was die Procreatio freilich begünstigt: der gegenseitigen geschlechtlichen, instinctiv die Kindererzeugung zur Absicht habenden Zuneigung.

Eine höchst schnurrig mit den confessionellen Annahmen verwobene Anschauung berichtet de Brantome von einer „sehr schönen Hofdame" seiner Bekanntschaft[3]). Dieselbe ging mit einer Freundin, einer gleichfalls schönen Frau, und einem Anbeter, der die letztere als Fürsprecherin gewonnen hatte, zu einem katholischen Feste. Sie selber war ganz weiß gekleidet, und die redegewandte Freundin, hieran anknüpfend, als alle drei vor dem Bilde einer die Mildthätigkeit darstellenden Allegorie standen, sagte ihr, sie müsse, wie im Kleide, so auch mit Rücksicht auf ihren Anbeter der „Charité" gleichen: Erbarmen und Mildthätigkeit seien lobenswerth, in welcher Weise man auch immer sie übe, vorausgesetzt, daß es in guter Absicht, um dem Nächsten zu Hülfe zu kommen, geschehe. Handle also danach, denn die Furcht vor deinem Gatten und dem vor den Augen der Welt abgeschlossenen Bündnisse darf dich nicht zurückhalten; die Natur hat uns nicht mit Gütern verschiedenster Art gesegnet, um dieselben aufzusparen, wie ein schmutziger Geizhals seine Schätze; das muß man mit Dingen niedriger Art wohl thun, aber Schätze großer und erhabener Art muß man ohne Rückhalt und Ersparung ausgeben, und das gilt auch in Bezug auf unsere Keuschheit, die wir an Männer von Verdienst,

1) A. a. O. Bd. 1, S. 165.
2) Ebendaselbst.
3) Dames galantes, Bd. 1, p. 172—173.

Tugend und Liebesqual verschwenden, und denjenigen, die gemein, von wenig Werth und kleinem Bedürfnisse sind, verweigern sollen. Was unsere Ehemänner anbetrifft, so sind das wirklich schöne Götzen, um nur ihnen unsere Gelübde und unsere Kerzen zu weihen, und ihretwegen sich an keine anderen Bilder zu wenden; denn nur Gott allein schuldet man ein Gelübde einzig, Niemand sonst.

In sehr komischer Weise mischt sich auch in anderen Anekdoten de Brantome's das religiöse Moment mit dem sinnlichen. So erzählt er von der Frau eines Advokaten in Poitiers, die man die schöne Goterelle nannte, daß sie, die Hugenottin war, aus religiöser Zuneigung dutzendweise die Anhänger der neuen Lehre empfing, und in der That viele sich so stellten, als ob sie reformirt wären, nur um das schöne Weib zu genießen, und Brantome nennt das eine vergnügliche Mildthätigkeit, und das eine gewissenhafte Frau, welche so die Nächstenpflicht in der Religion übte[1]). Auch von Kastellaninnen und Gefängnißwärtertöchtern, welche, aus Mitleid mit den Drangsalen der Gefangenen, diese ihre Liebe genießen ließen, gilt dieses sein Urtheil. So will er von einem in kaiserlich deutscher Kriegsgefangenschaft in Palermo schmachtenden französischen Hauptmann wissen, der achtzehn Monate lang der Zuneigung der beiden Töchter des spanischen Kastellans sich erfreute, auf ihren Betrieb ein gutes Zimmer bekam und durch sie sich einer Behandlung erfreute, daß es ihm leid that, nach dem Friedensschlusse zwischen Frankreich und dem Kaiser fort gemußt zu haben; das eine der Mädchen stand Wache, während das andere bei ihm war.

Von verheiratheten Frauen erzählt der Seigneur de Brantome, welche mittels der Religion sich vor dem Drucke eines schuldbeladenen Bewußtseins zu bewahren suchten. So gestattete eine Frau ihrem Liebhaber alle Freiheiten, nur keinen Kuß auf den Mund, denn dieser wäre der gewesen, der Treue geschworen hätte, nicht der Muttermund, daher auch hier kein Treubruch begangen werden könnte. Andere gaben sich nur schwanger Anderen hin, da ja in diesem Falle der Ehemann nicht mit Kindern fremder Autorschaft betrogen werden könnte.

Nirgendwo rächt sich jede Extravaganz so sehr wie auf dem geschlechtlichen Gebiete; auch gilt da nicht minder als anderswo unseres Schiller Satz: Das eben ist der Fluch der bösen That, daß fortzeugend sie nur Böses kann gebären. Denn sobald der erste sündige Schritt gethan ist, die Geschlechtsliebe als individualistischen Genußact, außerhalb aller innigeren Beziehung nicht nur zum socialen Kreise

1) „Voilà une plaisante charité, et une conscientieuse femme, faire ainsi son choix en la Religion." a. a. O. Bd. 1, p. 175.

seiner eigenen Lebensbethätigung, sondern auch außerhalb solcher zu dem weiblichen Wesen, mit dem man sich der Geschlechtsliebe erfreut, aufzufassen, dann wird der Genuß des Göttlichen beraubt, das der Mensch ihm zu geben vermag, und dieser sinkt in der Befriedigungsart seines sinnlichen Verlangens immer tiefer, bis endlich Formen zum Vorscheine kommen, welche die Bestialität noch hinter sich lassen. So erzählt de Brantome von einem Ehemanne, der selber seine Frau überredete, einem bildschönen jungen Manne, der ihr den Hof machte, zu Willen zu sein, weil bei ihm ein widernatürlicher päderastischer Trieb es über die Wollust bei seinem Weibe gewonnen hatte, und in eklem Knäul umschlangen sich alle drei [1]).

Wie weit es unter solchen Auswüchsen mit der socialen Sittlichkeit gelangt war; wie weit es mit Treue und Glauben unter dem Einflusse rein individualistischen Hanges bergab gegangen war, das zeigt der Bericht de Brantome's von der Heirath des Großherzogs von Toscana, dessen Braut eine lothringische Prinzessin war, und der es als ein Wunder ausgab, daß seine Frau aus Frankreich zu ihm noch als Jungfrau gekommen war [2]). Also selbst bei Prinzessinnen wäre man nicht sicher davor, schon vor der Hochzeit Hörner aufgesetzt zu bekommen! Seltsamer Ausruf! Als ob nicht da das Laster immer am größten gewesen wäre! Der Stand eines Hahnrei wurde dazumal mehr und mehr mit dem ehelichen identisch. Den Ehemännern selber war er bequem; sie sagten: lieber etwas Hahnrei, als gar zu viel Widerwärtigkeiten, um einen Andern dazu zu machen. Und wo der Seigneur de Brantome sich selber zu Worte kommen läßt, da bekennt er sich auch zu der Ansicht: Niemals, sagt er, um es frei heraus zu sagen, muß man in ein und dem nämlichen Loche alt werden, und ein Mann von Herz that's auch nie; in der Liebe so gut wie im Kriege muß man Abenteurer sein, denn wenn man sich nur mit einem einzigen Anker versichert, so verliert man ihn leicht, weil er sich loshakt, und selbst auf hohem Meere und im Sturme ist man sicherer als in der Ruhe des Hafens [3]).

Mehr oder weniger muß Jeder, der in geschlechtlichen Dingen bei dem Individualistischen stehen bleibt, im Handeln wie im Denken und Sprechen darüber dazu kommen, sich lockere Grundsätze zu bilden, resp. Ansichten zu huldigen, welche denen ähnlich sind, welche der Seigneur de Brantome mit der ganzen Seigneurie seiner Zeit für die allein richtigen hielt. Denn es ist dann in der That nicht einzusehen, welchen Grund ein Ehemann haben soll, um nicht nach seiner Ver-

1) A. a. O. Bd. 1, p. 191.
2) A. a. O. Bd. 1, S. 197.
3) Ebendaselbst S. 205.

heirathung und eben so vorher jedes hübsche Mädchen, das er sich gefügig machen kann, als gute Beute zu betrachten. Es ist dann namentlich auch nicht einzusehen, weshalb ein unverheiratheter Mann Anstand nehmen soll, im Verkehre mit dem schönen Geschlechte an nichts, als an den Genuß, den er selber daraus ziehen könne, zu denken. Irgend welche sociale Rücksicht ist ohne social-sittliche Grundsätze nicht zu erwarten.

Der Seigneur de Brantome behauptet, daß es in Frankreich nicht nur die nettesten Frauenzimmer gebe, sondern daß es sich in der französischen Sprache auch am nettesten zote [1]). Wir geben das Letztere als unbedingt richtig zu. Aber wir wenden dafür auch den Buffonschen Ausspruch: „Le style c'est l'homme" auf die französische Sprache an, und müssen es unseren Nachbarn überlassen, wie sie die in ihrem Style liegende „bouche paillarde" mit dem Menschen versöhnen können, dessen Ausdruck jener ist. Uns däucht, es ist kein Zufall, daß der Seigneur de Brantome so gern Martial citirt und so häufig auf die griechischen und römischen Sklavenhalter zurückgreift. Denn wenig nur blieb das despotische Frankreich hinter der Zeit des messalinischen Rom zurück. De Brantome erzählt einige Fälle, welche wir hier im Originale folgen lassen, weil die Detailschilderung unsere Kenntniß der entsprechenden deutschen Termini technici übersteigt, in denen sich das römische Verkommensein im Sinnlichen in hohem Grade dokumentirt. Relativ, d. h. mit Rücksicht auf die veränderten socialen, dem französischen Adel des despotischen Fürstenregimentes immer noch mehr Zurückhaltung als den sklavenhaltenden römischen Patriciern auferlegenden Verhältnisse, stand es mit der Sittlichkeit in Frankreich dazumal wohl reichlich so schlecht wie in Rom zu den Zeiten des Ovid und der Messalina. „J'ay ouy conter à Monsieur de Clermont Tallard le jeune, qui mourut à la Rochelle, qu'estant petit garçon, et ayant l'honneur d'accompagner Monsieur d'Anjou, depuis notre Roy Henry Troisième, en ses estudes, et estudier avec luy ordinairement, duquel Monsieur de Gournay estoit Precepteur, un jour estant à Thoulouse, estudiant avec son dit maistre dans son cabinet, et estant assis dans un coin à part, il vid, par une petite fente, (d'autant que les cabinets et chambres étoient de bois, et avoient été faits à l' improviste et à la haste, par la curiosité de Monsieur le Cardinal d'Armagnac, Archevesque de là, pour mieux recevoir et accomoder le Roy, la Reyne, et toute la Cour) dans un autre cabinet deux fort grandes Dames,

1) A. a. O. B. 1, S. 207—208 . . . „outre que les mots de paillardise françois en la bouche sont plus paillards mieux sonnants, et esmouvans que les autres."

toutes retroussées, et leurs calleçons bas, se coucher l'une sur l'autre, s'entrebaiser en forme de colombe, se frotter, s'entre-frotter, s'entre-friquer, bref se remuer fort, paillarder et imiter les hommes, et dura leur abbatement, près d'une bonne heure, s'estant si fort esschauffées, et lassées, qu'elles en demeurerent si rouges, et si en eauë, bien qu'il fit grand froid, qu'elles n'en peurent plus, et furent contraintes de se reposer autant; et disoit, qu'il vid jouer ce jeu quelque autre jour, tant que la Cour fut là, de mesme façon; et onques n'eut plus telle commodité de voir cet ebartement, d'autant que ce lieu le favorisoit en cela, et autres il ne peut[1]." Das war offenbar ein Anblick, der auf den Knaben de Clermont Tallard le jeune einen recht erbaulichen Eindruck machen mußte. Vermuthlich wird derselbe im späteren Leben desselben seinen Einfluß schon geäußert haben. De Brantome erzählt des Weiteren[2]: „J'ay connu de mon temps deux belles et honnestes Damoiselles de bonne maison; toutes deux cousines, lesquelles, ayant couché ensemble dans un mesme lict l'espace de trois ans, s'accoustumerent si fort à cette fricarelle, qu'après s'estre imaginées que le plaisir estoit assez maigre et imparfait, au prix de celuy des hommes, se mirent à le taster avec eux, et en devindrent deux bonnes putains, et confesserent après à leurs amoureux, que rien ne les avoit tant esbranslées ny eschauffées que cette fricarelle, la detestant pour en avoir esté la seule cause de leur desbauche; et non obstant quand elles se rencontroyent, ou avec d'autres, elles prenaient toujours quelque repas de cette fricarelle, pour y prendre tousjours plus grand appetit de l'autre avec les hommes; et c'est ce que dit une fois une honneste Damoiselle que j'aye connuë, à laquelle son serviteur demandoit un jour, si elle ne faisoit point cette fricarelle avec la compagne, avec qui elle couchoit ordinairement; ah non, dit elle en riant, j'ayme trop les hommes: mais pourtant elle faisoit l'un et l'autre."

Uebrigens will de Brantome nicht derjenige sein, der einen Stein auf viele anständige und tugendhafte Damen wirft, die sich weise und beständig in der ehelichen, ihren Ehemännern feierlich gelobten Treue bewiesen. Er tadelt deshalb Jean de Mims, der in seinem Roman von der Rose das Urtheil abgiebt: Alle Frauen von euch Anderen sind oder waren thatsächlich oder der Willfährigkeit nach Metzen, und in Folge desselben sich den Haß der Damen des Hofes

1) A. a. O. Bd. 1, S. 213—214.
2) Ebendaselbst S. 216.

von damals zuzog, so daß dieselben, auf den Rath der Königin, eines Tages unternahmen, ihn zu züchtigen; sie zogen ihn nackt aus, aber im Begriffe, die Geißelung vorzunehmen, wurden sie durch sein Flehen gehemmt, es möchte doch wenigstens diejenige unter ihnen zu schlagen beginnen, welche die größte Hure wäre, woraufhin keine der Damen die Geißel mehr gegen ihn schwingen mochte. De Brantome schreibt: er habe die Geschichte auf einer alten Tapisserie des Louvre dargestellt gesehen[1].

Zu einer eigentlichen Kritik der Geschlechtsliebe gelangt unser Chronist nicht. Treu seiner eigentlichen Aufgabe beschränkt er sich auf Schilderungen. Wo er aber zu Reflexionen übergeht, weiß er zu beschönigen, und warum sollte man dies auch nicht können? Wenn er sich z. B. auf einen Freund von ihm, einen berühmten Mediciner beruft, der das Functioniren aller Partieen des Körpers in ihrem von der Natur bestimmten Dienste als für die Gesundheit erforderlich erklärt habe, und darauf die Schlußfolgerung gründet, daß auch die Generationsfunctionen nach eingetretener Reife in Thätigkeit gesetzt werden müssen; wenn er ferner behauptet, daß die weibliche Intelligenz durch Vollziehung des Beischlafes gehoben wird, so hat das so sehr seine Richtigkeit, daß das Letztere auch vom Manne gesagt werden kann. Aber damit ist die Frage nach den Modalitäten der Befriedigung des Geschlechtstriebes noch nicht beantwortet; es hat also de Brantome das eigentliche Problem, um dessen Lösung es sich handelt, nicht einmal berührt.

Trotz alle dem macht der Seigneur de Brantome ein gewisses Zugeständniß, indem er, nach dem Vorbilde des Grafen Thibaut von Champagne (Heinrich von Navarra, später IV. von Frankreich), die Frage erörtert, was in der Liebe am meisten ergötze, das Tasten, das Sehen oder das Plaudern, und dabei zu dem Resultate kommt, daß die Fähigkeit eines Frauenzimmers, angenehm zu plaudern, resp. überhaupt die Gabe der Unterhaltung außerordentlich dazu beitrage, die Liebeslust zu erhöhen. Dadurch giebt unser Chronist zu, daß für den sinnlichen Verkehr geistige Beigaben nicht unerheblich sind, und folglich würde von ihm *im Principe* auch unser Standpunkt anerkannt werden müssen, daß sich durch eine entsprechende Erziehung das geschlechtliche Verlangen mit den Anforderungen in Einklang bringen läßt, welche die sociale Sittlichkeit stellt, nämlich der Art, daß die Rücksichtnahme auf die letzteren nicht den sinnlichen Genuß in der Geschlechtsliebe abschwächt, sondern im Gegentheile erhöht. So weit geht de Brantome allerdings nicht. Individualistisch, wie er angefangen,

1) A. a. O. Bd. 1, S. 226.

schließt er auch; das Geplauder, welches er im Auge hat, ist sogar nur das berechnete Geplauder berechnenden Geschlechtsliebe-Gewerbes. Uebrigens dürfte das, was er in dieser Beziehung vorbringt, begründet sein, wennschon auch da der Geschmack, wie er selbst anführt, verschieden ist[1]). Ebenso bringt er in einem speciellen Vorkommniß einen Belag für die auch sonst nicht gerade wenig bekannte Thatsache, daß die schweigsamen Frauenzimmer keineswegs immer die sittsamsten sind, oder daß eines mit großer Zungenfertigkeit und weniger Zurückhaltung in Bezug auf den sachlichen Inhalt ihres Gespräches auch leichter der Verführung ausgesetzt, resp. willfähriger sei; das Umgekehrte ist vielmehr gewöhnlich der Fall. Einem „Gentil-homme" war es wiederholt passirt, daß sich ihm auf der Maskerade eine „honneste" Dame in einer düsteren Gallerie ergeben hatte. Es erkannte jener, trotz der Dunkelheit, daß er einen schönen, frischen Körper umarmte, wollte aber nichtsdestominder gern heraushaben, wer es wäre, machte ihr daher mit Kreide auf dem Rücken ein Zeichen und paßte später hinter einer Thür, durch welche sämmtliche Damen gehen mußten, genau auf, welche das Zeichen trüge, und siehe da, er fand das Zeichen da, wo er es nie vermuthet haben würde, nämlich bei einer, welche in Geberde und Wort bei Licht stets eine Haltung bewahrte, als ob sie die Weisheit Salomonis selber wäre[2]). Uebrigens that die gemachte Entdeckung der Liebe des Entdeckers keinen Eintrag. Derselbe, erzählt de Brantome weiter, blieb ihr vielmehr mit aller nur erdenkbaren Anhänglichkeit treu. Heirathen that er sie aber dennoch nicht; „denn ein Anderer, reicher als er, schnappte sie ihm weg, wie es denn der Gebrauch Aller ist, hinter dem Gelde her zu sein[3])."

In Bezug auf das, was das Auge in der Liebe fordert, resp. was demselben wohlthut, bringt Brantome die Aesthetik einer Spanierin[4]), die in Uebersetzung wie folgt lautet: Es sind erforderlich:

1) Brantome führt zwei gegentheilige italienische Aussprüche an: 1. einen der öffentlichen Dirnen in Rom, welche von den ehrbaren Frauen sagen: chiavano come cani che sono quiete de la boca come sassi (sie lassen sich beschlafen wie die Hunde, die mit dem Munde still sind wie Steine), 2 einen eines Reisenden in Marseille, der von seinem auf der Reise nach Spanien Station machenden Schiffe absteigt, um ein Frauenzimmer zu finden, und einer sich an ihn machenden geschwätzigen Französin antwortet: „V. S. mi pardoni, non voglio parlare, voglio solamente chiavare, e poi me n'andar in barca" (Verzeihung, mein Fräulein, ich will nicht schwatzen, sondern lieben und sodann im Schiffe davon fahren).

2) Brantome a. a. O. Bd. 1, S. 255. Die Geschichte findet sich ursprünglich im Heptaméron der Margarethe von Angoulême, auf das wir weiter unten noch zu sprechen kommen werden.

3) A. a. O. S. 309.

4) A. a. O. S. 278.

drei weiße Dinge: die Haut, die Zähne und die Hände;
drei schwarze: die Augen, die Augenbrauen und die Wimpern;
drei rothe: die Lippen, die Wangen und die Nägel;
drei lange: der Körper, die Haare und die Hände;
drei kurze: die Zähne, die Obren und die Füße;
drei breite: der Busen, die Stirn und der Raum zwischen den Augenbrauen;
drei enge: der Mund, der eine wie der andere, der Gürtel und der Schritt;
drei dicke: der Arm, der Schenkel und die Wade;
drei dünne: die Finger, die Lippen und die Haare;
drei kleine: die Brüste, die Nase und der Kopf,

d. i. dreißig Schönheitsattribute im Ganzen.

Ein specielles Capitel widmet der Seigneur de Brantome der Schönheit des Beines, der, wie er meint, die „Damen" selber eine höhere Bedeutung beimessen als der Schönheit des Antlitzes. Er erzählt von einer großen und sehr schönen Dame aus der Zeit Franz des Ersten, welche, der schlechten Heilung eines Beinbruches halber, vom Wundarzte sich das eben geheilte Bein noch ein Mal brechen ließ, damit es richtig eingesetzt werden könnte und seine frühere schöne Form wieder erhielte, und als sich Jemand darob entsetzte, sagte ihm eine andere Dame: Sie wissen nicht, welche Liebeskraft in einem schönen Beine steckt.

Von einer anderen „schönen und anständigen" Dame erzählt der Seigneur de Brantome, die namentlich sehr geistvoll, witzig und guten Humors gewesen wäre, daß sie, als einstmals der ihr die Schuh ausziehende Kammerdiener auf ihre Frage, ob er Angesichts ihres in seinen Händen ruhenden Beines nicht verliebte Gefühle bekäme, verneinend antwortete, demselben eine Ohrfeige verabreichte und ihm mit der charakteristischen Auskunft, er wäre ein Tropf, den Abschied gab. Ja, es hätte, setzt de Brantome ausdrücklich hinzu, die Dame einen noch viel deutlicheren Ausdruck gebraucht als den analogen unserer so eben gegebenen Uebersetzung.

Das war dazumal die feine Welt, und das ihr Einfluß auf die unteren Stände! . . . .

Ist es heute relativ viel besser?

Schließlich erklärt de Brantome das schöne Bein einer Frau auch nach der Meinung der Männer als verehrungswürdig, und er erzählt von einem gentil-homme, der sich bei dem „letzten" Krönungsfeste in Rheims sterblich in eine große und schöne Wittwe verliebte, weil er, als sie die für das schöne Geschlecht errichtete Tribüne erstieg, ihr

wunderschönes, mit weißseidenem Strumpfe angethanes Bein zu sehen bekam. Er räth den Damen auch noch, aus der Thatsache, daß das Bein für die weibliche Schönheit so ausschlaggebend sei, die Nutzanwendung zu ziehen, daß weder die hohen Hacken der Schuhe, noch die hohen Frisuren der Haare zur Schönheit beitragen, vielmehr nur dazu, den Geschmack der Männerwelt an der Weiblichkeit überhaupt herabzustimmen.

Uebrigens verdient hervorgehoben zu werden, daß auch der Seigneur de Brantome, bei aller Veranlagung für das von ihm übernommene Fach, dennoch die Meisterschaft Boccaccio's anerkennt; das Decamerone ist sein Führer gewesen [1]). So darf also, nach seiner Meinung, Boccaccio die Führerschaft in der Renaissance auch nach der Seite der antiken Lüderlichkeit in Anspruch nehmen.

In seinem „Discours quatrième“ [2]), wo er „Sur les femmes mariées, les vefves et les filles; sçavoir, desquelles les unes sont plus portées à l'amour que les autres“ handelt, zeugt unser Chronist eigentlich wider sich und alle diejenigen, welche ohne einen tiefer liegenden, social-ethischen Zweck, nur um zu verlustiren, Lockerheiten zum Besten geben. Denn er kommt zu dem Schlusse, daß Niemand so sehr wie die verheiratheten Frauen der Versuchung ausgesetzt seien; er meint, die jungen Mädchen wissen noch nicht, wie es thut, und die Wittwen vergäßen es allmählig, so daß die Ehefrauen als diejenigen übrigblieben, in welchen die Begier am lebendigsten wäre. Wir lassen es dahingestellt, ob dieses Urtheil richtig ist. Geht de Brantome aber von jener Voraussetzung aus, so ist es um so frevelhafter, die schlafende Leidenschaft durch lüsterne Erzählungen kirre zu machen. Erzählt er doch selbst von jungen Damen, welche nicht eher sinnliche Anwandlungen von irgend welcher Erheblichkeit gespürt, als bis die unaufhörliche Vorführung verführerischer Gedanken- und Wahrnehmungsobjecte sie dahin brachte! Es ist namentlich frevelhaft, den Abortus in Farben zu malen, welche eine Begehung desselben als eben so wenig ethisch wie ästhetisch widerwärtig erscheinen lassen [3]). Auch läßt sich ein solches Verfahren bei einem Manne wie Brantome, der in so mancher Hinsicht als ernster Charakter erscheint, nur aus seiner Zeit heraus erklären, in welcher eben die sociale Sittlichkeit überhaupt untergraben war. Gleich darauf z. B. spricht sich unser Verfasser sehr tadelnd dagegen aus, daß man junge Mädchen latein lernen und dann mit ihren Präceptoren Ovids Kunst zu lieben ꝛc. treiben läßt. Er citirt ein spanisches Sprichwort: „de una mula que haze hin y

1) A. a. O. Bd. 2, S. 25.
2) Ebendas. Bd. 2, S. 3.
3) A. a. O. Bd. 2, S. 43.

de una hija que habla Latin, libera nos Domine“ [1]), und er meint, es seien schon viele brave Mädchen durch solche Präceptoren und deren Bildung verdorben worden.

Man kommt überhaupt zu verkehrten Schlüssen, wenn man den Antheil, den dazumal die Politik an der socialen Sittlichkeit hatte, außer Acht läßt. Deshalb ist es auch heutzutage nicht an sich das Verhältniß der Geschlechter zu einander, welches ethisch höher steht als zu Brantome's Zeit, sondern nur der Einfluß, welcher aus der socialen Umgestaltung, d. h. der Vernichtung der alten Politik sich im Gebiete der Geschlechtsliebe kund thut. Wie es zu Brantome's Zeit mit der socialen Anschauung beschaffen war, das lernt man aus einer von ihm ganz beiläufig gemachten Bemerkung, einer Art Entschuldigung, auf die er selber sachlich gar keinen Werth gelegt hat, die aber mehr ausdrückt, als ganze Bändereihen Weltgeschichte besagen können. Nachdem er nämlich den Fall berichtet, daß das Kind eines Pastetenbäckers, ein Mädchen von neun Jahren, von einem Galan geschwängert und daß der letzte zur Strafe hingerichtet worden sei, bittet er gleichsam um Verzeihung, daß er einer Privatperson so niedrigen Standes Erwähnung gethan, wo er doch nur von großen und hochgestellten hatte sprechen wollen [2]) . . . . .

Ein sauberes Corps diese feine und große Welt! Eine Hofdame promenirte einstmals, erzählt von Brantome [3]), am Arme eines gentilhomme, im Garten von Fontainebleau, und betrachtete mit diesem die Statue eines Herkules. Sie war mit der Figur, welche der Künstler dem letztern gegeben, sehr zufrieden, nur vermißte sie ein durchgehend richtiges Verhältniß, indem namentlich sein Mittelglied den gewaltigen Dimensionen des übrigen Körpers nicht entspräche. Der Edelmann antwortete ihr, er fände daran nichts auszusetzen, indem er höchstens auf das, was sie gesagt, zu erwidern hätte, daß wahrscheinlich die Damen von dazumal kein größeres nöthig gehabt hätten.

Auch war die Liebesgepflogenheit der „Damen“ nicht etwa immer blos eine aus gutem Herzen. Wenn es sich darum handelte, einen Proceß zu gewinnen, so wurden bei den Richtern auch die Gründe vorgeführt, welche die Damen immer bei sich tragen, und eine Alte, bei welcher selber diese Gründe riskiren mußten, nicht mehr als zureichende „Rechtsgründe“ anerkannt zu werden, miethete sich für vieles Geld ein schönes junges Weib, deren lebendiges gemeines Recht, dem

1) Vor einem Maulthier, das wiehert, und vor einem Mädchen, das lateinisch spricht, bewahre uns der Himmel.
2) A. a. O. Bd. 2, S. 55.
3) Ebendas. S. 57.

Richter ad oculos demonstrirt, eine merkwürdig inductiv überzeugende Wirkung ausübte.

Etwas im Widerspruche mit seiner oben erwähnten Theorie berichtet Brantome Fälle von Wittwenwandelbarkeit, welche so drastisch sind, wie nur möglich, falls man ihn nicht dadurch für gerechtfertigt halten will, daß die Wittwen, von denen er erzählt, es gar nicht abwarteten, sich daran zu gewöhnen, keinen Mann zu haben und fast schon am Grabe einen andern nehmen. Geradezu ekelhaft aber ist sein Capitel über die der Lüsternheit sich nicht entschlagenden alten Weiber [1]). Sei es, daß uns die Sachkenntniß Brantome's abgeht, sei es, daß dessen Zeitalter Sinnlichkeiten ausbrütete, welche heute unerhört sind, kurzum uns erscheint die ungeschmälerte Begehrlichkeit einer Achtzigjährigen, welche mit entblößtem Unterkörper und bedecktem Antlitze Liebe zu erregen sucht, ebenso unnatürlich, wie eine Siebenzigjährige mit dem frischen Antlitze einer Dreißigjährigen unwahrscheinlich [2]).

Mir hat, berichtet Brantome, ein sehr achtungswerther Edelmann, Freund von mir, erzählt, daß eine Dame seiner Heimath mehrmals ihrem Kammerdiener Zutraulichkeiten bewiesen, welche den Zweck hatten, ihn zu weiterer Annäherung zu veranlassen. Da traf es sich, daß der Kammerdiener an einem heißen Sommertage seine Herrin gänzlich nackt auf ihrem Bette halb eingeschlummert fand. Ihre große Schönheit und die Gunst der Lage ihres mit abgewandtem Gesichte ruhenden Körpers verleiteten ihn, und er bethätigte das, was er als ihre Voraussetzung glaubte vermuthen zu dürfen. Nachdem er es gethan, wandte die Dame, übrigens ihre Lage nicht ändernd, ihren Kopf nach ihm um und frug: Mein Herr Tropf, wer hat ihn so verwegen gemacht, den da hinein zu stecken? — Madame, frug der Diener dagegen: Soll ich ihn herausziehen? — Davon ist nicht die Rede, antwortete die Dame; ich frage, wer Dich so verwegen gemacht hat, ihn da hinein zu stecken? — Der Andere blieb bei seiner Frage: Madame, soll ich ihn herausziehen? wenn Sie wollen, ziehe ich ihn heraus — worauf sie wieder: das ist es nicht, was ich sage, und auf diese Weise ging es hin und her, bis der Sache Genüge geschehen war, und hierzu macht de Brantome die Bemerkung: Das war ein tüchtiger und muthiger Kammerdiener: und auf solche Kühne paßt das italienische Sprichwort a bravo cazzo mai non manca favore [3]).

Möge alle dem nun auch in praxi so sein, so sollte es doch in thesi nicht zugestanden werden. Namentlich vom Weibe sollte es nicht zugestanden werden. Wir sind wahrlich auch für Kühnheit in der

1) A. a. O. Bd. 2, S. 209.
2) A. a. O. S. 240.
3) A. a. O. Bd. 2, S. 302.

Liebe. Aber wenn die Beziehungen der Geschlechtsliebe der Menschen durch gar kein Princip geregelt werden, so steht diese auf keiner höheren Stufe als die der Hunde, welche in ihren Liebesaffairen auch auf Race u. dgl. nicht reflectiren, während bei sehr vielen anderen Thieren eine sorgsame Begattungsauswahl statthat. In dieser Richtung ist ja selbst bei hervorragenden Frauenzimmern nicht die Spur eines Gedankens zu finden, ihr Liebessinnen vielmehr, gleich dem der Männer, individualistisch verkommen. So findet sich z. B. im „Heptaméron des Nouvelles de Marguérite d' Angoulême, Royne de Navarre“ [1]) eine Sammlung von Abenteuern, welche sich nur dadurch von den Erzählungen des Boccaccio, resp. sonstigen Wachtstubenliebesgeschichten unterscheiden, daß in ihnen die Weiber besser wegkommen, etwas häufiger die Tugend siegt und der ganze Ton ein langweiligerer ist. Weit gefehlt aber würde es sein, wenn man darin die Würde des Weibes, resp. des geschlechtlichen Verhältnisses gewahrt glauben würde. Wenn eine Frau eine Geschichte eines jungen Edelmannes von vierzehn bis fünfzehn Jahren erzählt, der, in der Meinung, eine der Damen seiner Mutter zu beschlafen, sich zu dieser selber legt, sie darauf von ihm eine Tochter bekommt, die er zwölf oder dreizehn Jahre nachher heirathet, nicht wissend, daß sie seine Tochter und Schwester war, noch sie, daß er ihr Vater und Bruder [2]), so ist das gerade genug. Es soll das allerdings nicht die Phantasie der betreffenden Königin sein; es findet sich in der „église collégiale d' Ecouis“ ein Grabstein mit der Inschrift:

„Ci-gît l'enfant, ci-gît le père,
Ci-gît la soeur, ci-gît le frère,
Ci-git la femme et le mari,
Et ne sont que deux corps ici.“

Derselbe trägt die Jahreszahl 1512, und die Sage verbindet damit eine ähnliche Geschichte. Aber ist dergleichen etwa geeignet, von einer Frau literarisch verewigt zu werden? Der Knoten der Geschichte schürzt sich dadurch, daß die Mutter des Burschen, um ihn seiner Verwegenheit wegen zu strafen, sich in das Bett des Mädchens legt, nachdem sie diesem aufgetragen, dem Jungen das von demselben verlangte Stelldichein zu gewähren, dann aber, abwartend, ob ihr Sproß die Kühnheit bis zum Aeußersten treiben werde, schwach wird und dem Angriffe des Knaben schweigend sich ergiebt. Ist das nun etwa ein Vorwurf für eine schriftstellernde Königin?

1) Nouvelle édition, publiée d'après le texte des manuscrits avec des Notes et une Notice par P. L. Jacob, Bibliophile, Paris 1858.
2) A. a. O. S. 230.

Bemerkenswerth ist übrigens, daß Margarethe von Angoulême gewissenhaft berichtet, es sei der liebesfrühe Knabe vom 7. Jahre an von einem „heiligen" Manne unterrichtet worden [1] . . . . .

Daß bei solcher Literatur die Wirklichkeit Fälle aufwies, welche die dichterische Phantasie noch hinter sich ließen, darf nicht Wunder nehmen.

So wird in einem Buche über die Zeit Karls II. von England [2] von einem Ehemanne erzählt, der sich an seiner Frau und deren Liebhaber, ihrer Untreue halber, dadurch zu rächen suchte, daß er sich von lüderlichen Dirnen anstecken ließ. Kann man sich einen schmutzigeren Pfuhl von Gemeinheit denken? Und dabei war die Dummheit womöglich noch größer, sich dadurch an einem Anderen rächen zu wollen, daß man sich das selber zuzieht, was man dem Andern zufügen will. Im erwähnten Falle fügte es sich obenein so, daß in der Zwischenzeit die Frau ihren Liebhaber hatte fahren lassen, so daß dieser also nichts abbekam, sondern nur die Frau, von der es dem Ehemanne ohnehin wieder zu Theil wurde. Und das war nicht etwa ein Mann niedriger Lebensstellung, sondern ein Höfling des Königs. Von diesem selber enthält das erwähnte Buch auch Liebesgeschichten der bedenklichsten Art, obwohl die Erzählung derselben äußerst langweilig gehalten ist; die Zeit Karls II. von England war eben eine der sittenlosesten, die es gegeben hat; das Einzige, was sie hemmte, war die Entnervung derjenigen Kreise, in denen sie hauptsächlich zu Hause war, des Adels. Den Grundsätzen nach konnte sie nicht wohl verderbter sein; nicht nur, daß jede Spur socialer Sittlichkeit verwischt war: es hatten sich Grundsätze positiver Unsittlichkeit eingenistet. So heißt es in dem oben erwähnten Buche [3]: „Ein jeder Ehemann, welcher glaubt, seine Ehre beruhe auf der Ehre seiner Frau, ist ein Narr, der sich quälet, und sie in Verzweiflung stürzet. Derjenige aber, welcher bei der Neigung zur Eifersucht noch überdies das Unglück hat, seine Frau zu lieben, und verlangt, sie solle ganz allein für ihn leben, ist ein Rasender, der seine Hölle schon hier auf der Welt findet, ohne daß Jemand Mitleid mit ihm hat. Alle Betrachtungen, welche man über diese unglücklichen Stände in der Ehe anstellet, gehen da hinaus, daß die Vorsichtigkeit vor dem Unglück vergebens, und die Rache nach demselben verhaßt ist." Und wie sehr diese Lebensgrundsätze im Leben Anwendung fanden, beweist eine Stelle

1) A. a. O. S. 231.

2) „Die vergnügten Abwechselungen der Geschäfte auf dem Lande oder Begebenheiten des Grafen von Grammont aus dem Französischen des Grafen Anton Hamilton übersetzet." S. 188. (Stockholm und Leipzig 1745.)

3) Neuntes Hauptstück im Eingange, S. 211.

in der Lebensgeschichte des Grafen von Grammont, wo von einem Höfling erzählt wird, daß derselbe die als Orangenmädchen verkleidete Geliebte seines besten Freundes auf dem Wege zu einer Wahrsagerin betroffen, mit ihr, ohne sich den Anschein zu geben sie zu erkennen, geredet, wie ein Cavalier mit Orangenmädchen zu reden pflegte, alledies aber seinem Freunde verschwiegen hätte, weil er der festen Ueberzeugung lebte, daß die junge Dame auf Liebesabenteuer ausgegangen wäre, und er den Spaß haben wollte, seinen „Freund" nach der Hochzeit als Hahnrei hänseln zu können.

Der König hielt sich einen förmlichen Serail, und das ganze Hofleben ging in Liebesgeschichten auf.

Aeußerlich treten die Lüderlichkeiten der vornehmeren Klassen der Gesellschaft allerdings weniger hervor, weil die materiellen Mittel vorhanden sind, um ihre Aeußerungen zu verdecken, resp. um die Wirkungen zu verheimlichen oder gar auf die ärmeren Schichten der Bevölkerung abzuwälzen. So erzählt Simplicius Simplicissimus in seiner treuen und wahrhaftigen Lebensgeschichte, die bekanntlich aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges datirt [1], daß er einstmals, in Paris bei einem „Alkühmisten" im Dienste und wegen seiner Körperschönheit berühmt geworden und deshalb auch von den Franzosen „Beau Alman" geheißen, eine geheimnißvolle Berufung zu einem Herrn wegen Lautenunterrichtes erhalten, aber statt dessen zu einigen vornehmen Damen in anderen Geschäften geführt worden wäre. Der Hauptpassus der Schrift lautet wörtlich . . . . .

„Ich hörte schon an diesen Worten, daß ich mich nicht nur an diesem Ort beschauen lassen, sondern noch gar was anders thun solte; Sagte derowegen zu meiner alten Landsmännin, Es wäre einem Durstigen wenig damit geholffen, wenn er bey einem verbottenen Brunnen säße; Sie aber sagte, man sey in Frankreich nit so mißgönstig, daß man einem das Wasser verbiete, sonderlich wo dessen ein Ueberfluß seye.

„Ja, sagte ich, Madame, sie sagt mir wol darvon; wenn ich nit schon verheuratet wäre!

„Das sind Possen, antwortete das gottlose Weib; man wird euch solches heunt Nacht nit glauben, dann die verehlichte Cavallier ziehen selten in Franckreich; und ob gleich dem so wäre, kan ich doch nit glauben, daß der Herr so alber sey, eher Durst zu sterben, als auß

1) „Der abenteuerliche Simplicissimus und andere Schriften von Hans Jacob Christoph von Grimmelshausen. Erster Theil" (S. 547). Herausgegeben von Adalbert Keller. Bibliothek des literarischen Vereins XXXIII. (Stuttgart 1854).

einem fremden Brunnen zu trincken, sonderlich wann er vielleicht lustiger ist und besser Wasser hat als sein eigener.

„Diß war unser Discurs, dieweil mir eine Adeliche Jungfer, so dem Feuer pflegete, Schuh und Strümpff außzoge, die ich überall im Finstern besudelt hatte, wie dann Paris ohne das eine sehr kothige Stadt ist. Gleich hierauf kam Befehl, daß man mich noch vor dem Essen baden solte, dann bemeldtes Jungfräulein gieng ab und zu und brachte das Bad-Gezeug, so alles nach Bisam und wohlrüchenden Saiffen roche; das Leinen-Geräth war vom reinsten Cammer-tuch und mit theueren holländischen Spitzen besetzt. Ich wolte mich schämen und vor der Alten nicht nackend sehen lassen, aber es halff nichts, ich muste dran und mich von ihr außreiben lassen; das Jungfergen aber muste ein Weil abtretten. Nach dem Bad wurde mir ein zartes Hembd gegeben und ein köstlicher Schlaf-beltz von Veyelblauem Daffet angelegt, sampt einem paar seidener Strümpfe von gleicher Farb; so war die Schlaff-haub sampt den Pantoffeln mit Gold und Perlen gestickt, also daß ich nach dem Bade dort sasse zu protzen, wie der Hertz-König. Indeß mir nun meine Alte das Haar trücknet und kämpelt, dann sie pflegte meiner, wie einem Fürsten oder kleinen Kinde, trug mehrgemeldtes Jungfräulein die Speisen auff, und nachdem der Tisch überstellt war, tratten drey heroische junge Damen in den Saal, welche ihre Alabaster-weisse Brüste zwar zimlich weit entblöst trugen, vor den Angesichtern aber ganz vermasquirt; Sie dünckten mich alle drey vortrefflich schön zu seyn, aber doch war eine viel schöner als die ander; ich machte ihnen gantz stillschweigend einen tieffen Bückling und sie bedanckten sich gegen mir mit gleichen Ceremonien, welches natürlich sahe, als ob etliche Stummen bey einander gewesen, so die Redende agirt hätten. Sie setzten sich alle drey zugleich nider, daß ich also nit errathen konte, welche die vornehmste unter ihnen gewesen, viel weniger, welcher ich zu dienen da war! Die erste Red war, ob ich nit französisch könte. Meine Landsmannin sagte: Nein.

„Hierauff versetzte die ander, Sie solte mir sagen, ich wolte belieben nider zu sitzen. Als solches geschehen, befohl die Dritte meiner Dolmetscherin, sie solte sich auch setzen, Worauß ich abermal nicht abnehmen mögen, welche die vornehmste unter ihnen war. Ich sasse neben der Alten gerade gegen diesen dreyen Damen über und ist demnach meine Schönheit ohn Zweifel neben einem so Alten Geribb desto besser hervor geschienen. Sie blickten mich alle drey sehr andächtig an und ich dörffte schwören, daß sie viel hundert Seufftzen gehen liessen. Ihre Augen konte ich nit sehen funckten wegen der Masquen, die sie vor sich hatten. Meine Alte fragte mich (sonst konte niemand mit mir reden), welche ich unter diesen dreyen vor die Schönste hielte.

Ich antwortet, daß ich keine Wahl darunter sehen könte. Hierüber fieng sie an zu lachen, daß man ihr alle vier Zähn sahe, die sie noch im Maul hatte, und fragte: Warumb das?

„Ich antwortet, weil ich sie nit recht sehen könte; doch, so viel ich sehe, wären sie alle drey nit heßlich. Dieses, was die Alte gefragt und ich geantwortet, wolten die Damen wissen; mein Alte verdolmetschte es und log noch derzu, Ich hätte gesagt, einer jeden Mund wäre hundert tausend mal küssens werth; denn ich konte ihnen die Mäuler unter den Masquen wol sehen, sonderlich deren, so gerad mir gegenüber sasse. Mit diesem Fuxschwantz machte die Alte, daß ich dieselbe vor die vornehmste hielte und sie auch desto eyferiger betrachtete. Diß war all unser Discurs über Tisch und ich stellte mich, als ob ich kein Frantzösisch Wort verstünde. Weil es dann so still her gieng, machten wir desto ehe Feyrabend. Darauff wünschten mir die Damen eine gute Nacht und giengen ihres Wegs, denen ich das Geleit nit weiter, als biß an die Thür geben dörffte, so die Alte gleich nach ihnen zurigelte. Da ich das sahe, fragte ich, Wo ich dann schlaffen müste? Sie antwortet, ich müste bey ihr im gegenwärtigen Bett vorlieb nehmen. Ich sagte, das Bett wäre gut genug, wenn nur auch eine von jenen dreyen darinn lege!

„Ja, sagte die Alte, es wird euch fürwahr heunt keine von ihnen zu theil.

„In dem wir so plauderten, zog eine schöne Dam, die im Bett lag, den Umbhang etwas zurück und sagte zu der Alten, sie sollte auffhören, zu schwätzen, und schlaffen gehen. Darauff nam ich ihr das Licht und wolte sehen, wer im Bette lege; Sie aber leschte solches auß und sagte: Herr, wenn ihm sein Kopff lieb ist, so unterstehe er sich dessen nit, was er im Sinn hat; Er lege sich und sey versichert, da er mit Ernst sich bemühen wird, diese Dame wider ihren Willen zu sehen, daß er nimmermehr lebendig von hinnen kompt!

„Damit gieng sie durch und beschloß die Thür; die Jungfer aber, so dem Feur gewartet, leschte das auch vollends auß und gieng hinder einer Tapezerey durch ein verborgene Thür auch hinweg. Hierauff sagte die Dame, so im Bett lag: Alle, Monsieur Beau Alman! gen schlaff, mein Hertz! gom, rick ßu mir!

„So viel hatte sie die Alte Teutsch gelernet. Ich begab mich zum Bett, zu sehen, wie dann dem Ding zu thun seyn möchte, und sobald ich hinzu kam, fiel sie mir umb den Hals, bewillkommte mich mit vielem Küssen und bisse mir vor hitziger Begierde schier die unter Lefftzen herab, ja sie fieng an, meinen Schlaffbeltz auffzuknöpfeln und das Hemd gleichsam zu zerreissen, zog mich also zu ihr und stellte sich vor unsinniger Liebe also an, daß nicht außzusagen. Sie konte nichts anders Teutsch, als: Rick ßu mir, mein Hertz!

„Das übrige gab sie sonst mit Geberden zu verstehen. Ich gedachte zwar heim an meine Liebste, aber was halff's? ich war leyder ein Mensch und fand eine solche wol-proportionirte Creatur und zwar von solcher Lieblichkeit, daß ich wol ein Ploch hätte seyn müssen, wenn ich keusch hätte darvon kommen sollen.

„Dergestalt bracht ich acht Täg und so viele Nächt an diesem Ort zu und ich glaube, daß die andern drey auch bey mir gelegen seyen, dann sie redeten nicht alle, wie die erste, und stellten sich auch nicht so närrisch. Wiewol ich nun acht gantzer Tage bey diesen vier Damen war, so kann ich doch nit sagen, daß mir zugelassen worden, ein einige anders, als durch eine Flor-Hauben, oder es sey denn finster gewesen, im blossen Angesicht zu beschauen. Nach geendigter Zeit der acht Tage setzt man mich im Hof mit verbundenen Augen, in eine zugemachte Gutsche, zu meiner Alten, die mir unterwegs die Augen wieder auffbande, und führte mich in meines Herrn Hof; alsdann fuhr die Gutsche wieder schnell hinweg. Meine Verehrung war zwey-hundert Pistolet, und da ich die Alte fragte, ob ich niemand kein Trinckgeld darvon geben solte, sagte sie: Bey Leib nicht, dann wenn ihr solches thätet, so würde es die Dames verdrießen; ja sie würden gedencken, Ihr bildet euch ein, ihr wäret in einem Huren-Hauß gewesen, da man alles belohnen muß.

„Nachgehends bekam ich noch mehr dergleichen Kunden, welche mir's so grob machten, daß ich endlich aus Unvermögen der Narrenpossen gantz überdrüssig wurde."

Es ist eben eine bitterböse Geschichte! Inmitten entgegengesetzten Trieben, die gleicherweise berechtigt sind, soll die Mitte schöner Menschlichkeit gefunden, den Anforderungen socialer Sittlichkeit genügt werden!

„Vernunft ist oft voll Unvernunft:
Sie lobt die Reize schöner Kinder,
Erlaubet aber desto minder
Mit ihnen die Zusammenkunft.
Vernunft ist oft voll Unvernunft.
Doch Amor schwört: Man muß als Knabe küssen, lachen:
Der alte Charon beut uns oft zu früh den Nachen,
Und bringt uns zu der Todtenzunft;
Dann weiß des Lebens Lenz von keiner Wiederkunft. —
Wahrhaftig! Amor spricht von allen diesen Sachen
Vernünftiger als die Vernunft[1])."

1) Amor und die Vernunft, S. 32, Thl. 1 von „Vermischte Gedichte" von Joh. Nik. Götz, herausgegeben von Karl Wilh. Ramler (Mannheim 1785).

Immerhin sollten es in erster Reihe die Dichter sein, die sich berufen fühlten, zu einer Lösung des Conflictes zu gelangen. Anstatt dessen sind es die Dichter in erster Reihe, welche sich högen über die Conflicte, darin schwelgen und jedenfalls sie für ihre Zwecke ausnutzen. Selbst wo ein Dichter eine Lösung zu bringen scheint, läuft am Ende doch Alles auf die Ausbeutung des harten Gegensatzes zu einem geistreichen Aperçü hinaus:

„Mich ließ Apoll auf des Parnassus Höhen
Die himmlische und ird'sche Venus sehen.
Die ein' umgab von Tugenden ein Chor:
Ich sah bey ihr die ernste Weisheit stehen;
Ihr Finger wies von fern des Glückes Thor.
Die zweyte sang, warf Rosen aus; die Freuden
Umhüpften sie, vor ihr sprang Cypripor.
Wähl, sprach Apoll, die würdigste von Beiden! — —
Gelehrter Gott, versetzt' ich demuthsvoll:
Gebiete nicht, daß ich sie trennen soll.
Ich wähle mir: du siehst, ich gehe sicher,
Die hier für mich, die dort für meine Bücher[1])."

Die Gleichgültigkeit gegen das Sociale, die sich darin äußert, existirt ja aber freilich nicht allein auf dem Gebiete der Geschlechtsliebe; sie ist vorhanden und übt ihre nachtheiligen Wirkungen auf dem ganzen Boden des menschlichen Zusammenlebens aus, diesem dadurch nur zu oft den inneren Charakter eines gesellschaftlichen Daseins raubend. Auf dem Gebiete der Geschlechtsliebe nur ist die Ausartung des Individualismus leichter. Hier ist die erweiterte Gegenseitigkeit, auf der das Verkehrsleben z. B. beruht, so wie mancher andere Complex gesellschaftlicher Beziehungen minder als sociale Nothwendigkeit hervortretend; der Individualismus des geschlechtlichen Empfindens läßt nur zu leicht die Eigensüchtigkeit des Geschlechtstriebes in der Subjectivität der Berechtigung auch als objectiv zulässig erscheinen; und es sind die vornehmeren, für die Grundsätzlichkeit des socialen Verhaltens vorbildlichen Schichten der Bevölkerung nur zu sehr geneigt, diesen Subjectivismus der Rechtsanschauung so weit zu treiben, daß sie *ihre* geschlechtliche Empfindung für ebenso erhaben über der geschlechtlichen Empfindung der unteren Klassen wähnen, wie sie in Bezug auf ihre Vermögensstellung, ihren Beruf, ihren öffentlichen Rang, resp. ihre intellectuelle Ausbildung höher stehen. Ja, sie sind von dieser Erhabenheit nicht nur rücksichtlich ihres geschlechtlichen Empfindens, sondern

1) Die himmlische und irdische Venus, Götz, Vermischte Gedichte, Thl. 2, S. 3 a. a. O.

ebenso rücksichtlich ihrer Befriedigung desselben überzeugt. Ein Fürst, der seiner Gattin beiwohnt, vermeint, auch in solchem Augenblicke ein ganz anderes Wesen zu sein, als ein Karrenschieber oder ein Hausknecht, der mit seinem Weibe dem Geschäfte der Zeugung obliegt.

Dadurch wird die Ausdehnung der Erziehung des Menschengeschlechtes auf das Gebiet der Geschlechtsliebe außerordentlich verzögert.

„Diese liebliche Feuchtigkeit, die, schmachtend,
An Erotions himmelblauen Augen
Hangt, und an dem gesenkten Winkel ihrer
Blauen Augen, dem Spiegel meiner Wollust,
Wann mit magischen Küssen ihre Seele
Sich verschwendet in meiner, und in ihrer
Dann die meinige, wann, mit süßem ah! mit
Unaussprechlichem Liebreiz, ihre Wangen
Sich zum Abendroth umgestalten, dessen
Heller Widerschein in mein ganzes Wesen
Hinschlüpft, Nerve zu Klang macht, Blut zu Flamme:
Diese liebliche Feuchtigkeit verkennen
Alle Frevler, die nur bey Faunen, nicht bey
Wieland's Grazie in die Schule gingen
Und der feineren Lust verächtlich zusehn,
Wie der Hüfner dem leckern Austernschmause
Seines gnädigen Herrn, dem er den Zins bringt!
Wohl bekomm es mir, daß ich weiß zu scheiden,
Was die Grazien Süßes in die Liebe
Mischten! Endlich, küss' ich auf die süßen
Liebesthaue, die um die blauen Augen
Hangen und den gesenkten Augenwinkel
Meines Mädchens, zur Zeit der Seelenmischung!
Darf ich dessen mich schämen? Nicht aus deinen
Trauben, Ungerland oder Rheims! nur aus
Dieser lieblichen Feuchtigkeit alleine,
Keltern durstige Götter ihren Nektar[1])!"

Das ist nichts als eine aristokratische Beschwindelung der socialen Sittlichkeit. Es hat freilich auch die Aesthetik ihr Recht. Aber sie soll nur in zweiter Linie in Betracht kommen, nur in so weit, als sie sich nicht in den Dienst des ausschließenden Individualismus begiebt. Der feinsinnige Aesthetiker, der, wie K. E. Schmidt, auch im Augenblicke des Coitus sich seiner classisch gebildeten Menschlichkeit bewußt

1) Aus der Dogmatik der Grazien, S. 54 von „Katullische Gedichte" von K. E. Schmidt (Berlin 1774).

bleibt, kann, vom Standpunkte der socialen Ethik, resp. rücksichtlich der von hier aus an den Einzelnen herantretenden socialen Gebote und Anforderungen der größte Lump sein, denn in socialer Beziehung tritt die Form der Begattung, resp. die Art des individuellen Behagens bei derselben, ihrer Bedeutung nach, durchaus hinter die Folgen der Liebe zurück. Diese sind daher zuerst in Betracht zu ziehen, und die Rücksichtnahme auf sie ist unbedingt die höchsterforderliche. Ist sie gewahrt, dann soll die ästhetische Auffassung des Beischlafes, so zu sagen die Schönheit der Gesinnung in der Sinnlichkeit ihr Recht haben und die ganze Breite des ihr gebührenden zweiten Ranges einnehmen.

Dies ist unzweifelhaft richtig. Wer daran zweifelt, kann sich durch die Erwägung überzeugen, daß aus der Rücksichtnahme auf die Aesthetik der Geschlechtsliebe keineswegs deren Ethik, aus der individuellen Schönheit der Formerfassung nicht die sociale Treue der Wesensergreifung sich ergeben muß, während umgekehrt aus der gewissenhaften Wahrung der socialen Gebote nothwendig die gehobene Menschlichkeit entsteht, in der der Formensinn das Behagen seiner ästhetischen Veranlagung empfindet, natürlich dem Maße dieser gemäß, deren Verschiedenheit ja von vornherein bei den Menschen gegeben ist.

Mit einer ästhetisch, den äußeren Anstand bildenden Erziehung ist deshalb für die Sittlichkeit in geschlechtlicher Beziehung wenig gewonnen. Mit dieser weiß namentlich der weibliche Theil des Menschengeschlechtes leicht sich abzufinden. Das aber giebt den Ausschlag, denn die Erziehung des Frauenzimmers ist weit mehr als die des Mannes für die sociale Sittlichkeit bestimmend. Wie dem weiblichen Theile in der Geschlechtsverbindung die Last der Folgen von der Natur zu tragen aufgegeben ist, er die Bürde derselben physisch, der Mann nur moralisch trägt, so ist auch die Stärkung der weiblichen Zurückhaltung ein naturgemäßeres Mittel der Herbeiführung social-sittlicher Zustände, als die Schwächung der Zuvorkommenheit der Männer, so wenig auf diese letztere Verzicht geleistet zu werden braucht. Jener Weg ist eben der Erfolg versprechendere[1]), was man schon daran sehen kann, daß in der Erziehungspraxis ganz instinctiv der von uns empfohlene Weg als der praktikablere eingeschlagen wird. Man vergleiche Familien, wo die Kinder in geschlechtlicher Beziehung unter einem guten Einflusse gestanden haben, mit solchen, wo die Erziehung nicht gerade nach strengen Grundsätzen gehandhabt wurde, so wird man den Unterschied, der sich bei den Kindern zeigt, viel weniger in den Söhnen als in den Töchtern hervortreten sehen.

1) Vgl. meine praktische Philosophie, XLIV (Braunschweig 1874).

Die Einwirkung darf aber nicht in Repreſſion beſtehen. Dafür iſt das Liebesgefühl zu mächtig. Man muß nicht ſeinen Meiſter meiſtern wollen. Die Geſchlechtsliebe iſt unſer Urſprung, und jeder Verſuch, ſie ihrem Daſein nach zu hofmeiſtern, iſt lächerlich. Man ſoll ſie zu lenken ſuchen, nicht unterdrücken wollen!

Alle Ergüſſe, welche an Amors Roſenketten zerren und ſie aus der Reihe der beſtimmenden menſchlichen Factoren ſtreichen möchten, ſind deshalb entweder philiſtrös oder komiſch, oder beides, wie z. B. die folgende Randbemerkungs-Reimerei eines Herausgebers des Simplicius Simpliciſſimus [1]):

„Was iſt Lieben?
Sich betrüben,
Sich ſtehts wie in krancker Pein,
O wie Weiſe,
der, ſo leiſe
Gehet, und mag ſicher ſeyn.
Lieb erwecket
Luſt, und ſchmecket
Anfangs einem jeden gut,
Bald ſich wendet,
Kurtzweil endet,
Martert, daß es wehe thut.
Amor, Spötter
aller Götter,
Amor, aller Schalckheit voll,
Ohne Wunden,
geh't verbunden
Nur, daß man ihm klagen ſoll.
Liebes-Feuer,
hat noch heuer,
Sonſt auch thränend Augen bracht,
Bald gegeben
dem das Leben,
Dieſem kranck und tod gemacht.
Drum iſt Lieben
nur Betrüben,
Und ein bloſſe Narrethey,
Man muß lachen,
ob der Sachen,
Ob der eitlen Fantaſey!“

1) A. a. O. 1, 5, 7, S. 712.

Ja, lachen muß man, aber mehr über den Dichter als über die Liebe, denn der Firlefanz, der verbunden mit dieſer auftritt, ſchwächt die Bedeutung ihres innerſten Weſens in keiner Beziehung ab, iſt obenein weniger eine Folge ihrer ſelbſt, als der albernen conventionellen Formen, in die das menſchliche Liebesleben gezwängt iſt.

Ganz ſpeciell verkehrt iſt es, im weiblichen Geſchlechte einen beſonderen angeborenen Idealismus zu vermuthen. Derſelbe iſt in ihm ſogar weit weniger als im männlichen vorhanden, wie denn, ſo lange als es Weltgeſchichte giebt, alle Ideale männlichen Urſprunges ſind. Es iſt mit der weiblichen Idealität ebenſo wie mit der weiblichen Schönheit; beide ſind weibliche Attribute nicht an ſich, ſondern nur durch die Liebe des Mannes, daher auch beide nur ſo lange dauern, wie dieſe anhält. In der Regel weiß dies Niemand beſſer, als es die Frauen ſelber wiſſen. Aber bisweilen vergeſſen es auch dieſe, wie z. B. in unſerer Gegenwart, wo ſie auf ihre „Rechte“ pochen, ſich einbildend, mit dieſen weiter zu kommen. Lange dauern indeſſen derlei Verirrungen nicht, denn im einzelnen Falle, in den concreten ſocialen Complicationen rächt ſich ſolche Abwendung vom weiblichen Herrſchaftsgebiete, als welches immer nur ein indirectes, durch das Herz des Mannes gehendes ſein kann.

In Folge dieſer durch die Liebe des Mannes bedingten Schönheits- und Machtexiſtenz des Weibes iſt dieſes von Natur aus für Monogamie und für feſte, dauernde Ehebündniſſe. Es liegt im Intereſſe der Frauen, die für ſie ſo wichtigen Liebesbande durch äußere Hülfsmittel zu verſtärken; daher fordern ſie das, was die Menſchlichkeit, Toilette, Gewohnheit, Kinder, Hausſtand, reſp. die Rechtſchaffenheit des Mannes ihnen nicht leiſten, vom Ehegeſetze. Weit enger iſt mit dieſem das Intereſſe des Weibes als das des Mannes verknüpft. „Darumb, o ihr lieben Mägdgen“, ſagt ſelbſt „Courage“ in dem humoriſtiſcheſten der uns bekannten Beiſpiele weiblicher Emancipation zwar nicht von der Liebe des Mannes, aber von den gewöhnlichen Formen der ſocialen Aeußerung derſelben: „die ihr noch euer Ehr und Jungfrauſchafft unverſehrt erhalten habt, ſeyd gewarnet und laſſet euch ſolche ſo liederlich nicht hinrauben, dann mit derſelbigen gehet zugleich euere Freyheit in Duckas, und ihr gerahtet in eine ſolche Marter und Sclaverey, die ſchwerer zu erdulden iſt, als der Todt ſelbſten. Ich habs erfahren und kan wol ein Liedlein davon ſingen. Der Verluſt meines Kräntzleins thät mir zwar nicht wehe, dann ich hab niemal kein Schloß darumb zu kauffen begehrt; aber dieſes gieng mir zu Hertzen, daß ich mich noch deßwegen foppen laſſen und noch gute Worte dazu geben muſte, wolte ich nicht in Sorgen leben, daß mein Rittmeiſter aus der Schul ſchwatzen und mich aller Welt zu

Die Einwirkung darf aber nicht in Repreſſion beſtehen. Dafür iſt das Liebesgefühl zu mächtig. Man muß nicht ſeinen Meiſter meiſtern wollen. Die Geſchlechtsliebe iſt unſer Urſprung, und jeder Verſuch, ſie ihrem Daſein nach zu hofmeiſtern, iſt lächerlich. Man ſoll ſie zu lenken ſuchen, nicht unterdrücken wollen!

Alle Ergüſſe, welche an Amors Roſenketten zerren und ſie aus der Reihe der beſtimmenden menſchlichen Factoren ſtreichen möchten, ſind deshalb entweder philiſtrös oder komiſch, oder beides, wie z. B. die folgende Randbemerkungs-Reimerei eines Herausgebers des Simplicius Simpliciſſimus [1]):

„Was iſt Lieben?
Sich betrüben,
Sich ſtehts wie in krancker Pein,
O wie Weiſe,
der, ſo leiſe
Gehet, und mag ſicher ſeyn.
Lieb erwecket
Luſt, und ſchmecket
Anfangs einem jeden gut,
Bald ſich wendet,
Kurtzweil endet,
Martert, daß es wehe thut.
Amor, Spötter
aller Götter,
Amor, aller Schalckheit voll,
Ohne Wunden,
geh't verbunden
Nur, daß man ihm klagen ſoll.
Liebes-Feuer,
hat noch heuer,
Sonſt auch thränend Augen bracht,
Bald gegeben
dem das Leben,
Dieſem kranck und tod gemacht.
Drum iſt Lieben
nur Betrüben,
Und ein bloſſe Narrethey,
Man muß lachen,
ob der Sachen,
Ob der eitlen Fantaſey!“

1) A. a. O. 1, 5, 7, S. 712.

Ja, lachen muß man, aber mehr über den Dichter als über die Liebe, denn der Firlefanz, der verbunden mit dieſer auftritt, ſchwächt die Bedeutung ihres innerſten Weſens in keiner Beziehung ab, iſt obenein weniger eine Folge ihrer ſelbſt, als der albernen conventionellen Formen, in die das menſchliche Liebesleben gezwängt iſt.

Ganz ſpeciell verkehrt iſt es, im weiblichen Geſchlechte einen beſonderen angeborenen Idealismus zu vermuthen. Derſelbe iſt in ihm ſogar weit weniger als im männlichen vorhanden, wie denn, ſo lange als es Weltgeſchichte giebt, alle Ideale männlichen Urſprunges ſind. Es iſt mit der weiblichen Idealität ebenſo wie mit der weiblichen Schönheit; beide ſind weibliche Attribute nicht an ſich, ſondern nur durch die Liebe des Mannes, daher auch beide nur ſo lange dauern, wie dieſe anhält. In der Regel weiß dies Niemand beſſer, als es die Frauen ſelber wiſſen. Aber bisweilen vergeſſen es auch dieſe, wie z. B. in unſerer Gegenwart, wo ſie auf ihre „Rechte“ pochen, ſich einbildend, mit dieſen weiter zu kommen. Lange dauern indeſſen derlei Verirrungen nicht, denn im einzelnen Falle, in den concreten ſocialen Complicationen rächt ſich ſolche Abwendung vom weiblichen Herrſchaftsgebiete, als welches immer nur ein indirectes, durch das Herz des Mannes gehendes ſein kann.

In Folge dieſer durch die Liebe des Mannes bedingten Schönheits- und Machtexiſtenz des Weibes iſt dieſes von Natur aus für Monogamie und für feſte, dauernde Ehebündniſſe. Es liegt im Intereſſe der Frauen, die für ſie ſo wichtigen Liebesbande durch äußere Hülfsmittel zu verſtärken; daher fordern ſie das, was die Menſchlichkeit, Toilette, Gewohnheit, Kinder, Hausſtand, reſp. die Rechtſchaffenheit des Mannes ihnen nicht leiſten, vom Ehegeſetze. Weit enger iſt mit dieſem das Intereſſe des Weibes als das des Mannes verknüpft. „Darumb, o ihr lieben Mägdgen“, ſagt ſelbſt „Courage“ in dem humoriſtiſchesten der uns bekannten Beiſpiele weiblicher Emancipation zwar nicht von der Liebe des Mannes, aber von den gewöhnlichen Formen der ſocialen Aeußerung derſelben: „die ihr noch euer Ehr und Jungfrauſchafft unverſehrt erhalten habt, ſeyd gewarnet und laſſet euch ſolche ſo liederlich nicht hinrauben, dann mit derſelbigen gehet zugleich euere Freyheit in Duckas, und ihr gerahtet in eine ſolche Marter und Sclaverey, die ſchwerer zu erdulden iſt, als der Todt ſelbſten. Ich habs erfahren und kan wol ein Liedlein davon ſingen. Der Verluſt meines Kräntzleins thät mir zwar nicht wehe, dann ich hab niemal kein Schloß darumb zu kauffen begehrt; aber dieſes gieng mir zu Hertzen, daß ich mich noch deßwegen foppen laſſen und noch gute Worte dazu geben muſte, wolte ich nicht in Sorgen leben, daß mein Rittmeiſter aus der Schul ſchwatzen und mich aller Welt zu

Spott und Schand darstellen möchte. Auch ihr Kerl, die ihr mit solcher betrüglichen Schnapphanerey umbgehet, sehet euch vor, daß ihr nicht den Lohn eurer Leichtfertigkeit von denen empfahet, die ihr zu billicher Rach beweget! wie man ein Exempel zu Paris hat, allwo ein Cavallier, nachdem er eine Dame betrogen und sich folgends an ein andere verheuraten wolte, widerumb zum Beyschlaff gelockt, des Nachts aber ermordet, elend zerstümmelt und zum Fenster hinaus auf die offene Straß geworffen wurde. Ich muß von mir selbst bekennen, wenn mich mein Rittmeister nicht mit allerhand hertzlichen Liebsbezeugungen unterhalten und mir nicht stätig Hoffnung gemacht hätte, mich noch endlich ohne allen Zweiffel zu ehelichen, daß ich ihm einmal unversehens in einer Occasion ein Kugel geschenckt hätte."

Die gleichen Ansichten dürfte man bei allen leichtfertigen Dirnen finden, wenn man auch bei denjenigen unter ihnen, welche nicht ein tückisches Geschick, sondern eigene Neigung in die Richtung getrieben, dem Grundsatze begegnen wird: ledig *leben*, verheirathet sterben. Deswegen kann man diese auch schwer verurtheilen. Nicht die Huren waren es, welche jenen Grundsatz erfanden. Derselbe stammt vielmehr aus den allerfeinsten und vornehmsten Gesellschaftskreisen, wie es endlich diese sind, welche vor allen anderen die Prostitution verschulden. Das geht auch aus den Erlebnissen der „Landstorzerin Courage" hervor, als diese, schön und jung, als vermeintliche Wittib umworben wurde und ihr der eine Zeit lang aufrechterhaltene sittsame Lebenswandel anfing lästig zu werden:

. . . „Auch fieng ich nach und nach an, meines Rittmeisters zu vergessen, weil er mir nicht mehr warm gab, und indem ich sahe, daß meiner Würthin Töchter so guten Zuschlag hatten, wurde mir das Maul allgemach nach neuer Speise wässerig, welche mir auch meine Würthin lieber, als ihr selbst, gern gegönnt hätte. Doch dorffte sie mir, so lang ich die Trauer nicht ablegte, noch nichts dergleichen so öffentlich zumuthen, weil sie sahe, daß ich die Anwürff, so darauf ziehleten, gar kaltsinnig annahm. Gleichwol unterließen etliche vornehme Leute nicht, ihr täglich meinetwegen anzuliegen und umb ihr Haus herumb zu schwermen wie die Raubbienen umb ein Immenfaß. Unter diesen war ein junger Graf, der mich neulich in der Kirchen gesehen und sich auff's Aeusserste verliebt hatte. Dieser spendirte trefflich, einen Zutritt zu mir zu bekommen; und damit es ihm anderwärts gelingen möchte, weil ihn meine Würthin noch zur Zeit nicht kecklich bey mir anzubringen getraute, die er dessentwegen oft vergeblich ersucht, erkundigte er von einem meiner gewesenen Diener alle Beschaffenheit des Regiments, darunter mein Rittmeister gelebt, und als er der Officier Nahmen wuste, demütigt er sich, mir aufzuwarten oder mich

Persönlich zu besuchen, umb seinen Bekandten nachzufragen, die er sein Lebtag nicht gesehen hatte. Von dannen kam er auch auf meinen Rittmeister, von welchem er auffschnitte, daß er in der Jugend neben ihm studirt und allzeit gute Kundschafft und Vertreulichkeit mit ihm gehabt hätte, beklagte auch seinen frühzeitigen Abgang, und lamentirte damit zugleich über mein Unglück, daß es mich in einer solchen zarten Jugend so bald zu einer Wittib gemacht, mit Anerbieten, da ich in irgend was seiner Hülffe bedürfftig wäre, u. s. w. Mit solchen und dergleichen Auffzügen suchte der junge Herr sein erste Kundschafft mit mir zu machen, die er auch bekam; und ob ich zwar greiffen konnte, daß er im Reden irrete, dann mein Rittmeister hatte ja das geringste nicht studirt, So liesse ich mir doch seine Weise wolgefallen, weil seine Meinung dahin gieng, den abgegangenen Rittmeisters Stell bey mir zu ersetzen. Doch stellte ich mich gar frembt und kaltsinnig, gab kurtzen Bescheid und zwang ein zierlichs Weinen daher, bedanckte mich seines Mitleidens und anerbottenen Gnad, mit so beschaffnen Complimenten, die genugsamb waren, ihme anzudeuten, daß sich seine Liebe vor dißmal mit einem guten Anfang genügen lassen, er selbst aber widerumb einen ehrlichen Abscheid von mir nehmen solte.

„Den andern Tag schickte er seinen Lacqueyen, zu vernehmen, ob er mir kein Ungelegenheit machte, wenn er käme mich zu besuchen. Ich liesse ihm wieder sagen, er machte mir zwar keine Ungelegenheit, allein weil es wunderliche Leute in der Welt gebe, denen alles verdächtig vorkäme, so bäte ich, er wolle meiner verschonen und mich in kein bös Geschrey bringen. Diese unhöffliche Antwort machte den Grafen nicht allein nicht zornig, sondern viel verliebter; er passirte Maulhenckolisch bey dem Hause vorüber, der Hoffnung, auffs wenigst nur seine Augen zu weiden, wann er mich am Fenster sehe; aber vergeblich; ich wolte mein Wahr recht theur an Mann bringen und liesse mich nicht sehen. In dessen nun dieser vor Liebe halber vergieng, legte ich meine Trauer ab und prangte in meinem andern Kleid, darin ich mich dorffte sehen lassen. Da unterliesse ich nichts, das mich zieren möchte, und zohe damit die Augen und Hertzen vieler großen Leut an mich, welches aber nur geschahe, wann ich zur Kirchen gieng, weil ich sonst nirgend hin kam. Ich hatte täglich viel Grüße und Pottschafften von diesen und von jenen anzuhören, die alle in des Grafen Spital kranck lagen; aber ich bestunde so unbewöglich wie ein Felsen, bis gantz Wien nicht allein von dem Lob meiner unvergleichlichen Schönheit, sondern auch von dem Ruhm meiner Keuschheit und anderer seltenen Tugenden erfüllt ward. Da ich nun meine Sach so weit gebracht, daß man mich schier vor eine halbe Heiliginne hielte, dunckte mich Zeit seyn, meinen bisher bezwungenen Begierden den

Zaum einmal schiessen zu lassen und die Leute in ihrer guten von mir gefasten Meinung zu betrügen. Der Graf war der Erste, dem ich Gunst bezeugte und widerfahren liesse, weil er solche zu erlangen weder Mühe noch Uncosten sparete. Er war zwar Liebenswehrt und liebte mich auch von Hertzen und ich hielte ihn vor den Besten unterm gantzen Hauffen, mir meine Begierden zu sättigen; Aber dannoch so wäre er nicht darzu kommen, wann er mir nicht gleich nach abgelegter Traur ein Stück Columbinen Adlaß mit aller Ausstaffierung zu einem neuen Kleid geschickt und vor allen Dingen 100 Ducaten in meine Haushaltung, umb daß ich mich über meines Manns Verlust desto besser trösten solte, verehrt hätte. Der Ander nach ihm war eines großen Potentaten Ambassador, welcher mir die erste Nacht 60 Pistolen zu verdienen gabe. Nach diesen kamen auch andere, und zwar keine, die nicht tapffer spendieren konnten, dann was arm war oder wenigst nicht gar reich und hoch, das mochte entweder draussen bleiben oder sich mit meiner Würthin Tochter behelffen. Und solcher Gestalt richtete ichs dahin, daß meine Mühle gleichsamb nie leer stunde; ich maltzerte auch so Meisterlich, daß ich inner Monatsfrist über 1000 Ducaten in specie zusammen brachte, ohne dasjenige, was mir an Kleinodien, Ringen, Ketten, Armbändern, Sammet, Seiden und Leinengezeug (mit Strümpfen und Handschuhen dorffte wol keiner auffziehen), auch an Victualien, Wein und anderen Sachen verehrt wurde. Und also gedachte ich mir meine Jugend fürderhin zu Nutz zu machen, weil ich wuste, daß es heist:

„Ein jeder Tag bricht dir was ab
Von deiner Schönheit bis ins Grab."

„Und es müste mich auch noch auf diese Stund reuen, wann ich weniger gethan hätte."

Nicht blos in Bezug auf die Geschlechtsliebe-Literatur, sondern auch in Hinsicht auf die Culturgeschichte überhaupt bieten die Erlebnisse der „Landstorzerin Courage" ein sehr hohes Interesse dar: Was Schiller in Wallensteins Lager andeutet, wird in ihren und des Simplicissimus Fahrten im Einzelnen belegt. In diesen waltet noch der Humor koboldartiger Gutmüthigkeit ob, durch welchen das ganze Mittelalter sich von der späteren Zeit so charakteristisch unterscheidet. Im 18. Jahrhundert werden wir denselben nicht mehr antreffen.

. . . . . „Nach der ersten Mantuanischen Belägerung bekamen wir unser Winter-Quartier in einem lustigen Städtlein, allwo es bey mir anfieng, zimlich Kunden Arbeit zu geben. Da vergieng kein Gasterey oder Schmauß, dabey sich nicht die Courage fand, und wo sie sich einstellete, da galten die Italiänische Putani wohl nichts, dann

bei den Italiänern war ich Wildbret und etwas fremds, bey den Teutschen konte ich die Sprach, und gegen beyden Nationen war ich viel zu freundlich, darneben noch trefflich schön, so war ich auch nicht so gar hoffärtig und theuer und hatte sich niemands keines Betrugs von mir zu besorgen, dem aber die Italiänerinnen dichte voll staken. Solche meine Beschaffenheiten verursachten, daß ich den welschen Huren viel gute Kerl abspannete, die jene verliesen und mich hingegen besuchten, welches bey ihnen kein gut Geblüt gegen mir setzte. Einsmahls lude mich ein vornehmer Herr zum Nachtessen, der zuvor die berühmteste Putana bedient, Sie aber auch meinetwegen verlassen hatte. Solches Fleisch gedachte mir jene widerum zu entziehen und brachte mir derowegen widerum durch eine Kürschnerin bey demselben Nacht-Imbiß etwas bey, davon sich mein Bauch blähete, als ob er hätte zerspringen wollen; ja die Leibsdünste trängten mich dergestalt, daß sie endlich den Ausgang mit Gewalt öffneten und eine solche liebliche Stimm über Tafel hören liessen, daß ich mich deren schämen muste. Und so bald sie die Thür einmal gefunden, passirten sie mit einer solchen Ungestümm nach einander heraus, daß es daher donnerte, als ob etliche Regimenter eine Salve geben hätten. Als ich nun dessentwegen vom Tisch auffstunde, um hinweg zu lauffen, gieng es bey solcher Leibsbewegung allererst rechtschaffen an. Alle Tritt entwischte mir aufs wenigst einer oder zehen, wiewol sie so geschwind auf einander folgten, daß sie niemand zehlen konnte. Und ich glaube, wann ich sie alle wol anlegen und der Gebühr nach fein ordentlich austheilen könte, daß ich zwo gantzer geschlagener Glockenstund trutz dem besten Tambour den Zapffenstreich damit hätte verrichten mögen. Es wehrete aber ungefehr nur eine halbe Stund, in welcher Zeit beides Gäst und Auffwarter mehr Qual von dem Lachen, als ich von dem continuirlichen Trompeten erlitten.

„Diesen Possen rechnete ich mir vor einen grossen Schimpff und wolte vor Scham und Unmuth außreißen; eben also thät auch mein Gast-Herr, als der mich zu etwas anders, als diese schöne Music zu halten, zu sich kommen lassen, hoch und theuer schwerent, daß er diesen affront rächen wolte, Wan er nur erfahren könte, durch was vor Pfefferkörner und Ameyssen-Eyer-Köch diese Harmonia angestimmt worden wäre. Weil ich aber daran zweiffelt, ob nicht er vielleicht selbst den gantzen Handel angestellt, sihe so fasse ich dort zu protzen, als wann ich mit den plitzenden Strahlen meiner zornigen Augen alles hätte töden wollen, biß ich endlich von einem beysitzenden erführ, daß obengedachte Kürschnerin damit umgehen könte, und weil er sie unten im Hause gesehen, müste er gedencken, daß sie irgends von einer eiffersichtigen Damen gedinget worden, mich einem oder andern Cavallier

durch dieſen Poſſen zu verläitten. Maſſen man von ihr wüſte, daß ſie eben dergleichen einem reichen Kauffherrn gethan, der durch eine ſolche Muſic ſeiner Liebſten Gunſt verlohren, weil er ſie in ihrer und ander ehrlichen Leute Gegenwart hören laſſen. Darauff gab ich mich zufrieden und bedachte mich auf eine ſchleunige Rach, die ich aber weder öffentlich noch grauſam ins Werck ſetzen dorffte, weil wir in den Quartire (ohnangeſehen, wir das Land dem Feind abgenommen) gute Ordre halten muſten.

„Demnach ich nun die Wahrheit erfahren, daß es nemlich nit anderſt hergangen, als wie obengedachter Tiſchgenoß geargwohnet; als erkundigt ich der jenigen Damen, die mir den Poſſen hatt zugerichtet, Handel und Wandel, Thun und Laſſen auf das genaueſte, als ich immer konte. Und als mir ein Fenſter gewieſen wurde, daraus ſie bey Nacht denen, ſo zu ihr wolten, Audientz zu geben pflegte, offenbarte ich meinen auf ſie habenden Grollen zweyen Officiere, die muſten mir, wolten ſie anders meiner noch fürderhin genieſſen, die Rach zu vollziehen verſprechen, und zwar auf ſolche und kein andere Weiß, als wie ich ihnen vorſchriebe; denn mich deuchte, es wäre billich, weil ſie mich nur mit dem Dunſt vecſirt, daß ich ſie mit nichts anders, als mit dem Dreck ſelbſt belohnen ſolte. Und ſolches geſchahe folgender Geſtalt. Ich lieſſe eine rinderne Blaſen mit dem ärgſten Unrath füllen, der in den unter ſich gehenden Caminen durch M. Aßmuſſen deren Seuberern zu finden. Solche ward an eine Stange oder Schwinggerten, damit man die Nuß herunter ſchlägt oder die Rauchcamin zu ſäubern pflegt, angebunden, und von dem einen bey finſterer Nacht, Als der ander mit der Putanen leſſelte, welche oben an ihrem gewöhnlichen Audientz-Fenſter lag, ihr mit ſolcher Gewalt in das Angeſicht geſchlagen, daß die Blaſe zerſprang und ihr der Speck beydes, Naſen, Augen, Maul und ihren Buſen, ſamt allen Zierden und Cleinodien beſudelte, Nach welchem Streich ſo wohl der Leſſler als Executor darvon lieſſen und die Hur am Fenſter lamentiren lieſſen, ſo lang ſie wolte. Die Kürſchnerin bezahlte ich alſo. Ihr Mann war gewohnet, alle Haar, und ſolten ſie auch von den Katzen geweſen ſeyn, ſo genau zuſammen zu halten, als wann er ſie von dem güldenen Widerfell auß der Inſel Colchis abgeſchoren hätte, ſo gar daß er auch kein Abſchrödlin von dem Beltzflecklin hinwarff oder in die Dung kommen lieſſe, Es wäre gleich vom Biber, Haſen oder dem Lamm geweſen, Er hätte ſolches dann zuvor ſeiner Haar oder Woll Plutt hinweg beraubt gehabt. Und wann er dann ſo ein paar Pfund beyſammen hatte, gab ihm der Hutmacher Gelt darum, welches ihm auch etwas zu Brößlen ins Haus verſchaffte; und wenn es gleich langſam und gering kam, ſo kam es doch wohl zu ſeiner Zeit. Solches wurde

ich von einem andern Kürſchner innen, der mir denſelben Winter einen Beltz fütterte. Derowegen bekam ich von dergleichen Woll und Haaren ſo viel, als genug war, und macht eitel Scheermeſſer daraus. Als ſolche fertig oder, beſſer zu erläutern, als mit ihrer Materi wie der Quackſalber ihre Büxlin verſehen oder beſalbet waren, lieſſe ich ſie einem von meinen jungen dem Kürſchner unden um ſein Secret herum ſtreuen, als welches zimlich weit hinauf offen ſtunde. Da nun der Erbßenzehlereriſcher Haußhalter dieſe Klumpen Haar und woll ſonder liegen ſahe und ſie vor die Seinige hielte, konnte er ſich nicht anderſt einbilden, als ſein Weib muſte ſie dergeſtalt verunehrt und zu Schanden gemacht haben, fienge derewegen an, mit ihr zu kollern, gleichſam als wann ſie albereit Mantua und Caſal verwahrloſet und verlohren hätte, und weil ſie ja ſo beſtändig als eine Hex leugnete und noch darzu trutzige Wort gab, ſchlug er ſie ſo lederweich, als gelind er ſonſt anderer wilder und biſſiger Thieren Felle bereiten konte, der heimiſchen Katzenbalg zu geſchweigen, Welches mich ſo wohl contentirte, daß ich keinen dutzent Cronen darvor genommen haben wolte.

„Nun war der Apotecker noch übrig, der meines Vermuthens das Recept verfertigt hatte, dardurch ich aus der Nidere ein ſo variable Stimme erheben müſſen; dann er hielte Sing-Vögel, die ſolche Sachen zur Speiſe genoſſen, ſo die Würckungen haben ſollen, einen Lermen zu erregen, wie ich allererſt einen erzehlet. Weil er aber bey hohen und niedern Officiern wohl dran war, zumahln wir ihn täglich bey unſeren Krancken, die den italiäniſchen Lufft nicht wohl vertragen konten, brauchen muſten, ich auch ſelbſt zu ſorgen, ich möchte ihm etwan heut oder morgen in die Cur kommen, als dorffte ich mich nicht kecklich an ihn reiben; gleichwohl wolte und konte ich ſo viel Lufft-Kerls, die zwar vorlängſt wider in die Lufft zerſtoben waren, ohngerochen nicht vertauen, obwohl ſie auch andere riechen muſſten, da gleichwohl ſie ſelbſt ſchon vertauet waren. Er hatte einen kleinen gewelbten Neben-Keller unter ſeinem Hauſe, darinn er allerhand Wahr enthielte, die zu ihrer Aufenthaltung einen ſolchen Ort erforderten; dahinein richtete ich das Waſſer aus dem Röhrbrunnen, der auf dem Platz zu nächſt dabey ſtunde, durch einen langen Ochſen-Darm, den ich am Brunnen-Röhrn anbande, mit dem andern Ende aber zum Kellerloch hinein hencken und alſo das Brunnenwaſſer die ganze lange Winternacht ſo ordentlich hineinlauffen lieſe, daß der Keller am Morgen geſchwappelt voll Waſſer war. Da ſchwammen etliche Fäßlein Malvaſier, Spanniſcher Wein und was ſonſt leicht war, was aber nit ſchwimmen konte, lag Manns tieff unter dem Waſſer zu verderben. Und demnach ich den Darm vor Tags wider hinweg nehmen lieſe, vermeinte jedermann des Morgens, es wäre entweder im Keller eine Quell entſprungen, oder dieſer Poſſe

seye dem Apotecker durch Zauberey zugerichtet worden. Ich aber wuste es zum besten, und weil ich alles so wohl ausgerichtet, lachte ich in die Fäuste, als der Apotecker um seine verderbte Materialia lamentirte. Und damahls war mirs gesund, daß der Nahme Courage bey mir so tieff eingewurzelt gewesen, denn sonst hätten mich die unnütze Bursch ohne Zweiffel die General-Fortzern genannt, weil ichs besser, als andere, gekönnt [1]).“

Zweifelsohne ist die Stufe socialer Sittlichkeit, welche durch diese Schilderung dargethan wird, eine sehr niedrige. Aber ebenso gewiß sind die Erlebnisse und die auftretenden Charaktere auch nur roh: die brutale Naturwüchsigkeit ist es, welche sich breit macht; immer aber bleibt auch die Brutalität naturwüchsig.

Ein Gleiches läßt sich nicht von den Schilderungen und Aeußerungen der Sittenzustände, zu denen wir nunmehr schreiten, sagen. Dieselben sind freilich nicht roh; man muß die in ihnen hervortretenden Regungen vielmehr „menschlich“ nennen. Aber die Menschlichkeit, welche sie vor den von Grimmelshausen erzählten Erlebnissen voraus haben, ist nichts Anderes als Raffinement; sie sind der Form nach menschlicher, der Sache nach sind sie bestialischer als irgend etwas im Simplicissimus oder in den anderen Werken des Grimmelshausen; sie stehen dem Thierischen nur wegen der in ihnen enthaltenen feinen Berechnung ferner als die oben exemplificirten Fahrten und Abenteuer. Aber in moralischer Beziehung stehen sie darum nur um so tiefer; sie zeigen uns einen Abgrund sittlicher Verderbniß, wie ihn die geilste Phantasie eines Naturmenschen sich nie vorzustellen vermag; das Menschliche ist förmlich ausgebeutet, um den Menschen tief unter das Vieh zu erniedrigen, den Ausspruch des Mephistopheles in Goethe's Faust rechtfertigend:

„Der kleine Gott der Welt bleibt stets vom gleichen Schlag,
Und ist so wunderlich, als wie am ersten Tag.
Ein wenig besser würd' er leben,
Hätt'st du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur thierischer als jedes Thier zu sein [2]).“

Im Simplicissimus, in der Courage tritt uns bei aller Sittenverwilderung immer noch eine gewisse grobe Ehrlichkeit entgegen; selbst die ausgemachten Spitzbübereien athmen noch Spuren von Biederkeit, tragen selbst den Charakter eines gewissen Anstandes an sich; die

1) A. a. O. II, 2, 16 und 17, S. 252—260.
2) Prolog im Himmel.

Erz-Hure Courage sogar ist nicht so verworfen, daß ihr das Herz nicht noch einen Streich zu spielen vermöchte. Aber die nachstehenden Briefe aus der „besten“ Gesellschaft Frankreichs im verflossenen Jahrhundert durchweht nichts als das sich heimtückisch versteckende Laster. Dort in der dreißigjährigen Kriegsverwilderung Deutschlands geht die Sinnlichkeit mit dem Kopfe durch und läßt die schönere Menschlichkeit nicht zur Geltung kommen. Hier in der morastigen Sättigung despotischer Fäulniß kommt die Menschlichkeit zur Geltung; der Kopf geht voran; aber nur um der Schlechtigkeit in der Sinnlichkeit die Wege zu zeigen, wo sie ihre verderblichen Resultate erreichen kann.

Eine wahre Kloake socialer Fäulniß thut sich vor unseren Augen auf.

Diese Kloake bildete sich aber nicht von unten nach oben, sondern von oben nach unten.

Auch hier bestätigt sich also die Regel, die uns die ganze frühere Geschichte mit dem vollen Zwange unbestreitbarster Thatsächlichkeit lehrend auferlegt.

Möchten unsere Staatssittlichkeitsprediger der Gegenwart dies immer vor Augen haben!

Die Revolutionsperiode 1789—1793 brachte viele sociale Auswüchse mit sich. Das lag aber daran, daß die tiefsenkenden Keime, aus denen die Politik dazumal erwuchs, durch die modrigen Zersetzungsschichten der höheren Lagen zu hypertrophisch-socialem Leben gemästet wurden; des befruchtenden socialen Düngstoffes war in den absterbenden politischen Gebilden zu viel!

Das, für die abscheuliche Verkommenheit des französischen Adels, jener schmachvollen Nachkommenschaft der ritterromantischen Vernichter socialer Sittlichkeit im Mittelalter, schreckliches Zeugniß ablegende Buch, welches wir im Auge haben, ist das von Choderlos de Lanclos herrührende: „Die gefährlichen Bekanntschaften oder Briefe gesammelt in einer Gesellschaft und zur Belehrung einiger anderen bekannt gemacht [1]).“ Es werden darin die mit grausamer Unbarmherzigkeit vorgenommenen betrügerischen Verführungen geschildert, welche die damalige Zeit als Zeichen eines genialen Kopfes anzupreisen liebte. Selbst Frauen waren von dieser Richtung ergriffen. So schreibt eine Frau, eine Marquise von Merteuil, an ihren Spießgesellen in Lüderlichkeiten, den Vicomte von Valmont:

„Wissen Sie, daß die kleine Volanges schon Einen Kopf hat drehen machen? Der junge Danzein ist in sie vernarrt. Er hat mit

1) „Les liaisons dangéreuses“, aus dem Französischen übersetzt von B—n (Leipzig 1783).

ihr gesungen; und in der That, sie singt besser, als einer Kostgängerin zukömmt. Sie sollen verschiedne Duette repetiren; und ich glaube, daß sie gern ein gewisses anderes Duett mit ihm anstimmte; allein Danzein ist ein Kind, der seine Zeit mit Schönthun verlieren und nichts enden wird. Das kleine Mädchen ist ihrerseits ziemlich schüchtern; und in allen Fällen wird es immer weniger spaßhaft sein, als Sie es hätten machen können. Auch bin ich unwillig, und gewiß werde ich mit dem Chevalier keifen, so bald er kömmt. Ich rate ihm, nachgiebig zu sein; denn in diesem Augenblick würde mir's nichts kosten, mit ihm zu brechen. Ich bin versichert, daß wenn ich klug genug wäre, ihn jetzt zu verlassen, er verzweifeln würde; und nichts macht mir mehr Vergnügen als eine geliebte Verzweiflung. Er würde mich treulos nennen, und das Wort treulos hat mich immer entzückt; nach dem Worte grausam ist es dem Ohr eines Weibes das angenemste, und weniger mühsam zu verdienen. Ich werde mich im Ernste mit dieser Trennung beschäftigen. Und daran sind Sie doch Schuld! Auch schieb ich es auf Ihr Gewissen. Leben Sie wol! Empfelen Sie mich dem Gebete Ihrer Präsidentin."

Diese Präsidentin war eine Frau von Tourvel, mit deren Verführung er gerade beschäftigt war, was ihn nicht abhielt, der Marquise zu schreiben: „Sehen Sie, meine schöne Freundin, so lange Sie sich unter vielen theilen, fühl' ich nicht die mindeste Eifersucht; ich sehe dann in Ihren Geliebten nichts als die Nachfolger Alexanders, unfähig, unter sich allen das Reich zu behaupten, das ich allein beherrschte. Daß Sie sich aber Einem von ihnen gänzlich überlassen, daß ein andrer eben so glücklicher Mann als ich lebe, das werd' ich nicht leiden; hoffen Sie nicht, daß ich es leide! Oder nemen Sie mich wieder, oder wenigstens einen Andern, und verlezen Sie nicht durch unerhörte Kaprize die unverbrüchliche Freundschaft, die wir uns geschworen haben[1])." Und diese Ermahnung war veranlaßt worden durch folgenden sauberen Bericht der Marquise:

— — — — — — — — — — — — —

. . . „Er küßte mir die Hand und ging fort.

Um ihn zu entschädigen, oder vielleicht um mich selbst zu entschädigen, entschließe ich mich, ihm meine petite maison zu zeigen, von der er gar keinen Verdacht hatte. Ich rufe meine treue Victoire; ich habe meine Migräne, sage ich, und lege mich für alle meine Domestiken schlafen. Endlich mit der wahren allein geblieben, zieh ich mich als Kammerjungfer an, indessen sie sich als Bedienter verkleidet. Sie läßt dann einen Fiakker vor meine Gartenthüre kommen, und

1) A. a. O. S. 55.

fort sind wir! Angekommen in diesem Tempel der Liebe, wähle ich das reizendste Negligé. Dieses ist göttlich, von meiner Erfindung; es läßt nichts sehn und doch alles erraten. Ich verspreche Ihnen ein Muster davon für Ihre Präsidentin, wenn Sie sie werden würdig gemacht haben, es zu tragen.

„Nach diesen Zubereitungen, indessen Victoire sich mit anderen Kleinigkeiten beschäftigt, les' ich ein Kapitel aus dem Sopha, einen Brief der Heloise, und zwei Erzählungen des La-Fontaine, um die verschiedenen Saiten aufzuziehen, die ich wolte tönen lassen. Indessen kömt der Chevalier vor meine Thüre mit der gewöhnlichen Ungeduld. Mein Schweizer verweigert ihm den Eintritt, und sagt: ich sei krank. Zugleich übergiebt er ihm ein Billet von mir, das aber der Klugheitsregel gemäs nicht von meiner Hand war. Er öfnet es und findet darin von Victoiren geschrieben: ‚Punkt neun Uhr auf dem Boulevard vor dem Kaffeehause.' Er findet sich ein; ein kleiner Bedienter, den er nicht kent, oder wenigstens nicht zu kennen glaubt, (denn es war immer Victoire) meldet ihm, daß er seinen Wagen fortschikken und ihm folgen mus. Dieser ganze romantische Gang erhizte ihm den Kopf um so mehr, und der erhizte Kopf schadet nichts. Endlich kömt er an. Verwunderung und Liebe bezauberten ihn gänzlich. Um ihm Zeit zur Erholung zu geben, spazieren wir einen Augenblick im Bosket; dann führ' ich ihn ins Haus zurük. Er sieht sogleich einen für zwei Personen gedekten Tisch; dann ein gemachtes Bette. Wir gehn bis in's Boudoir, das sich in seinem völligen Glanze befand. Hier, halb aus Ueberlegung, halb aus Gefühl, umschlang ich ihn mit meinen Armen, und sank zu seinen Füssen. ‚O, mein Freund, sagte ich zu ihm, um dir dein jeziges Erstaunen zu verschaffen, mach' ich mir den Vorwurf, dich durch den Schein des Unwillens betrübt, und mein Herz einen Augenblick deinen Blikken verschleiert zu haben. Vergieb mir meine Fehler: durch Liebe will ich sie gut machen.' Sie können sich leicht die Wirkung dieser sentimentalischen Rede denken. Der glükliche Chevalier hob mich auf, und meine Verzeihung ward auf eben der Ottomanne besiegelt, wo Sie und ich auf eben die Art unsern ewigen Bruch so frölich besiegelten.

„Da wir sechs Stunden zusammen zuzubringen hatten, und meine Absicht war, daß diese ganze Zeit gleich wonnevol für ihn sein solte, so mäßigte ich seine Entzükkungen, und liebenswürdige Koketterie ersetzte die Zärtlichkeit. Ich glaube nie so viel Sorgfalt verwant zu haben, um zu gefallen, noch jemals so zufrieden mit mir gewesen zu sein. Nach dem Abendessen, bald kindisch, bald vernünftig, bald schäkerhaft, bald gefühlvol, zuweilen selbst ganz ausgelassen, machte es mir Vergnügen, ihn wie einen Sultan mitten in seinem Serail zu betrachten,

dessen verschiedene Favoritinnen ich wechselsweise war. In der That, seine wiederholten Opfer, obschon immer von eben dem Weibe empfangen, waren es doch immer von einer neuen Geliebten.

„Mit Anbruch des Tages musten wir uns endlich trennen, und was er mir auch sagte, was er auch that, um mir das Gegentheil zu beweisen, so bedurfte er es doch eben so sehr, als wenig Lust er dazu hatte. In dem Augenblick des Weggehens und zum lezten Lebewol, nam ich den Schlüssel dieses seligen Aufenthalts, gab ihm selbigen, und sagte: ‚Ich habe ihn nur für Sie gehabt; es ist billig, daß Sie ihn besizen: dem Opferpriester kömt es zu, über den Tempel zu gebieten.‘ Durch diesen Kunstgrif hab' ich den Mutmassungen vorgebeugt, die ihm der immer verdächtige Besiz einer petite maison hätte erwekken können. Ich kenne ihn genug, um versichert zu sein, daß er sich dessen nur mit mir bedienen wird, und wenn mir der Einfall käme, ohne ihn hinzugehn, so bleibt mir wol noch ein zweiter Schlüssel. Er wolte mit aller Gewalt einen Tag zur zweiten Zusammenkunft festsezen, allein ich liebe ihn noch zu sehr, um ihn so geschwind abnuzen zu wollen. Nur mit den Männern, die man bald verlassen will, mus man sich einen Exces erlauben. Er weis das nicht; zu seinem Glück aber weis ich es für uns beide [1]).“

Dabei erging in dem Briefe an den Vicomte noch die Mahnung: „Aber ums Himmelswillen, machen Sie doch, daß Sie vorwärts kommen. Bedenken Sie, daß, wenn Sie diese Frau nicht haben, alle andre erröten werden, Sie gehabt zu haben [2]).“ . . . .

Leicht wurde das dem Vicomte nicht. Ein ihn charakterisirender Brief der Frau von Volanges hatte die Präsidentin argwöhnisch gemacht. Aber der Libertin wußte die rechten Mittel anzuwenden. Die Frau von Tourvel war fromm. Um wieder Zutritt bei ihr zu erlangen, wandte er sich unter heuchlerischer Miene an ihren Beichtiger, und dieser ermahnte die Frau, den reuigen Sünder, der Sühne versprochen, nicht von ihrer Schwelle zu weisen.

Ueber die Zusammenkunft selber berichtet sodann der Vicomte der Marquise wie folgt:

„Es war sechs Uhr des Abends, als ich bei der schönen Nonne ankam; denn seit ihrer Zurükkunft war ihre Thüre der ganzen Welt verschlossen geblieben. Sie versucht' es aufzustehn, als man mich meldete. Allein ihre zitternden Kniee erlaubten ihr nicht, in dieser Stellung zu bleiben: augenbliklich sezte sie sich wieder nieder. Da der Bediente, der mich einführte, etwas im Zimmer zu verrichten hatte,

1) A. a. O. S. 39—43.
2) A. a. O. S. 72.

so schien sie darüber ungeduldig zu werden. Diesen Zwischenraum füllten wir mit Gewohnheitskomplimenten aus. Um aber nichts von einer Zeit zu verlieren, von der jeder Augenblik kostbar war, so untersuchte ich sorgfältig das Zimmer, worin ich war, und ich zeichnete mir sogleich mit den Augen den Schauplatz meines Sieges aus. Ich hätte einen bequemeren wählen können, denn in eben dem Zimmer stand eine Ottomanne; allein ich bemerkte, daß gradeüber sich das Portrait des Mannes befand; und aufrichtig zu gestehn, ich fürchtete, daß bei einer so sonderbaren Frau, ein einziger durch das Ungefähr dahin geführter Blik das Werk so vieler Bemühungen in Einem Augenblik zerstören könte. Endlich blieben wir allein, und nun schrit ich zur Sache.

„Nachdem ich mit wenig Worten gesagt, daß der Pater Anselme sie von den Bewegungsgründen meines Besuchs müste unterrichtet haben, so beklagte ich mich über die harte Begegnung, die ich erduldet hatte; und hauptsächlich berief ich mich auf die mir bezeigte Verachtung. Man läugnete sie, wie ich es erwartete, und wie Sie es auch wol vermuteten; ich gründete den Beweis davon auf das Mistrauen und den Schrek, den ich eingeflöst hatte, auf die Aufsehn erregende Furcht, die daraus entstanden war, auf die Weigerung meine Briefe zu beantworten, sogar sie anzunemen u. s. w. Da man eine Rechtfertigung began, die sehr leicht gewesen wäre, so glaubt' ich sie unterbrechen zu müssen; und um mir dies unhöfliche Betragen verzeihen zu machen, so bemäntelte ich es alsbald mit einer Schmeichelei: — ‚Wenn so viele Reize, erwiederte ich also, auf mein Herz einen so tiefen Eindruk gemacht haben, so haben so viele Tugenden nicht weniger meine Seele gerührt. Verleitet ohne Zweifel durch die Begierde mich ihr zu nähern, wagt' ich es mich ihrer würdig zu glauben. Ich werfe Ihnen nicht vor, anders geurtheilt zu haben; allein ich bestrafe mich wegen meines Irrthums.‘ — Da man noch verlegen blieb, so fuhr ich fort: — ‚Ich habe gewünscht, gnädige Frau, mich entweder in Ihren Augen zu rechtfertigen, oder von Ihnen Verzeihung für die Vergehen zu erhalten, die Sie bei mir vermuten, damit ich wenigstens mit einiger Ruhe ein Leben enden möge, das keinen Wert mehr für mich hat, seitdem Sie ausgeschlagen haben, es zu verschönern.‘ —

„Hier versuchte man doch zu antworten. — ‚Meine Pflicht erlaubte mir nicht‘ — und die Schwierigkeit, die Lüge zu vollenden, welche die Pflicht erforderte, erlaubte nicht die Rede zu enden. Ich erwiederte also im zärtlichsten Tone: — ‚Es ist also wahr, daß Sie mich flohen?‘ — ‚Diese Abreise war nothwendig.‘ — ‚Und daß Sie mich von sich entfernen?‘ — ‚Ich mus‘ — ‚Und auf immer?‘ — ‚Ich bin dazu verpflichtet‘ — Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß

während dieſes kurzen Geſprächs die Stimme der zärtlichen Spröde halb erſtikt war, und daß ihre Augen ſich nicht bis zu mir erhoben.

„Ich glaubte dieſe kraftloſe Scene etwas anfeuern zu müſſen, und ſtand alſo mit dem Ausdruk des Unwillens auf, indem ich ſagte: — ‚Ihre Standhaftigkeit giebt mir ganz die meinige wieder. Nun gut! Ja, gnädige Frau, wir werden getrent ſein, ſelbſt mehr getrent als Sie es denken; und Sie werden Muſſe genug haben, ſich über Ihr Werk Glük zu wünſchen.‘ — Ein wenig verwundert über dieſen Ton des Vorwurfs, wolte ſie antworten. Der Entſchlus, den Sie gefaſt haben, ſagte ſie — iſt nur die Folge meiner Verzweiflung, erwiederte ich mit Heftigkeit. Sie haben gewolt daß ich unglüklich ſein ſol; ich werde Ihnen beweiſen, daß Sie ſogar mehr denn Ihren Wunſch erreicht haben. — ‚Ich wünſche Ihr Glük‘, antwortete ſie. Und der Ton ihrer Stimme began eine ziemlich ſtarke Bewegung in ihrem Innern zu verraten. Auch warf ich mich zu ihren Füßen, und ſagte mit jenem theatraliſchen Ton, den Sie an mir kennen — ‚Ha, Grauſame! kan für mich ein Glük ſein, das Sie nicht theilen? Wo ſol ich es denn finden? fern von Ihnen! Ha, niemals niemals!‘ — Ich geſtehe, daß indem ich mich ſo weit herauslies, ich ſehr auf die Hülfe der Thränen gebaut hatte; ſei es aber unvortheilhafte Stimmung, oder nur die Folge der beſchwerlichen und beſtändigen Aufmerkſamkeit, die ich auf alles hatte, kurz, es war mir unmöglich zu weinen.

„Zum Glük erinnerte ich mich, daß um eine Frau zu unterjochen, jedes Mittel gleich gut ſei, und daß es hinreiche, ſie durch eine heftige Bewegung in Erſtaunen zu ſezen, damit der Eindruk davon tief und günſtig bleibe. Ich erſezte alſo durch Schrekken die Rührung, die mir gebrach, änderte nur den Ton meiner Stimme, behielt meine vorige Stellung, und fuhr alſo fort: — ‚Ja, ich ſchwöre es zu Ihren Füſſen: Sie beſizen oder ſterben!‘ — Indem ich dieſe lezten Worte ausſprach, begegneten ſich unſere Blikke. Ich weis nicht, was die ſchüchterne Frau in den meinigen ſahe oder zu ſehen glaubte; allein erſchrokken ſtand ſie auf und entſchlüpfte meinen Armen, mit denen ich ſie umſchlungen hielt. Wahr iſt's, ich that nichts, um ſie zurükzuhalten; denn ich habe verſchiedene Mal bemerkt, daß zu raſch geſpielte Verzweiflungsſcenen in's Lächerliche fallen, ſobald ſie zu lang werden, oder nur wahrhaft tragiſche Hülfsmittel übrig laſſen, die ich weit entfernt war, gebrauchen zu wollen. Indeſſen ſie ſich mir entzog, ſezt' ich dennoch mit leiſer, trauriger Stimme, doch ſo, daß ſie mich hören konte, hinzu: — ‚Wolan, der Tod!‘ —

„Ich ſtand dann auf, ſchwieg einen Augenblik ſtil, und warf, wie von ungefähr, wilde Blikke auf ſie, die, obſchon ſie verwildert ſchienen, deshalb nicht weniger helſehend und bemerkend waren. Die

ſchwankende Stellung, das tiefe Athemholen, die Zuſammenziehung aller Muskeln, die zitternde und halbaufgehobene Arme, alles bewies mir hinlänglich, daß die Wirkung ſo ſei, wie ich ſie hatte erzeugen wollen; da aber in der Liebe alles ſich nur ſehr in der Nähe endet, und wir jezt ziemlich weit von einander waren, ſo muste man vor allen Dingen ſich wieder nähern. In dieſer Abſicht war's, daß ich ſo geſchwind als möglich zu einer anſcheinenden Ruhe überging, die fähig war, die Wirkungen dieſes heftigen Zuſtandes zu mildern, ohne deſſen Eindruck zu ſchwächen.

„Mein Uebergang war: — ‚Ich bin recht unglüklich. Nur um Ihr Glük zu machen wolt' ich leben, und ich hab' es geſtört. Ich widme mich ganz Ihrer Ruhe, und ſtöre ſie gleichfals‘ — Dann ſezt' ich mit erzwungener, ruhiger Miene hinzu: — ‚Verzeihung, gnädige Frau; wenig zu den Stürmen der Leidenſchaften gewöhnt, weis ich deren Regungen nicht recht zu unterdrükken. Hab' ich Unrecht gehabt, mich ihnen zu überlaſſen, ſo bedenken Sie wenigſtens, daß es zum leztenmal iſt. Ha! beruhigen Sie ſich, beruhigen Sie ſich, ich beſchwöre Sie darum!‘ . . . . . Und während dieſer langen Rede näherte ich mich wieder almälig. — ‚Wenn Sie wollen, daß ich mich beruhige‘ — antwortete die ſchöne Erſchrokkene — ‚ſo ſein Sie doch ſelbſt ruhiger.‘ — ‚Wolan! ja, ich verſpreche es Ihnen.‘ — Mit ſchwächerer Stimme ſezt' ich hinzu: — ‚Solte mir's auch peinlich ſein, ſo wird es wenigſtens nicht lange dauern!‘ Doch fuhr ich ſogleich mit wilder Miene fort — ‚ich bin gekommen, um Ihnen Ihre Briefe zurükzugeben, nicht wahr? Um's Himmelswillen, weigern Sie ſich nicht, ſie zurükzunemen. Dies ſchmerzhafte Opfer bleibt mir noch zu thun übrig; laſſen Sie mir nichts, das meinen Mut ſchwächen könte‘ — Nun zog ich die koſtbare Sammlung aus der Taſche. — ‚Hier iſt es, ſagt' ich, dies trügeriſche Unterpfand der Verſicherungen unſerer Freundſchaft! Es machte mir einzig und allein das Leben ſchäzbar; nemen Sie es zurük. Geben Sie auf die Art ſelbſt die Loſung, die mich auf ewig von Ihnen trennen ſol.‘

„Hier gab die furchtſame Geliebte ihrer zärtlichen Unruhe gänzlich nach. — ‚Aber, Herr von Valmont, was fehlt Ihnen, und was wollen Sie ſagen? Iſt der Schrit, den Sie heute thun, nicht freiwillig? Iſt er nicht die Frucht Ihrer eigenen Ueberlegungen? Und ſind es nicht dieſe, die Sie ſelbſt den notwendigen Schrit billigen machten, den ich aus Pflicht getan habe?‘ — ‚Wolan‘, — erwiederte ich — ‚dieſer Schrit hat meinen Entſchlus beſtimt.‘ — ‚Und der iſt?‘ — ‚Der einzige, der, indem er mich von Ihnen trent, meinen Leiden ein Ende machen kan.‘ — ‚Aber antworten Sie mir, wie heist dieſer Entſchlus?‘ — Jezt drükte ich ſie in meine Arme, ohne daß

sie sich im geringsten vertheidigte; und da ich aus dieser Vergessenheit des Wolstandes urtheilte, wie sehr die Regung stark und mächtig sei, so wagt' ich Enthusiasmus und sagte: — ‚Anbetungswürdiges Weib, Sie haben keinen Begrif von der Liebe, die Sie einflösen; nie werden Sie wissen, wie sehr Sie angebetet wurden, und um wie viel theurer als mein Dasein mir diese Empfindung war! Möchten Ihre Tage glüklich und ruhig sein! möchten sie sich durch all' das Glük verschönern, dessen Sie mich beraubt haben! Belohnen Sie diesen aufrichtigen Wunsch wenigstens durch Eine Bedaurung, durch Eine einzige Thräne; und glauben Sie, daß das lezte meiner Opfer meinem Herzen nicht das schwerste sein wird. Leben Sie wol!'

„Indessen ich so sprach, fühlt' ich ihr Herz heftig schlagen; ich bemerkte die Veränderung ihres Gesichts; ich sah zumal die Thränen sie erstikken, und demungeachtet nur sparsam und mit Mühe fließen. Da war's als ich mich stelte wegzugehn; auch hielt sie mich mit Gewalt zurück und sagte lebhaft: — ‚Nein, hören Sie mich.' — ‚Lassen Sie mich!' antwortete ich. — ‚Sie werden mich hören, ich verlange es.' — ‚Ich muss sie fliehn, ich muss.' — ‚Nein!' rief sie. — Bei diesem lezten Worte stürzte sie sich oder fiel sie vielmehr ohnmächtig in meine Arme. Da ich noch an einem so glücklichen Erfolg zweifelte, so stelt' ich mich sehr erschrokken; mitten in meinem Schrek aber führte ich sie oder trug sie nach dem Flekke zu, den ich zum Schauplaz meines Ruhms vorher bestimt hatte; und in der That, nur unterwürfig und ihrem glüklichen Ueberwinder schon Preis gegeben, kam sie wieder zu sich [1])."

Worin bestand nun dieses ganze von dem Vicomte gegen sein Schlachtopfer angewandte Verfahren? Durchaus in nichts Anderem als in Betrug und Ueberrumpelung. Der Vicomte dachte aber anders darüber. Sein Brief lautet des Weiteren:

„Bis hierher, meine schöne Freundin, werden Sie, glaub' ich, eine Reinheit der Methode bei mir finden, die Ihnen Vergnügen machen muss; und Sie werden sehn, daß ich mich in keinem Stükke von den wahren Grundsäzen dieses Krieges entfernt habe, den wir öfters dem andern so ähnlich gefunden haben. Beurtheilen Sie mich also wie Türenne oder Friederich. Ich habe den Feind zum Kampfe gezwungen, der nur Zeit zu gewinnen suchte. Durch geschikte Manoeuvres hab' ich mir die Wahl des Terrains und der Dispositionen verschaft; ich habe dem Feinde Sicherheit einzuflössen gewusst, bevor ich die Schlacht unternam; ich habe nichts dem Ungefähr überlassen, als wenn ich eines grossen Vortheils im Fal des Sieges, und vieler Hülfsmittel im Fall der Niederlage vergewissert war; endlich hab' ich die Schlacht nicht unternommen, als bis ich einen gewissen Rükzug hatte, durch welchen ich alles das dekken und erhalten konte, was ich vorher erobert hatte. Dies ist, glaub' ich, alles was man thun kan."

1) A. a. O. S. 199—208.

Neben bodenloser Schlechtigkeit also auch noch die Eitelkeit eingebildeter Größe! Das ist ein sicheres Zeichen, daß das Verderbniß in der ganzen socialen Richtung liegt, welche einen tükischen Ueberfall unter der Maske der Liebe nicht vom offenen, erklärten Kriege zu unterscheiden weiß.

Dennoch sind jene Auslassungen des Vicomte von Valmont nicht entfernt ein in unserer heutigen Zeit unerhörtes Beispiel. Unsere Lüderlichen der Gegenwart geben den Libertins des verwichenen Jahrhunderts nichts nach, wenigstens subjectiv nichts, wenn sie auch der gleichen objectiven Macht der letzteren, Schaden anzurichten, entbehren. In demjenigen namentlich, was bei jenen Auslassungen in Betracht kommt, im Verbrecher-Ehrgeiz bleiben sie nicht hinter ihnen zurück; sie haben es auch so weit gebracht, auf dem Gebiete der Geschlechtsliebe nichts als das reine Brigantenwesen mehr anzuerkennen, oder kaum ein so honettes Spitzbubensystem, wie dies, denn die Wegelagerei ist doch mit persönlicher Gefahr verknüpft, und es scheut der Straßenräuber auch gegebenen Falles die Mündung der scharfgeladenen Gewehre nicht. Die Verbrecherklasse, deren Genre sie kultiviren, sind vielmehr die Bauernfänger; wie diese ihre Ueberlegenheit auf die Lüge, ihren Erfolg auf den Betrug stützen, so verdankt der Bruder Lüderlich seine Erfolge bei Frauenzimmern vor allen Dingen der Gewissenlosigkeit in Lüge und Betrug. Die Schwäche des Weibes kommt ihnen freilich halbwegs entgegen. Aber gilt dies nicht auch rücksichtlich der Dummheit derer, welche Bauernfängern in die Hände fallen? Und ist etwa jene eine Rechtfertigung dieser?

Weder die Dummheit eines Provinzialen, noch die Schwäche eines Weibes reicht an und für sich zu ihrer Ausbeutung hin. Im einen wie im anderen Falle muß die Lüge hinzukommen. Diese eben stempelt aber das ganze Verhältniß zum Betruge um.

Da es dem Vicomte um nichts als um den „Ruhm der Eroberung" zu thun gewesen war, so wurde er der Frau bald überdrüssig, während diese, nach Frauen-Art, nun sie unterlegen war, erst recht für ihn erglühte. Auf den Rath der Marquise schrieb er ihr folgenden Absagebrief:

„Man wird alles überdrüssig, mein Engel; dies ist ein Gesez der Natur: es ist nicht meine Schuld.

„Wenn ich also heute eines Abenteuers überdrüssig bin, das mich seit vier tödlichen Monaten gänzlich beschäftigt hat, so ist's nicht meine Schuld.

„Wenn z. B. ich grade eben so viel Liebe gehabt habe als Du Tugend — und das wil gewis viel sagen — so ist's nicht zu verwundern, daß die eine mit der andern zugleich erstorben ist. Es ist nicht meine Schuld.

„Daraus folgt, daß ich Dich seit einiger Zeit betrogen habe; allein Deine unbarmherzige Zärtlichkeit zwang mich auch einigermassen dazu. Es ist nicht meine Schuld.

„Heute verlangt eine Frau, die ich sterblich liebe, daß ich Dich ihr aufopfere: es ist nicht meine Schuld.

„Ich sehe wol ein, daß dies eine schöne Gelegenheit ist, über Meineid zu schreien; wenn aber die Natur den Männern keine Beständigkeit gegeben hat, indessen sie den Weibern Beharrlichkeit gab, so ist's nicht meine Schuld.

„Glaube mir, wähle einen andern Geliebten, so wie ich eine andre Geliebte gewählt habe. Dieser Rat ist gut, sehr gut; wenn Du ihn schlecht findest, so ist's nicht meine Schuld.

„Lebe wol, mein Engel! Mit Vergnügen habe ich Dich genommen, ohne Reue verlasse ich Dich. Vielleicht werd' ich wieder zu Dir zurückkommen. Dies ist der Lauf der Welt: es ist nicht meine Schuld."

Die Präsidentin bekam ein hitziges Fieber, Wahnsinnsanfälle und starb.

Kaltblütig wandte sich der Vicomte ab zu einer Anderen.

Dabei war ihm die Marquise behülflich. Weil die kleine Volanges einem Manne versprochen war, der ihr einstmals nicht hatte huldigen wollen, so mußte sie der Rache Opfer werden.

Auch der Vicomte stellte ihr wesentlich aus solchem Grunde nach. Es war ja ihre Mutter die Freundin gewesen, welche die Frau von Tourvel vor ihm gewarnt hatte. „Ha ganz gewiß!" schrieb er an die Marquise, „mus man ihre Tochter verführen; allein das ist nicht genug, man mus sie zu Grunde richten; und da das Alter dieser verdamten Frau sie vor meinen Streichen schüzt, so mus man sie in dem Gegenstande ihres Wolwollens züchtigen".

Folgender Anschlag lieferte sie dem Libertin in die Hände. In Abwesenheit des ihr bestimmten und noch gänzlich unbekannten Gemahls hatte sich das junge Mädchen verliebt. Der in reiferen Jahren schon stehende Vicomte wußte sich in das Vertrauen des Geliebten zu stehlen und vermochte diesen zu der Weisung an seine Geliebte, ihm den Schlüssel zu ihrem Schlafzimmer zu verschaffen, um danach einen zweiten anfertigen zu lassen. Als Zweck gab er die Erleichterung des Briefverkehres zwischen den jungen Leuten an. Das Mädchen folgte der Weisung ihres Geliebten, und im Nachstehenden berichtet der Vicomte der Marquise von Merteuil über seinen „Erfolg":

„Sobald ich versichert war, daß alles ruhig im Schlosse sei, nam ich meine Blendlaterne, und machte Ihrem Mündel meinen ersten Besuch, in einem Anzuge, den die Stunde erlaubte, und die Umstände erforderten. Ich hatte alles bereiten lassen (und das durch sie selbst) um ohne Geräusch hereinkommen zu können. Sie lag im ersten Schlafe und in dem ihres Alters, so daß ich leis vor ihr Bett kam, ohne daß sie erwachte. Anfänglich war ich gereizt, weiter zu gehn, und es zu versuchen, für einen Traum zu gelten; da ich aber die Wirkung der Ueberraschung und den Lärm befürchtete, den diese nach sich zieht, so wekte ich lieber behutsam die schöne Schläferin auf, und es gelang mir in der That, den Schrei zu verhindern, den ich befürchtete.

„Da ich nicht gekommen war, um zu plaudern, so wagt' ich einige Freiheiten, nachdem ich ihre erste Angst gemildert hatte. Ohne Zweifel hat man sie in ihrem Kloster nicht recht gelehrt, wie viel verschiedenen Gefaren die schüchterne Unschuld ausgesezt ist, und was sie alles zu hüten hat, um nicht überlistet zu werden, denn indem sie ihre ganze Aufmerksamkeit und all' ihre Kräfte anwandte, um sich gegen einen Kus zu vertheidigen, der nur ein falscher Angrif war, blieb alles Uebrige ohne Vertheidigung. Wie wär's möglich gewesen, dies nicht zu nüzen! Ich änderte also meinen Marsch, und faste augenblicklich Posto. Jezt wären wir bald beide verloren gewesen: das kleine Mädchen, ganz erschrokken, wolte wirklich schreien; zum Glük erstikte ihre Stimme in ihren Thränen. Sie grif auch nach ihrer Klingel, allein meine Geschiklichkeit hielt ihren Arm bei Zeiten zurück.

„Was wollen Sie thun?" sagt ich alsdann zu ihr, „sich auf immer unglücklich machen? Man komme, was kümmerts mich? Wen werden Sie überzeugen, daß ich nicht mit Ihrer Einwilligung hier sei? Wer als Sie wird mir das Mittel gegeben haben, herein zu kommen? Und dieser Schlüssel, den ich von Ihnen habe, den ich nur durch Sie habe erhalten können, werden Sie es übernemen, seinen Gebrauch anzuzeigen?" Diese kurze Rede milderte weder Schmerz noch Zorn; allein sie erzeugte Unterwerfung. Ich weis nicht, ob ich den Ton der Beredsamkeit besas, wenigstens aber ist's gewis, daß ich nicht deren Gebärden hatte. Eine Hand für die Gewalt, die andere für die Liebe beschäftigt, welcher Redner könte in einer solchen Lage auf Grazie Anspruch machen? Wenn Sie sich diese richtig schildern, so werden Sie gestehn, daß sie wenigstens dem Angriffe günstig war; ich aber verstehe nichts, und, wie Sie sagen, das einfältigste Frauenzimmer, eine Kostgängerin, gängelt mich wie ein Kind.

„Diese, in der grösten Angst, fühlte, daß sie eine Partie nemen [1])

1) Die wörtliche Uebersetzung des „prendre parti", sich entscheiden.

und in Unterhandlung treten müste. Da ich taub gegen alle Bitten war, so muste man zu Anerbietungen schreiten. Sie glauben, daß ich diesen wichtigen Posten sehr theuer verkauft habe: nein, ich habe alles für Einen Kus versprochen. Freilich hielt ich mein Versprechen nicht, als dieser Kus genommen war. Allein ich hatte gute Gründe. Hatten wir bestimmt, daß er genommen oder gegeben werden solte? Vermöge vieles Handelns sind wir um einen zweiten eins geworden; und dieser ward bestimmt, solte empfangen werden. Ich leitete alsdann ihre schüchternen Arme um meinen Leib herum, drükte sie mit einem der meinigen weit zärtlicher, und der süsse Kus ward in der That empfangen; so daß die Liebe nicht besser hätte thun können.

„So viele Treuherzigkeit verdiente Belohnung; auch bewilligte ich sogleich ihre Forderung. Die Hand zog sich zurück, allein, der Himmel weis durch welch' einen Zufal, ich befand mich selbst an deren Stelle. Sie vermuten, daß ich da recht begierig und thätig gewesen bin, nicht wahr? Ganz und gar nicht. Ich fand Vergnügen am Zögern, sag' ich Ihnen. Einmal überzeugt, anzulangen, warum solt' ich die Reise so beschleunigen?

„Im Ernst, es war mir sehr lieb, einmal die Macht der Gelegenheit zu beobachten, und ich fand sie hier von aller Hülfe entblöst. Die junge Schöne hatte indessen doch die Liebe zu bekämpfen, und zwar eine durch Schaam und Keuschheit unterstüzte Liebe, die zumal durch die Laune, die ich angegeben und wovon man viel aufgefast hatte, verstärkt ward. Die Gelegenheit war ganz allein; sie war aber da, immer dargeboten, immer gegenwärtig, und die Liebe war abwesend.

„Um meine Beobachtungen zu sichern, braucht' ich die List, nur so viel Kräfte anzuwenden, als man bekämpfen konte. Nur wenn meine liebenswürdige Feindin meiner Nachsicht misbrauchte und im Begrif war, mir zu entwischen, hielt ich sie durch eben die Furcht zurük, deren glükliche Wirkungen ich schon empfunden hatte. Nein! Ohne andere Bemühungen vergas die zärtliche Geliebte ihre Schwüre, fing mit Nachgeben an und hörte mit Einwilligen auf; nicht daß nach diesem ersten Augenblikke Vorwürfe und Thränen nicht gemeinschaftlich wiedergekommen wären; der Himmel weis, ob sie wahr oder vorgespiegelt waren; allein sie hörten auf, wie immer, so bald ich mich damit beschäftigte, auf's neue Gelegenheit dazu zu geben. Kurz, von Schwachheit zu Vorwürfen, und von Vorwürfen zur Schwachheit haben wir uns nur verlassen, nachdem wir gegenseitig befriedigt, und für eine zweite Zusammenkunft auf diesen Abend einig waren [1])."

1) A. a. O. S. 32—36.

Und zu wem flieht das junge Mädchen, in der Angst ihres Herzens? Zu der Marquise von Merteuil, ihrer vertrauten Freundin, welche, mit dem Vicomte von Valmont im Bunde, die Netze des Verderbens um sie geworfen hatte! . . . .

Mögen die Briefe „Gefährliche Bekanntschaften" Erfindung oder Wirklichkeit sein, so tritt die letztere dennoch immer aus ihnen uns entgegen; sie sind, auch wenn sie Erfindung sind, Portrait der Sitten ihrer Zeit, d. h. der Sitten der für den Charakter der Zeit maßgebenden Klassen der Bevölkerung, des Adels und dessen kirchlich-militärischen Appendixes. Die Briefe dürfen das für sich in Anspruch nehmen, was ein jedes Kunstproduct, so sehr es auf Phantasie beruhe, rechtfertigt, die Wahrscheinlichkeit. Diese ist so vollständig vorhanden, daß sogar noch heutzutage die Möglichkeit ähnlicher Vorkommnisse nicht entfernt in Abrede gestellt werden kann. Mag es noch so sehr seine Richtigkeit haben, daß die erste französische Revolution und die mit ihr eingetretene, oder doch wenigstens im Principe durchgeführte Gleichberechtigung aller Stände, nebst der daraus gefolgten Oeffentlichkeit der die Sitte so sehr beeinflussenden Gesetzgebung, Vieles von demjenigen unmöglich gemacht hat, was uns in den gedachten Briefen aus der Adelsherrschaft vor 1789 entgegentritt, so leidet es dennoch durchaus keinen Zweifel, daß der damals vorhandene und als ursächlich anzusehende Quell der Unsittlichkeit heute noch so gut fließt, wie damals. Denn dieser Quell ist die in der Gesellschaft lebendige Anschauung von dem Verhältnisse der Geschlechter zu einander. Das, was damals fehlte, ein leitender, die sittliche Auffassung bestimmender Grundgedanke, ein sociales Princip der Geschlechtsliebe, fehlt auch heute noch; wir folgen auf diesem, für unsere Sittenzustände so außerordentlich verhängnißvollen Boden entweder lediglich der über Gebühr verleitenden sinnlichen Anwandlung, oder lediglich einem zwecklos zur Entsagung führenden, furchtsam religiösen Vorurtheile, entweder lediglich einem niedrig rechnenden Geldinteresse, oder lediglich einer überspannten, alle praktischen Rücksichten außer Acht lassenden Idealromantik. Eine Versöhnung dieser Gegensätze aber findet im wirklichen Leben so selten statt, wie die Theorie unserer Lebenswissenschaften Anleitung dazu und es in ihnen ein die Einheitlichkeit jener verschiedenen Gesichtspunkte darstellendes Sittlichkeitsprincip giebt.

„Die Heuraten, die man berechnet ohne auf Uebereinstimmung zu sehn, die man Ehen der Uebereinkomnis nennt, und wobei in der That alles übereinkomt, Neigungen und Karaktere ausgenommen, sind diese nicht die reichhaltigste Quelle jener Aergernis gebenden Auftritte, die alle Tage häufiger werden?" Dies schreibt Frau von Volanges

in den Briefen „Gefährliche Bekanntschaften“ [1]). Aber paßt der Ausspruch nicht Wort für Wort in unsere Zeit hinein? Waltet nicht heute genau wie damals bei Eheschlüssen die grenzenloseste sociale Rohheit, die widerlichste Gemeinheit der Erwägung ehelicher Motive ob? Ist nicht heute wie damals das die Entstehung der Menschen verursachende Bündniß der Geschlechter zu einander ein Spielball der zufälligen Verknüpfung verliebter Laune oder sklavischer Unterwerfung unter selbstgeschaffene, im eigentlich menschlichen Sinne ganz nebensächliche Bedingnisse, wenige glückliche Gestaltungen ausgenommen, daher immer ein jeglichem Zusammenhange mit der zu höherer Cultur sich aufschwingenden intellectuellen und moralischen Bildung fernstehendes, auf dem Barbarismus mangelhaft berechneten Causalnexus beruhendes Vorkommniß?

Unserer jeunesse dorée und deren Trabanten fehlt nur Eines, um eben so schlecht zu sein, wie die roués und libertins der Zeit des „aufgeklärten Despotismus“, nämlich die politische Macht.

Deshalb kommen wir auch, allen Gesetzen zum Trotze, social nicht weiter. Die Geschlechtsliebe ist so sehr der Fokus des Daseins, daß wir ohne Erledigung des uns von ihr aufgegebenen socialen Problemes gar keine endgültigen, keine durchschlagenden Reformen vornehmen können.

Die Ursache haben wir wiederholt betont, dürfen aber dennoch nicht Anstand nehmen, sie immer und immer wieder herauszukehren, es ist die Selbstsucht unbegrenzten Individualismus. Wie sehr sich diese an die Lüderlichkeit knüpft, zeigt als fürchterliches Beispiel die nachstehende Stelle eines Briefes des Vicomte von Valmont an die Marquise von Merteuil über die Art und Weise, wie der „Mann von Welt“ die kleine Volanges formte:

„Das kleine Mädchen lacht sehr leicht; und um ihre Fröhlichkeit zu befördern, erzählte ich ihr in unseren Zwischenakten alle mögliche skandalöse Geschichten, die mir durch den Kopf liefen; und um diese noch anziehender zu machen, und die Aufmerksamkeit der Kleinen noch mehr zu fesseln, sezte ich sie alle auf Rechnung ihrer Mutter, die mir's gefiel auf die Art mit Lastern und Lächerlichkeiten auszuschmükken.

„Nicht ganz ohne Ursache that ich dies. Meine furchtsame Schülerin ward dadurch mehr denn durch alles Andere beherzt gemacht, und ich flöste ihr zugleich die volkomenste Verachtung für ihre Mutter ein. Ich habe seit langer Zeit bemerkt, daß wenn dies Mittel nicht immer erforderlich ist, um ein Mädchen zu verführen, es doch unumgänglich notwendig und zuweilen sogar das wirksamste ist, wenn man es verderben wil; denn die, welche ihre Mutter nicht ehrt, wird sich

1) A. a. O. Thl. 2, S. 48.

selbst nicht ehren: dies ist eine moralische Warheit, die ich so nüzlich glaube, daß es mir sehr lieb gewesen ist, ein Beispiel zur Unterstüzung des Grundsazes zu liefern [1]).“

Kann man sich eine teuflischere Verworfenheit denken, als diejenige, welche sich in dieser Erzählung abspiegelt? Das Sociale aber trug eine Mitschuld an solcher individuellen Verkommenheit. Die Gesellschaft von damals stellte den äußeren Anstand, die Rücksichten auf Etikette und Schliff höher, als die Sittlichkeit als solche und die Strenge der Einhaltung ihrer Vorschriften.

Daher die der Unsittlichkeit förderliche Connivenz!

Oder war nicht die gesellschaftliche Artigkeit der Frau von Volanges gegen den ihr als verderbtes Subject bekannten Vicomte von Valmont die erste Veranlassung zu dem Ruin ihrer Tochter?

Heute ist's um kein Jota besser; aus Rücksicht auf den gesellschaftlichen Anstand wird manchem Lump die Thür nicht gewiesen, der, wenn die Sittlichkeit statt der Sitte herrschte, hinausgeworfen werden müßte.

Die Gesellschaft, namentlich die „feine“, steht heute sogar, wie damals, auf dem Standpunkte, daß ein gewisser Grad von Lüderlichkeit als „interessant“ gilt, so daß der, welcher nicht einige Liebesabenteuer aufzuweisen hat, in den „Cercles“ keine Rolle spielt. Um bei den „Damen“ dieser social-unsittlichen Kreise angesehen zu werden, muß man einige Mädchenherzen auf dem Gewissen haben, hieraus sich aber kein Gewissen machen.

Das vom Vicomte genothzüchtigte Mädchen abortirte. Geld und Unterwürfigkeit der Dienstboten hielten die Sache vor der Mutter geheim.

Und was antwortete die Marquise von Merteuil, die Vertraute des Vicomte, auf die Nachricht davon? „Indessen statt' ich Ihnen meine Condolenz über den Verlust Ihrer Nachkommenschaft ab. Guten Abend, Vicomte [2])!“

Hier in diesem kurzen Satze ist die Bosheit und die Schlechtigkeit in concentrirter Form enthalten. Es versündigt sich das aller Scham bare Mensch, die Marquise von Merteuil, nicht nur durch die sociale Entwürdigung der Gegenwart des Individuums, sondern auch durch diejenige der fruchtbaren Zukunft der gepaarten Individualität, spritzt also das sociale Gift doppelt und dreifach aus.

Und das ist nicht ein Product überhitzter Schriftstellerphantasie, sondern selbst dann, wenn es Dichtung ist, das getreue Abbild der

1) Ein Seitenstück zu dieser quasi wissenschaftlichen Verruchtheit bieten in unserer Zeit die zur Belustigung der Studenten vivisecirenden Professoren.
2) A. a. O. S. 283.

Sittenzustände des damaligen Adels, wie mehr oder weniger nicht minder dasjenige gar mancher „feinbürgerlichen" Kreise der Gegenwart.

Wir wiederholen: Auf gar manchem socialen Gebiete herrschen Lüge und Betrug, auf keinem Gebiete aber gilt so sehr der Grundsatz, daß aus cavalieren Rücksichten gelogen und betrogen werden muß, wie auf dem der Geschlechtsliebe.

Auch war ein solcher Schmutz socialer Unsittlichkeit nicht auf Frankreich beschränkt, so sehr dies gleichsam die hohe Schule der Lüderlichkeit war; Italien, Deutschland besitzen ähnliche Schanddenkmäler wie „Les liaisons dangéreuses" von Choderlos de Lanclos. Die Denkwürdigkeiten der Gräfin von Königsmark, Casanova gehören dahin [1]).

In der Vorrede zu den „Gefährlichen Bekanntschaften" von Choderlos de Lanclos wird, gleichsam zur Rechtfertigung der darin enthaltenen literarischen Abscheulichkeiten, gesagt, sie sollten Anderen, die als Opfer ausersehen wären, zur Warnung dienen. Aber das sieht ähnlich so aus, wie wenn man auf den Bahnhöfen der Provinzialstädte, anstatt die in den Verkehrscentren üblichen Inschriften „Man hüte sich vor Taschendieben" anzubringen, privilegirte Diebe anstellte, welche die Passagiere ausziehen müßten, damit denselben nichts gestohlen werden könnte.

Die Aufrichtigkeit der Absicht selbst zugestanden, sind daher die liaisons dangéreuses als Lectüre selber für gefährlich zu erklären.

Ein Werk anderer Art ist La Pucelle d'Orléans, welche zuerst anonym [2]) erschien, auch, um den Spott, dem es gewidmet war, vollständig zu machen, mit der beschönigenden Vorrede eines Benedictiners, aber ohne daß die Autorschaft des Arouet-Voltaire jemals in Zweifel gezogen worden wäre.

Von einem keuschen Stile ist bei Voltaire freilich keineswegs die

1) Auch damals war Frankreich keineswegs allein die Heimath solchen Schmutzes socialer Unsittlichkeit, so sehr es gleichsam die hohe Schule der Lüderlichkeit war. Die Denkwürdigkeiten der Gräfin Königsmark, der Maitresse Augusts des Starken, Casanova's Memoiren sind solche Chroniken des Lasters, resp. Zeugnisse der socialen Verkommenheit der Geschlechtsliebe ihrer Zeit. Einen Nachweis anderer Quellen und kurze übersichtliche Schilderung der Sittenzustände an unseren deutschen Höfen findet man bei Joh. Scherr, Culturgeschichte. 7. Auflage. (Leipzig, O. Wigand.) Casanova ist obenein fromm. Er meint: „Man wundert sich oft über den frommen Bösewicht, welcher den Schutz seines Heiligen anruft und ihm das Gelingen seiner Frevelthaten dankt. Man hat Unrecht. Es muß ein gutes Gefühl sein, das in einem solchen wohnt, denn es bekämpft den Atheismus." Also der beste Atheist ist noch immer schlechter als der verruchteste Frömmling.

2) La Pucelle d'Orléans. Poëme, divisé en vingt chants, avec des Notes. Nouvelle Edition, corrigée, augmentée et collationnée sur le Manuscript de l'auteur. 1762. (Ohne Druckort.)

Rede. Das verbot schon der mit Hohn und Spott zu überschüttende Gegenstand. Aber er steht über seinem Stoffe, und so wirken die Obscönitäten, däucht uns, weniger captivirend auf das Gemüth als auf den Intellect. Es geht auf den Leser unwillkürlich von der geistigen Ueberlegenheit Voltaire's über, und so ist dessen Pucelle in der social-sittlichen Entwickelung geradezu als ein Uebergang zu intellectueller Beherrschung der zuvor in unbestrittener Herrschaft gestandenen Gemüthswallung anzusehen. Die lasche Zeit der sinnlichen Uebermacht, wo dem Intellektuellen so zu sagen principiell der höhere Rang verweigert und in jeder intellectuellen Schwäche eine Gemüthsstärke erblickt worden war, neigte sich zu ihrem Ende. Der erste Schall jener starkköpfigen Zeit, wo mit dem ganzen Geschlechte Kehraus gespielt wurde, das im Geschlechtlichen sich so arg versündigt hatte, war ertönt, und Schlag auf Schlag folgten die marschartigen Klänge, aus denen sich schließlich der Revolutionstact zusammensetzte. Da konnte eine lascive Berührung der geschlechtlichen Verhältnisse nicht mehr so nachtheilig wirken, wenigstens nicht gerade Lüsternheit nach sich ziehen, wenn auch sich freilich nicht läugnen läßt, daß der intellectuelle Charakter der Voltaire'schen Zote weit entfernt davon ist, dem Leser eine harmonischere Richtung zu geben, als vorher da war, vielmehr durch dieselbe und ähnliche Erzeugnisse der nachfolgenden Zeit nur eine neue Einseitigkeit erzeugt wird, welche ebensowenig, wie die von ihr vertriebene, als eine gesunde Unterlage des socialen Wesens zu betrachten ist.

Wir sind sogar der Meinung, daß Voltaire's Spottgedicht selbst in einiger Uebertreibung von dem ihm eigenen Charakteristischen nichts verliert, daher wir, anstatt aus dem Originale, aus einer übrigens ziemlich getreu an den Urtext sich haltenden Travestie Proben der Behandlungsweise Voltaire's geben. Sachlich ist es das nämliche. Der Form nach waltet nur insofern ein Unterschied ob, als die Travestie etwas im Bänkelsängertone vorgeht, was aber, unserer Ansicht nach, weit besser zu der Sache paßt, als der hölzern-steifleinene Versbau Voltaire's.

Zunächst führt der Dichter die Geliebte des Königs, die Agnes Sorel, ein [1]):

„Sorelchen dehnte sich und schlich
gar heimlich sich zu Bette;
und leise stahl der König sich
ihr nach durch die Tapete —
das Zöfgen, die, wer weis? durch was?
schon eingeschlummert war, vergaß
die Thüre abzuriegeln.

Euch, die ein dunkel Kabinet
beim Mondschein schon verschlossen,
wo Euch auf seidnem Pflaumenbett'
der Liebe Glück umflossen!
Euch sey's vergönnt, der Liebenden
gebeimere Misterien
verstohlen zu belauschen.

1) „Das Mädchen von Orleans travestirt von Ritter Fas." (Erster Band S. 3. Rom 1791.)

Seht Karln im Nachthabit, geziert
mit Rosabänderschleifen,
und seine Locken parfümirt
herab den Nakken schweifen!
Sein Auge hellgeglüht von Lust,
und ihn an Näschens Schwanenbrust
lusttaumelnd hingesunken.

Ihr klopft das Herz, ihr jagt das Blut
geschwinder auf zu'n Wangen.
Sie fühlt sich wie mit Feuerglut
von seinem Arm umfangen:
Ihr Auge schließt sich halb verschämt;
und Wang' und Mund glühn überströmt
von tausend Feuerküssen.

Und nun begann sich seine Hand
allmälig zu verlieren,
und am Korsetgen Band für Band
lustzitternd aufzuschnüren:
Und ach! was ward nicht da befühlt,
begukt, begriffen und durchwühlt,
geküßt und lustrevieret!

Das war so voll, das war so rund,
das war so prall zu drükken;
und Rosenknospgen süß dein Mund
mit Küssen abzupflükken!
das wallt bald auf, das wallt bald ab,
drauf gleiten Blick und Hand hinab
zu schönen Lustgefilden.

Gern' wollt' ich, was der König küßt,
jetzt euern Augen zeigen;
doch Liebe, wie Ihr selbsten wißt,
befiehlt uns oft zu schweigen —
bei jeglichem Gedankenstrich
kann heut zu Tage jeder sich
Nichts — oder Etwas denken.

Nur erst der Morgen nach der Nacht
und ihren Götterszenen
sah schön Agnesgen sanft erwacht
in Armen Karls sich dehnen;
Auf ihrer Rosenwange lacht
die Schminke noch von vorger Nacht
und lockt zu neuen Freuden.

Bald ward in Hüll und Fülle nun
geschäkert und geschnäbelt;
Sie thaten, was Vermählte thun,
vom Brautnachtsrausch umnebelt. —
Drauf ward ein Gläschen Aquavit,
und dann die Schokolade mit
Vanille eingenommen."

Die „Jungfrau" wird zuerst eingeführt, indem speciell vom Himmel ein Heiliger auf einem Sonnenstrahl herunterreitet und im Stadtverordnetencollegium eine solche suchen zu wollen verkündet:

„Ein malum wird durch's Gegentheil
geheilt und oft gehoben;
und wenn man zagt, da kömmt in Eil'
die Hülfe schon von oben.
Drum wenn Herr Karl die Hur' umfaßt;
will ich mein Spielgen per Kontrast
mit meinen Jungfern treiben.

Seht! da der Feind mit Kugeln zielt,
um Städte zu verwüsten;
da küßt der König, drückt und spielt,
und schwelgt an Sorels Brüsten;
drum wenn Ihr Patrioten seid,
schaft mir ein Jüngferchen noch heut';
und bald soll's besser werden."

Entgegen scholl dem frommen Mann
ein überlaut Gelächter:
„„Wie? ist er toll? hier kommt er an;
hier giebts nur Freudentöchter.
Von Jungfern hat man nichts mehr hier;
die mag in seinem Standquartier
Er oben schockweis finden.

Mon dieu! die Dinger sind gar rar
besonders bei Franzosen:
die Mode bricht im zwölften Jahr'
den Jüngferchen die Rosen:
Drum lieber Mann, Ihr kommt zu spät;
seit Garnison im Städtchen steht,
sind sie verlegne Waare.

Zudem bei der Belagerung
sinds gar unnütze Dinger;
da liebeln sie mit Alt und Jung,
und schleichen in die Zwinger.
Ihr habt im Himmel deren ja
genug; die heilge Ursula
hat Ihrer selbst Elftausend.""

In Domremy entdeckt er endlich die Gesuchte, allerdings um keine Minute zu früh, um sie als Jungfrau zu finden:

„Da war ein Mönch aus Albion
vom Franziskaner Orden;
der war Beichtvater und Spion
bei der Armee geworden.
In Hannchen war der Pfaff entbrannt;
die galt ihm mehr als Vaterland,
Armee und Ordensregel.

Nach Mönchenart von Haus zu Haus
weis er sich fein zu schleichen;
dort spürt er jeden Winkel aus,
ein Mädchen zu beschleichen.
Ein Faust in der Magie war Er;
die kennen, leider! wir nicht mehr —
Ein Muster aller Mönche!

Er schielt nach Hannchens Busentuch,
und will es oft verschieben —
dann öfnet er sein Zauberbuch;
drinn fand er klar geschrieben:
Schön Hannchen trüg' in diesem Krieg
von zweyen Völkern Glück und Sieg
das unterm kurzen Rökchen.

Da schwur er flugs wie inspirirt,
beim heilgen Amulette:
„„die Hexe, die sich eitel ziert,
muß heut noch mit zu Bette!
So wahr ich bin ein Engelsmann!
was ich pro patria gethan
will ich für mich vollenden.""

So schwur und fluchte Bruder Roch,
und lauret wie ein Räuber:
Doch um den Vorsprung buhlte noch
mit ihm ein Eseltreiber:
der lag an Hannchens Thür' und wacht
treu wie ein Pudel Tag und Nacht,
und wedelt mit dem Stumpfschwanz.

Schön Hannchen war dem Jungen gut;
er war ein tücht'ger Bengel:
und was oft Zeit und Gleichheit thut;
sie paart mit Teufeln Engel.
Das Mädchen guckt dem Kerl in's Aug—
da strich der Pfaffe sich den Bauch:
„„Aha! es wird sich geben.""

Er zog den Burschen gar vertraut
mit in die Nebenstube:
„„Ein Gläsgen auf das Wohl der Braut!
du bist ein schmukker Bube.
(So kirrt er ihn mit feiner List)
von allen Eseltreibern bist
du doch ein wahrer König!

Du liebst das Kind mit Esels brunst;
doch lieb ich sie nicht minder:
Ein kernigt Ding! — Wir sind mit Gunst
ja alle arme Sünder.
Komm her Kammrad! auf du und du!""
so soff der Pfaff dem Tölpel zu:
und kurz: sie wurden Freunde.

„„Das Dirnchen,"" sprach der Mönch,
„„ist doch,

mein Seel! ein Lekkerbissen:
Und Raum genug für Beyde noch
hat denk ich auch ihr Kissen.
Noch heute, willt du, ist sie dein:
wir theilen brüderlich; schlag ein;
halbpart die süße Beute!““

Er sprach's, und nahm sein Buch zur Hand;
ein Dämon ward zitiret,
der Schlummertropfen, wie bekannt,
aus Mohnsam destilliret.
Der saß so eben im Parterr',
und wälzt sich gähnend hin und her
bei einem Trauerspiele.

So spät noch? gähnt' er halberwacht,
und rief den zwei Heidukken:
ein Uhupaar muß ihn ganz sacht'
in eine Sänfte hukken.
Er kam und tappt noch lang herum
und leert ein Fläschgen Opium
auf Hannchens Augenlieder.

Da lag die holde Schläferinn;
und Pfaff und Bauer blinzten,
und rollten ihr wohl bis an's Kinn
die Dekken auf und — grinßten.
Die bösen Buben kollerten
gar auf ihr rundes Bäuchelchen
ums beste Loos die Würfel.

Der Magier geübt im Spiel
weiß schlau den Wurf zu drehen;
und will, da ihm die Sechse fiel,
zuerst den Kampf bestehen:
Und schon begann das Bubenstük:
da ward vom Bliz im Augenblik
die Kammer rings erleuchtet.

Vor Schrek erstarrt, als ob der Stral
auf sie geschmettert hätte,
kroch sich der Bub' in Eselsstall,
der Pater unters Bette.
So gehts oft manchem starken Geist —
ihr wißt schon wo? wenn's plötzlich heißt:
die Polizei ist unten.“

In diesem Tone geht es munter weiter. Aber so grob die Situationen und so unverblümt die Sprache sei, so wenig läßt sich läugnen, daß mehr als z. B. bei Boccaccio die Satire als eigentliche Absicht bei Voltaire durchleuchtet, daher dieser weniger als jener die Lüsternheit erweckt.

Voltaire's Muse ist zu öfterem die eines Trainknechts, aber eben deshalb minder gefährlich als das feine Gift der Boccaccio'schen Eleganz:

„Der Feldmarschall gab heut ein Fest
an St. Georgenstage,
und krönte noch des Tages Rest
mit einem Punschgelage:
da schnarcht schon von der Schwelgerei
ermattet ohne Feldgeschrei
und Zapfenstreich das Lager.

Sieh! hier entschlief ein junger Held,
ein Nympfgen fest umschlungen,
der heut im Marketenderzelt
den ersten Sieg errungen;
dort hat ein Reiter weinberauscht
des Kameraden Weib getauscht
und schnarcht in ihren Armen.

Rings dampft' es noch von Punsch und Wein
aus rauchenden Gezelten;
da ritten leiß beim Mondenschein
durchs Lager unsre Helden.
Denis zog jetzt ein Buch heraus,
und las Ihr manch Histörchen draus —
(es war Virgils Aeneis).

Der schwazt von Heldenthaten viel:
wie Nisus einst die Feinde
bei Nacht und Nebel überfiel
mit seinem treuen Freunde:
und wie Sie bald mit Schwert und Speer
die weinberauschten Rutuler
ins Reich der Todten sandten.

Fi! rief schön Hannchen: nimmermehr
würd' ich mich so beflekken,
schlaftrunkne Männer ohne Speer
von hinten hinzustrekken.
Kommt! laßt uns lieber dort das Zelt,
das uns so schön der Mond erhellt,
ganz still rekognoszíren.

Da sieh! auf einem Feldbett lag
der Feldmarschall betrunken,
und müde noch vom Punschgelag
in tiefen Schlaf versunken:
ihm nebenan lag ausgestrekt
ein Page, nakt — fi donc! — und rekt
zum Willkomm her den Hintern.

Und dort im Winkel stand, nach Wunsch
ein Restgen von der Fete —
noch eine halbe Bole Punsch
nebst einer Krebspastete;
die ward im Augenblik verzehrt;
ein Dutzend Gläser drauf geleert
aufs Wohl des guten Königs.

Drauf nahm sie nach verzehrtem Mahl,
wie manche Mädchen pflegen,
dem tiefberauschten General
die Hosen, Uhr und Degen;
und mahlt mit Himbeersaft in Eil'
dem Pagen auf sein Hintertheil
die Nazional-Kokarde.“

Bei alledem traf Voltaire's Pucelle die Geistlichkeit ungleich schärfer, als irgend eine Erzählung des Boccaccio, so z. B. das Erlebniß der Sorel im Kloster:

„Jetzt nahm die Vize-Domina
das Wort: „„hör', kleine Holde!
die Mitternacht ist uns bald nah;
da spuken oft Kobolde,
und schleichen in die Zellen sich;
und plagen uns gar fürchterlich
mit weltlichen Gedanken.

Wir wollen lieber uns bemühn,
uns wohl zu präserviren;
und mit ätherischen Genien
die Nacht platonisiren.
Wir schlafen, dächt' ich, deux à deux;
da kann uns der Versuchende
nicht stark inkomodiren.““

Dem Pilgermädchen konnte sie
dies aus der Seele lesen:
Wie überglüklich wähnt sich die;
wenn heut' ein himmlisch Wesen
sie noch zu absolviren käm';
und sie mit sich in Himmel nähm' —
O Wonne für Agnesen!

Sie war mit einem Sprung im Bett';
und träumt' — mit zwey — drei Würfen
in sich schon himmlischen Sorbet
mit Engelskuß zu schlürfen —
Und sieh! — doch ist's nicht zu gewagt;
was uns Voltairens Dämon sagt,
Euch Schönen! hier zu zeigen:

Es sey. Bald war St. Pumphia
zu ihr in's Bett' gestiegen —
Ein Kuß — und sie erwacht' — und sah

bei sich — ein Kerlgen liegen;
so schön und frisch wie Tonelgen,
und mit Prälatenkraft versehn,
um siebenmal zu siegen.

Sein Antlitz war so weiß wie Schnee;
drum walten braune Locken:
Sein Leib — ein Bild der Dorothee
vom Scheidel bis zum Socken.
Die Härgen um sein rundes Kinn
so pflaumig weich, als hätt' auf ihn
der Frühlingstau geregnet.

Es war ein Bakkalaureus
von ein und zwanzig Jahren,
wohl mehr in Lieb' und Liebeskuß
als heil'ger Schrift erfahren.
Drum fands die Domina für gut,
das Bürschgen unter ihrer Hut
zum Cicisbêe zu bilden.

Im Weiberrok wie einst Achill
bei Likomeds Prinzessen;
so trieb auch er sein Schäfgen still
und küßte Kanonessen;
und Kanonessen ließen sich
bei Tag und Nacht gar brüderlich
vom Knabenmädgen küssen.

Schön Näsgen lag ihm nun im Arm
und wähnt', es sey die Schwester:
Doch plötzlich ward ihr kalt und warm;
als Etwas immer fester
sich an sie drückt und sie durchglüht —
Sie ringt empor; und — ah! erfieht
nun die Metamorphose.

Zum Schreien war's jetzt nicht mehr Zeit,
vielwen'ger zum Entfliehen:
Drum hielt sie's für Bescheidenheit,
den Vorhang zuzuziehen!
Im Stillen dulden, heißt Ihr Pflicht:
hat sie der Klosterstrenge nicht
sich willig unterworfen?

Auch bleibt des Geistes Gegenwart
nicht immer Schönen eigen:
Bei Szenen von so seltner Art
lernt jedes Züng'gen schweigen.
So gieng's auch unsrer Dulderinn —
Ihr stokten bis auf einen Sinn
vor Lust und Schrekken — Alle.

Zwei Stunden erst nach Mitternacht
vom Minnespiel ermattet,
war unsre Büsserinn erwacht
noch ganz wie überschattet.
Sie sann — besann sich auf einmal,
und fand: quod omne animal
post coitum fit triste.

„„Ach! seufzt' sie: so ist alles hin!
kein Mannsbild mehr zu küssen,
war gestern noch mein fester Sinn;
und strenge wollt' ich büssen.
Umsonst! wenn man auch noch so still
und fromm als Mädgen leben will;
wird man doch sünd'gen müssen[1])."""

Nirgendwo tritt die Gefahr der Wiederholung stärker auf als in der Liebesaffairenliteratur. Nirgendwo allerdings stört sie die Leser weniger als gerade da. Alle und jedwede Liebesgeschichte ist, strenge genommen, nur Wiederholung. Aber wenn eine Geschichte schlüpfrig ist, so tritt die Gefahr hinzu, daß der Autor, der aus verschiedenen Gründen wünschenswerthen Klimax halber, die Farben schließlich derartig aufträgt, daß der Charakter der Schrift wider seinen Willen

1) A. a. O. S. 279—294.

sinkt. So bringt Voltaire gegen den Schluß der Pucelle eine Liebesaffaire zwischen ihrem Esel und ihr selber vor, bei welcher nichts fehlt, als daß sie zur sinnlichen Perfection gelange, um sich voller „Menschlichkeit" zu erfreuen, und das ist von einem Dichter eine Bestialität. Derartiges verlangt weder der Spott, noch der Witz; er ist unter dem Vieh selbst, denn dieses bleibt doch wenigstens bei der Gattung; und wenn wir oben in Bezug auf Voltaire anerkennend die ätzende, abkühlend wirkende Galle seiner Spottzote hervorgehoben haben, so müssen wir hier anderseits constatiren, daß der Nachtheil dieser Kälte im Cynismus der Gemüthlosigkeit sich rächt.

Zu nicht geringem Theile trug die Wissenschaft, resp. die Unwissenschaftlichkeit, oder eine verkehrte Anwendung der Wissenschaft Schuld an der rohen Auffassung der Geschlechtsliebe; es wurde der an und für sich wissenschaftlich vollständig berechtigte Materialismus der Naturwissenschaft in ungerechtfertigter Weise auf psychisch-sociale Verhältnisse angewandt, und dadurch leistete man der niedriggesinnten Richtung Vorschub, für welche in praktisch socialer Hinsicht der Ausdruck Materialismus, als Gegensatz zu einer gedachten, mit Idealismus bezeichneten social-edlen Richtung, ebenfalls gäng und gebe geworden ist[1]). Die wissenschaftlich materialistisch Denkenden waren daher nur zu häufig zugleich die praktisch auch am materiellsten Empfindenden. So schrieb Voltaire über La Métrie, als dieser krank war, er wäre durchaus nicht beunruhigt, wenn „unser lustiger La Métrie" zuweilen die Gesundheit verlöre, die sein Antlitz so blühend machte. Aus etwas Mast und vieler Wollust setzte sich die süße Thätigkeit seines Daseins zusammen; er handelte so wie er schriebe; die Natur wäre seine Führerin; und es heilte das Vergnügen bei ihm die Uebel, die das Vergnügen ihm bereitete[2]).

Der social-ethische Charakter des Materialismus war indeß sehr verschieden je nach den Schriftstellern; es war eben der Materialis-

1) Vgl. Lange, Gesch. d. Materialismus, Bd. 1, S. 33 (Iserlohn 1876).

2) „Je ne suis point inquiété
Si notre joyeux la Métrie
Perd quelquefois cette santé
Qui rend sa face si fleurie.
Quelque peu de gloutonnerie,
Avec beaucoup de volupté,
Sont les doux emplois de sa vie.
Il se conduit comme il écrit;
A la nature il s' abandonne;
Et chez lui le plaisir guérit
Tous les maux que le plaisir donne."
(Poésies mêlées, Oeuvres, T. XI, CXXXVIII. p. 467. Paris 1817.)

mus ein anderer, je nach dem Dieser oder Jener ihn lehrte. Der Materialismus Holbach's war eben so geistlos in seiner Begründung, wie roh in seinen Consequenzen. Der Materialismus Jean Jacques Rousseau's trägt den Athem social-sittlicher Begeisterung und erhebt zum höchsten Ideale menschheitlicher Empfindung.

Dieser Unterschied in der Wirkung materialistischer Lehren wird weniger durch eine Verschiedenheit in der Sache als eine solche in der Form bedingt. Holbach wollte ein „System" liefern, und dazu besaß er weder Schiff noch Geschirr; sein Machwerk mißglückte daher vollständig. Jean Jacques Rousseau wollte Gedanken geben, lebendige, im täglichen Dasein verwerthbare Gedanken, und hier war er in seinem Elemente; dies sicherte seinen Schriften eine nachhaltige Wirkung, so daß sie noch heute, wo Holbach's Werke nur mehr literarhistorischen Werth haben, vom Unterrichtetsten mit Nutzen gelesen werden.

Rousseau läßt sich durch keine fernliegende Begriffe von der social-sittlichen Anschauung abbringen, daß in der Geschlechtsliebe und für sie die Kinder, die Früchte der Liebe die Hauptsache sind. Er sucht nicht durch weitgehende Abstractionen einen theoretisch unanfechtbaren Standpunkt zu gewinnen, sondern vermeidet es, sich der Täuschung solches Prozesses auszusetzen, indem er die unzweifelhafte Sicherheit concret mit Gewalt sich als nothwendig aufdrängender Verhältnisse zum Ausgangspunkte nimmt, dieselben durch Veranschaulichung der in ihnen wirksamen Factoren, wie durch Erläuterung der von ihnen aus zu machenden Schlußfolgerungen begründend. Die Liebe der Kinder, sagt Rousseau in seinem „Emile", hängt in erster Linie davon ab, daß die eigene Mutter sie ernähre, oder wenn ja es nicht geschehe, daß nicht die Mütter die Ammen (Wärterinnen) lieblos fortschicken, nachdem in den Kindern sich zu denselben die mit der empfangenen Pflege naturgemäß verbundene Zuneigung entwickelt hat. Die natürliche Liebe des Kindes zur Amme und Pflegerin geht nicht ohne Weiteres künstlich auf die Mutter über; nur unter ähnlichen Bedingungen wird sie sich hier entwickeln; das Herausreißen des Kindes aus seinem Verhältnisse natürlicher Zuneigung zu seiner Pflegerin wird daher nur die Gefühle der Dankbarkeit und den Sinn für solche und damit auch die Fähigkeit zur Liebe überhaupt vernichten. „Wie sehr würde ich auf diesen Punkt dringen, wenn es nicht so entmuthigend wäre, das Nützliche vergeblich zu verfechten! Hiemit hängt mehr zusammen als man meint. Wollt ihr Jedermann seinen ersten Pflichten zurückgeben? Fangt mit den Müttern an; ihr werdet über den Umschwung erstaunt sein, den ihr hervorruft. Alles nach einander entspringt aus dieser ersten Verderbniß; der ganze sittliche Untergrund der Gesellschaft wird wankend; es erlischt in den Herzen das natürliche Gefühl; die innere

Häuslichkeit gewinnt ein minder herzliches Aussehen; das rührende Schauspiel einer werdenden Familie zieht die Ehemänner nicht mehr an; die nicht als Mutter erscheinende Frau büßt die Würde einer solchen ein; die Familie verliert ihre centripetale Kraft; die Gewohnheit kräftigt nicht mehr die Bande des Blutes; es ist nicht mehr der Vater, die Mutter, die Schwester, der Bruder, nicht mehr das Elternpaar, die Kinderschaar da. Kaum kennen sie sich alle, wie können sie sich lieben? Ein Jedes denkt nur mehr an sich. Wenn das Haus nur noch eine trübselige Einsamkeit ist, dann bleibt nichts übrig, als außerhalb desselben Erheiterung zu suchen [1])."

Leider gab Rousseau nur gute Lehren, wirkte nicht durch sein Beispiel, denn seine eigenen Kinder schickte er ins Findelhaus, ein Auskunftsmittel, für das der Umstand schwerlich als Entschuldigung gelten darf, daß er mit seiner Gattin nicht rechtmäßig verbunden war.

Die Lehren aber, die Rousseau giebt, zeugen von dem Scharfsinne und dem Ueberblicke des Genie. „Unsere Leidenschaften sind die hauptsächlichsten Werkzeuge unserer Erhaltung [2])." Dies ist sein Ausgangspunkt der Erörterung der Geschlechtsliebe. Der Kern dieser Erörterung aber beruht in dem Satze, daß alle die Leidenschaften, die uns unterjochen und verderben, nicht aus unserem Innern, sondern von außen kommen; sie sind kein Natur-, sondern ein Erziehungsproduct; denn unsere natürlichen Leidenschaften sind sehr beschränkt; sie sind die Werkzeuglichkeit unserer Freiheit, unserer Selbsterhaltung. Die Erziehung ist es mithin, welche die Leidenschaften bedingt [3]).

Das erste Erforderniß der Erziehung aber, namentlich in Bezug auf die Regungen der Geschlechtsliebe, ist die Nüchternheit der Aufrichtigkeit. Der Geschlechtstrieb wird durch nichts stärker angestachelt, als durch die Phantasie. Diese muß daher herabgestimmt, im Kinde schon herabgestimmt werden.

Das, was das Kind treibt, über die Menschwerdung nachzudenken; was es drängt, wissen zu wollen, woher die Kinder kommen, ist nicht die erwachende Geschlechtsliebe; es ist vielmehr bloße Neugierde, Wissensdurst, wenn man will; wie über andere Vorgänge und Dinge will das Kind auch darüber aufgeklärt sein. Gewöhnlich entziehen sich die Mütter, an welche die kleinen Neugierigen zuerst sich wenden, jeglicher Auskunft; sie sagen wohl gar: das ist etwas, wovon Kinder nichts zu wissen brauchen, oder: das wirst du schon erfahren, wenn du mal heiratheſt [4]). Mit Recht aber verwirft Rousseau diese, die

1) Emile ou de l' Education par J. J. Rousseau p. 17 (Paris 1851).
2) A. a. O. p. 239.
3) A. a. O. p. 240.
4) A. a. O. p. 247.

Aufmerksamkeit nur noch mehr erregenden und solcher Erregung halber nur zu leicht auf gefährliche Bahnen lenkenden Antworten; er sagt mit beherzigens- und nachahmenswerther Aufrichtigkeit, ihm habe immer die Antwort die beste geschienen, die eine Mutter ihrem mit Steinschmerzen behaftet gewesenen Sohne gegeben: „Mein Kind, die Mütter pissen sie mit großen Schmerzen, die ihnen bisweilen das Leben kosten[1])."

Mögen die Thoren lachen, setzt Rousseau hinzu, die Weisen ermessen das ganze sittliche Schwergewicht, das in der Antwort liegt. Die ganze Gefahr, welche die Erhitzung der Phantasie für die Geschlechtsliebe birgt, wird durch das nur zu wahre, aber wenig erheiternde, vielmehr sehr herabstimmende Bild beseitigt.

Die Zusammenfassung aller menschlichen Weisheit im Gebrauche der Leidenschaften ist daher: 1) die wahren Beziehungen des Menschen, sowohl in der Gattung wie im Individuum zu fühlen; 2) alle Neigungen der Seele nach diesen Beziehungen zu regeln[2]). Die Fähigkeit dazu hat der Mensch[3]).

In wahrhaft bewundernswürdiger Weise setzt dies Rousseau auseinander.

„Ein zugestutztes, mit Culturschliff versehenes, civilisirtes Kind, das nur den Augenblick erwartet, wo es die Körperkraft erlangt, welche erforderlich ist, um das vorzeitig ihm zu Theil gewordene Wissen zu verwerthen, täuscht sich nie über den Augenblick, wo jene körperliche Fähigkeit eintritt. Fern davon, denselben ruhig abzuwarten, beschleunigt es ihn; es verleiht seinem Blute eine frühreife Gährung; es weiß lange Zeit vorher, ehe es seinen Begierden nachlebt, was der Gegenstand derselben sein muß. Nicht die Natur ist das, was ihn erregt: er ist der, welcher sie vergewaltigt: sie hat ihn über nichts mehr zu belehren, wenn sie ihn zum Manne macht; er war es, seinem Gedankengange nach, lange vorher, ehe er es wirklich wurde.

„Der naturgemäße Gang ist in Wahrheit weit stufenmäßiger und langsamer. Nach und nach entzündet sich das Blut, das Gemüth beginnt zu arbeiten, das Temperament bildet sich. Der weise Arbeiter, welcher die Werkstatt leitet, trägt Sorge, alle seine Werkzeuge zu vervollkommnen, ehe er sie in Gebrauch nimmt: eine lang andauernde Unruhe geht dem ersten Begehren vorher, in einer lang andauernden Unwissenheit vollzieht sich der Umschwung; man begehrt, ohne zu wissen, was. Das Blut gährt und tobt; ein Ueberschuß an Leben sucht nach außen hin sich zu ergießen. Das Auge belebt sich und überblickt die übrigen Wesen; wir fangen an, uns für diejenigen zu interessiren, die

1) A. a. O. p. 248.
2) A. a. O. p. 249.
3) A. a. O. p. 250.

uns umgeben, man fängt an zu fühlen, daß man nicht gemacht ist, um allein zu leben: auf diese Weise öffnet sich das Herz den menschlichen Neigungen und wird der Anhänglichkeit fähig.

„Der erste Eindruck, für welchen ein sorgsam auferzogener junger Mann empfänglich ist, ist nicht die Liebe, sondern die Freundschaft. Die erste Regung seiner keimenden Einbildungskraft belehrt ihn, daß er seines Gleichen hat; die Gattung berührt ihn eher als das Geschlecht. Das ist noch des Weiteren ein Vortheil der länger bewahrten Unschuld: die wachsende Empfänglichkeit ist zu benutzen, um in das Herz des reifenden Jünglings die erste Saat der Menschheitlichkeit zu versenken, ein Vortheil, der um so kostbarer ist, als es der einzige Augenblick des Lebens ist, wo solch' ein Bemühen wahren Erfolg haben kann."

„Ich habe immer gesehen", fügt Rousseau schwerwiegenden Wortes hinzu, „daß die vorzeitig den Weibern ergebenen, in Lüderlichkeit ihrer Jugendlichkeit beraubten Jünglinge unmenschlich und grausam waren; der Ungestüm ihrer Begierde machte sie ungeduldig, rachsüchtig, wüthend: ihre Einbildungskraft, von einem einzigen Gegenstande voll, versagte sich allem Andern; sie kannten weder Mitleid noch Herzenserweichung; sie würden Vater, Mutter und das ganze Weltall dem geringsten ihrer Wünsche geopfert haben" . . . . .

Liegt da nicht die Lösung eines psychologischen Räthsels vor, wie des, welches uns ein Verbrecher der Art des in den liaisons dangéreuses geschilderten Vicomte von Valmont aufgiebt?

Wie aber läßt es sich erreichen, daß die Unschuld unserer Jugend länger bewahrt bleibe? Wie läßt sich mit der unvermeidlichen Nüchternheit wissenschaftlicher Zergliederung, der unsere Zeit sich nicht mehr zu entziehen vermag, die Empfindungsfrische bewahren, welche die Frucht des ungestörten Gemüthes und des den Eindruck eines ungetheilten Ganzen suchenden Intellectes ist?

Einen Weg nur giebt es, um dieses Ziel zu erreichen: dieser Weg ist die Ersetzung des individuellen Ideales der Geschlechtsliebe durch ein sociales; es muß die gesellschaftliche Aufgabe, welche die Geschlechtsliebe zu erfüllen hat, als Ziel an die Stelle des körperlichen Behagens treten, das bislang als das alleinige und eigentliche Object der Geschlechtsliebe galt und verfolgt wurde.

Dies ist ein ganz neuer Punkt socialwissenschaftlicher Forschung, aber vielleicht einer, der bedeutungsvoller ist, als sehr viele derer, welche man bis so weit zum Gegenstande der Untersuchung und des Streites gemacht hat.

Ehe nicht die **Liebe** in unser socialtheoretisches System hineinbezogen worden ist, wird es vergeblich bleiben, durch dieses den **Frieden** zu erreichen.

Um aber die Geschlechtsliebe zum integrirenden Theile der Socialtheorie zu machen, muß sie aus einem Spielzeuge zu einem Gegenstande ernst-wissenschaftlicher Betrachtung umgewandelt werden. All das mittelalterlich-ritterromantische Brimborium läppischer Liebelei muß zurücktreten gegen die nüchterne Erwägung des socialen Interesse, und dieses Interesse ist die **Ehe**, d. h. die zum Zwecke der Erzeugung und Erziehung tüchtiger, einen gesunden Keim körperlich und geistig kerniger Zusammensetzung des Volkes und der Menschheit verheißender Kinder vollzogene häusliche Verbindung von Mann und Weib.

Dies ist der social-sittliche Zweck der Geschlechtsliebe, deshalb auch **deren einziges vernünftiges Ideal.**

Wir sagen, es ist ihr Ideal. Das ist nicht unbedachterweise geschehen. Denn jenes Ziel der Erzeugung tüchtiger Kinder und deren Erziehung zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft ist nicht ein Act der Pflicht allein, nicht eine der Geschlechtsliebe oder dem in der Gewährung dieser liegenden Genusse auferlegte Beschränkung, sondern es ist die Verheißung des höchsten Glückes, das in der Ehe, in der Geschlechtsliebe überhaupt erreicht werden kann; das sinnliche Behagen in der Geschlechtsliebe dauert nicht länger als die generative Potenz, tritt also auch während der Dauer der letzteren nur in periodischen, kurzen Augenblicken ein, und nimmt obenein, nach Erlangung eines gewissen Lebensalters, ein bei dem Einen früheres, bei dem Andern späteres Ende. Der Schmerz über mißrathene Kinder erleidet aber gar keine Unterbrechung. Er ist nicht nur ständig, so lange die Freuden der Geschlechtsliebe dauern, sondern nimmt wuchernd zu mit dem Alter; er vermehrt sich in doppelter Progression: einmal, weil ein Mißrathenes je länger je lieber seine bösen Seiten herauszukehren pflegt, zweitens, weil im Alter mit der zunehmenden sinnlichen Genußunfähigkeit das Verlangen, Freude an den Kindern zu erleben, wächst.

Das social-sittliche Ideal der Geschlechtsliebe ist daher auch dasjenige des vernünftigen Individualismus.

Um aber dieses Ideal zu verwirklichen oder überhaupt nur einmal erst zum Gedankenziele der Menge zu machen, muß alle Versteckenspielerei mit der Geschlechtsliebe, die ganze lasterhaft-lüderliche Sprödigkeit, resp. die spröde Lasterhaftigkeit unserer lüderlichen Gegenwart aufhören. Unsere Dichter, unsere Komödienschreiber, unsere Novellisten, unsere Männer der Wissenschaft, nicht minder unsere Feuilletonisten und sonstigen das Gebiet der Geschlechtsliebe streifenden Journalisten, endlich auch unsere Aerzte, unsere Juristen, unsere Volksredner und Staatsmänner, vor Allen aber unsere Mütter müssen aufhören, in der Geschlechtsliebe das Gefühl zu betrügen, indem sie

den Verstand und die Vernunft umnachten. So wie heute die Jugend erzogen wird, fehlt selbst die Unschuld da, wo die Jungfräulichkeit noch vorhanden ist. Das überreizte Gefühl stört die Unbefangenheit des Gemüths, und es entsteht das Zerrbild, das uns in der schwunglosen Jugend, sowohl derjenigen männlichen, wie derjenigen weiblichen Geschlechts, auf Schritt und Tritt heute entgegengrinst. Es muß der Geschlechtsliebe ihr Geheimnißvolles und dadurch ihr Verführerisches genommen werden. Oeffentliches Geheimniß ist sie auch bei unserer Jugend ohnehin schon längst; ein nur zu tiefes Verständniß blickt den „Jungfrauen" unserer Gegenwart deutlich aus ihren lüsternen, welken Augen. Aber Anstands halber muß sie heute noch versteckt werden. Wie auch insgeheim das Handeln sei: es gilt als unkeusch, sich den Anstrich geschlechtlicher Kenntniß zu geben; die Unschuld, welche offenbar nur im unverdorbenen Denken und einem der socialen Sittlichkeit entsprechenden Handeln liegen kann, sucht man allein in dem Scheine thatsächlicher Unwissenheit.

Alle halbe Kenntniß geschlechtlicher Verhältnisse ist ungleich gefährlicher als die ganze. Man stelle sich daher unverhohlen auf den Standpunkt, dieselbe bis zur Vollständigkeit zu führen. Aber man entkleide sie allen phantastischen Beiwerkes, aller jener Verstandesverblendung und Vernunftverdunkelung, welche das Denken und mit diesem das Gemüth zum Spielballe der Phantasie erniedrigen, den Menschen sich selber rauben, indem sie den dunkeln Trieben in ihm die Leuchte entziehen, welche die Klarheit des Intellectes ihm werden kann, ja werden muß, wofern die Erziehung nicht principiell zur Verderbtheit führt.

Schon für das Kind muß sich mit den geschlechtlichen Verhältnissen der Ernst der social-sittlichen Pflicht verknüpfen, indem ihm die Ehe mit ihren Obliegenheiten nach innen und nach außen als das höchste Ideal des Daseins entgegentritt. Die stets zu neuem Probleme verständigen Schaffens erwachsende Zukunft muß sowohl dem Manne und dem Weibe, wie dem Knaben und dem Mädchen als das Heilige gelten, vor dem der Einzelne sich zu beugen hat, in dem er mit seiner Persönlichkeit aufgehen und in dem er sich wiederfinden soll.

Nichts Verderblicheres, zumal nichts social Verderblicheres giebt es daher, als das Phantasiespiel der Liebe. Dasselbe führt höchstens zur Liebelei, niemals zur Verwirklichung des Ideales der Liebe, welches das ganze Leben hindurch Befriedigung zu schaffen vermag, am allerwenigsten zu einem Verhältnisse der Geschlechter zu einander oder überhaupt zu einem Zustande des gesellschaftlichen Daseins, von dem eine wohlthätige Rückwirkung auf den Einzelnen auszugehen vermöge.

Es kann daher kein abschreckenderes Beispiel verkehrter Sittlichkeit

geben, als das von Jean Jacques Rousseau selber in den „jungfräulichen" Briefen von La nouvelle Héloise lehrreich mitgetheilte [1]).

Solche verassekurirte Sittlichkeit ist im höchsten Grade gemein; sie ist eine Beleidigung der Majestät der Menschennatur; sie entwürdigt das erhabenste, social bedeutungsvollste aller Gefühle zu ekler Harlekinade, das ganze menschheitsschöpferische Verhältniß der Geschlechter zu einander zu einer Fastnachtsposse, zu individualistischem, das gesammte sociale Wesen der kleinlichsten Erbärmlichkeit aufopfernden Mummenschanze.

Der Ausgangspunkt der Reform aber müssen die Männer sein. Denn sie sind nicht nur im übrigen socialen Leben, sondern auch auf dem Gebiete des Gefühlslebens, zumal auf dem Boden der Geschlechtsliebe der Schwerpunkt der Bewegung, der Stützpunkt der Oscillationen. Die entzückenden Eigenschaften, welche das Weib, als solches, d. h. als geschlechtlicher Gegensatz zum Manne hat, sind ihm nicht an und für sich, sondern nur durch den Mann eigen. Bekanntlich ist kein junges mannbares Mädchen, wofern es nur gesund ist, häßlich. Das liegt aber nicht daran, daß thatsächlich die Natur auf der Stufe sich nicht gegen die Regeln der Kunst vergehe, sondern daran, daß jeder kräftige Mann sich mit allen Fibern und sogar der nicht kräftige mit den Banden der Phantasie sich zu ihm hingezogen fühlt. Die Schönheit des Weibes ist deshalb im Wesentlichen das Werk des Mannes, und ähnlich geht es mit anderen weiblichen Vorzügen, namentlich auch mit dem Gemüthsüberschusse, welcher dem weiblichen Geschlechte zugeschrieben wird. Denn thatsächlich besitzt es diesen Ueberschuß nicht, sondern er ist ihm buchstäblich zugeschrieben, d. h. angedichtet worden; der liebestrunkene Dichter, der von einem geliebten Weibe ganz ergriffene Forscher erblickte als integrirende Eigenschaft des letzteren das, was er selber für sie empfand; und da generationsweise die Dichter und übrigen Verherrlicher des Weibes immer in den gleichen Fehler verfielen, so wurde es Dogma: „Das weibliche Gemüth ist ein viel tieferes als das des Mannes."

Einen Beweis hat man dafür nie erbracht.

Der Gegenbeweis ist dahingegen leicht zu führen, denn es zeugt für das tiefere, das leidenschaftlichere, das fruchtbarere Gemüth des Mannes dessen größere künstlerische Gestaltungskraft. Sind es etwa weibliche Schriftsteller, welche in Liebesliedern und Tragödien, in Gemälden und Statuen die Herzensfülle des Menschenlebens darlegen und ergründen? Sind es Frauenseelen, welche in den Meisterwerken der Tonkunst gemüthsgewaltig herrschen? Oder ist nicht gerade das von des Herzens Walten zu allermeist bedingte Gebiet der künstlerischen Urschöpfung dasjenige, wo das Weib, ihrer geschlechtlichen Natur gemäß, sehr wohl zu empfangen, aber nur kärglich zu geben im Stande ist?! In reproductiver Kunst, als Schauspielerinnen, leisten auch Frauen Großes; solches liegt eben daran, daß die Bühnendarstellung mit dem Gemüthe wenig zu schaffen hat, dies vielmehr nur oberflächlich von ihr berührt wird, daher auch die Schauspieler, um in ihrer Art groß zu sein, mehr receptive als productive Naturen sein müssen; ein ausgeprägt männlicher Charakter wird nie Schauspieler werden, und wofern ihn Lebensverhältnisse auf die Bahn drängen, niemals Anderes als Mittelmäßiges leisten; die Selbstständigkeit seiner Natur steht ihm bei der Unselbstständigkeit seines Seins auf der Bühne im Wege.

Deshalb muß die Anregung und der Plan zu aller Neugestaltung von den Männern ausgehen; Frauen folgen den richtigen Ideen gerne, aber vermögen nicht, sie zu fassen. Dies nimmt indessen nicht weg, daß den Frauen vorwiegend das Amt gebührt, der socialen Sittlichkeit zu warten. Ihnen fällt die Erziehung anheim, ihnen ist von Natur die größere Leichtigkeit der Selbstbeherrschung verliehen, eben weil sie weniger Gemüthsungestüm zu zügeln haben, und endlich tragen sie weitaus schwerer als wir an den Folgen sittlicher Verwilderung und Entartung; wo die Geschlechtsliebe in corrumpirter Gesinnung wurzelt, wird jedes Weib zur Metze. Nichtsdestominder muß der Mann in Bezug auf die Wartung des Amtes dem Weibe den Boden bereiten, und der erste Schritt ist hier die Beseitigung der albernen, aus Frankreichs ekler Ritterromantik überkommenen Vergötterungspoesie der Weiblichkeit. Diese Vergötterungspoesie ist Betrug. Wie sie es im Mittelalter war, ist sie's heute. Ueberdies ist sie nicht nur Betrug der Weiber, sondern Betrug unser selbst; sie verherrlicht die weibliche Schönheit aus Egoismus, und sie beschönigt unseren Egoismus aus Frivolität. Der erste Schritt zu socialer Sittlichkeit in der Geschlechtsliebe ist daher der Ernst des Daseins in den Erfordernissen der gesellschaftlichen, der menschheitlichen Zukunft, deshalb die nüchtern nackte Erfassung der Wirklichkeit, die unverhohlene wissenschaftliche Untersuchung der Möglichkeit schöner socialer Gestaltung unsere erste Pflicht.

Heute ist die geschlechtliche Beiwohnung das letzte Ziel aller Geschlechtsliebe. Fast jedem Romanschriftsteller, jedem Komödienschreiber geht der Stoff aus, wenn er seine Helden glücklich oder unglücklich in den Hafen der Liebe geführt hat, und wo ja heute ein Schauspiel oder eine Novelle diese Ehestandsgrenze überschreitet, kommt nur ein

1) Première Partie, Lettre XIII, De Julie, T. 1, p. 97. (La nouvelle Héloise ou Lettres de deux amans, habitants d'une petite ville au pied des Alpes, recueillies et publiées par J. J. Rousseau, aux deux Ponts 1732.)

retrogrades Verfahren zum Vorscheine; aus dem Ehebunde führt der Schriftsteller in die Liebelei zurück. Der Ehe selber einen über die Geschlechtsliebe hinausgehenden Inhalt zu geben, sind sie sammt und sonders außer Stande, dadurch den besten Beweis liefernd, wie sehr unser sociales Leben eines, über den Sinnenkitzel hinausgehenden Ideales der Geschlechtsliebe entbehrt.

Und doch wird selbst der sinnliche Genuß in der geschlechtlichen Verbindung zwischen Mann und Weib auch durch das unbewußt liebgehegte Ideal bedingt. Gilt es nicht als das untrügliche Zeichen einer viehischen, entmenschten Natur, wenn es dem Manne gleichgültig geworden ist, mit welchem Weibe er sich fleischlich vermischt? Gilt nicht ein Weib als Hure, das, Messalinen gleich, sich, rein thierischen Dranges halber, jedwedem Manne hingiebt, zuletzt, wie gewisse russische Fürstinnen, keiner schwächeren Potenz mehr als der junger Hengste genügsam? Ein Geschlechtsgenuß, der zu poetischem Schwunge begeistert, der besungen worden ist von den größten unserer Dichter, ist der mit dem *geliebten* Weibe; die himmelanhebende Sehnsucht des ganzen Innern, von der *bestimmten* Frau erweckt, ist das, was auch die noble Natur leidenschaftskräftig ergreift, und was in der Bethätigung der göttliche Athem der Zeugungsgewaltigkeit durchglüht. Diese Liebe aber, welche bestimmte Individuen, dieses *eine* Weib mit jenem *einen* Manne zusammenführt und in engster Umschließung sich verbinden läßt, ist das instinctive Walten des socialen Ideales. Die Ehe ist nur ein concretes Beispiel des als sociales Gesetz von uns geforderten individuellen Aufgehens in die Gesammtheit. Sie ist dies auch nur wenn und in so fern als das Aufgehen nicht nur das körperliche im Augenblicke des Beischlafes, sondern auch ein geistiges, in der ganzen gemeinschaftlichen Lebensführung sich bethätigendes ist. Der volle Ausdruck jenes individuellen Aufgehens in die Gesammtheit sind daher die Kinder, als die Resultate des Einklanges zwischen Körper und Geist in der individuell bestimmt gewesenen Geschlechtsliebe. Denn ganz zweifellos und unwiderleglich durch die Erfahrung bestätigt ist es, daß der Einklang in den Naturen der Eltern, resp. ihre zur Neuschöpfung passende gegenseitige Ergänzung die Harmonie in den Kindern bedingt. Deshalb findet man so häufig unter den Erstgeborenen auch der glücklichen Ehen die minder harmonisch angelegten Naturen, während die jüngeren den größeren, bessergestimmten Einklang zeigen: der Grad des geistigen Hineinlebens der Eltern in einander machte sich körperlich geltend. Das Gegentheil natürlich muß der Fall sein, wo die Länge der Dauer der Ehe zum Zerwürfnisse, anstatt zu größerem Verständnisse führt.

Zu allererst müssen also die Männer das alberne Phantasiespiel

abschütteln, welches dem Gehirne die Wollustempfindung der Liebe als höchsten Lebensgenuß vorgaukelt. Es muß das Phrasengeklingel aufhören, das heute als Poesie gilt. Die Lyrik muß ihrer billigen Verlogenheit ein Ende machen, in der Einfachheit der Natur wieder ihre Objecte suchen und finden, und die nüchternen Ziele des Lebens mit ihren Versen verschönen. Weit besser wär's sonst, wir hätten gar keine Dichter!

Ein abschreckendes Beispiel sinnlicher, alles sociale Pflichtbewußtsein unbeachtet lassender Liebesfaselei und fruchtloser wollüstig-müßiger Gehirngrübelei giebt J. J. Rousseau in einem Briefe des Geliebten der Julie[1]), am Tage nach deren Falle:

„O laß uns sterben, meine süße Freundin! laß uns, Geliebte meines Herzens, sterben! Was wollen wir hinfort mit einer öden Jugend beginnen, deren äußerste Wonnen wir erschöpfend genossen haben? Erkläre mir, wenn du es kannst, was ich in dieser unbegreiflichen Nacht gefühlt habe; gieb mir die Vorstellung eines so verbrachten Lebens, oder laß mich eines aufgeben, das nichts von demjenigen bietet, was ich mit dir erfahren. Ich hatte das Vergnügen gekostet, und ich glaubte das Glück zu erfassen. Ah! ich hatte nur einen leeren Traum empfunden, und meine Einbildung barg nur das Glück eines Kindes. Meine Sinne spotteten meiner groben Seele; ich suchte nur in ihnen das höchste Gut, und ich habe gefunden, daß ihre durchgekosteten Vergnügungen nur erst der Anfang der meinigen waren. O einziges Meisterwerk der Natur! göttliche Julie! köstlicher Besitz, zu dem alle Entzücken der heißesten Liebe kaum hinreichen! Nein, es sind nicht diese Entzücken, welche ich am meisten bedaure: Ach! nein, nimm zurück, wenn es sein muß, diese berauschenden Gunstbezeugungen, für welche ich tausend Leben geben würde; aber gieb mir wieder alle das, was sie nicht waren und sie tausendmal überstieg. Gieb mir jene enge Verbindung der Seelen wieder, die du mir angekündigt hattest und die du mich so völlig hattest schmecken lassen. Gieb mir jene so sanfte durch den Erguß unserer Herzen erfüllte Niedergeschlagenheit; gieb mir den süßen Schlummer wieder, der mich an deinem Busen lungernd überraschte; gieb mir jenes noch köstlichere Erwachen zurück und jene unterbrochenen Seufzer, jene süßen Thränen, und jene Küsse, die eine wollüstige Langmuth uns haltsam schlürfen ließ, und jenes so zärtliche Aechzen, während dessen du an dein Herz dieses zur Verbindung mit ihm geschaffene Herz preßtest" .....

Mit Jean Jacques Rousseau'scher Feder ginge dergleichen noch an. Aber wehe! wenn untergeordnete Creaturen, wie es deren heutzutage

1) La nouvelle Héloise a. a. O. T. 1, p. 215.

unter den Romanschriftstellern und Komödienschreibern giebt, sich solches Stoffes bemächtigen: dann wird aus dem schönen Phrasenresultate des phantastischen Liebesausputzes nichts als Ausdrucks-Wahnwitz und Zote!

Der Grund hierfür liegt aber darin, daß all das lyrische Liebesgeklingel in Reim und Prosa nichts als der schal gewordene Abhub jener naturwidrigen Ritterromantik ist, welche schon bei der Geburt Lüge war und auch in dem nahezu vollen Jahrtausend ihres Bestehens nie als Wirklichkeit, sondern stets nur als conventionelle Redensart existirt hat.

Unsere heutigen Liebesgedichts-Anschauungen haben weder eine ethische, noch überhaupt eine rationelle, sondern ausschließlich eine historische Wurzel.

Wie konnte dem anders sein? War doch für die Ethik selber in allgemein wissenschaftlichem Verstande noch keine Gedankenbasis gewonnen worden: wie konnte da die Liebespoesie eine andere Gefühls-Unterlage bekommen, als die, welche sich von Alters her traditionell bei ihr fortgeerbt hat?

Die christliche Kirchenlehre hatte bekanntlich das liberum arbitrium indifferentiae aufgestellt, d. h. sie behauptete, was sie noch heute behauptet, daß den Menschen „unter gegebenen, ganz individuell und durchgängig bestimmten äußeren Umständen, zwei einander diametral entgegengesetzte Handlungen gleich möglich sind [1]." Die späteren methodischeren philosophischen Untersuchungen stürzten diesen Satz um, indem sie ihn schon logisch als völlig haltlos darstellten [2]: Es wird der Wille offenbar durch dasjenige bestimmt, wofür er sich entscheidet, und da er, um überhaupt Wille zu sein, sich immer für irgend etwas entscheiden muß, so wird er ausnahmslos, wenn er überhaupt da ist, durch irgend etwas und zwar immer durch das Gewollte bestimmt. Aber so wahr dieser Satz an und für sich ist, so falsch waren die des Weiteren darauf gegründeten und schlußfolgernd aus ihm gezogenen Lehren. „Die Quelle der Irrthümer", heißt es in dem, Holbach als Verfasser zugeschriebenen, zuerst unter Mirabeau's Namen herausgekommenen „Système de la Nature, Ou Des Lois du Monde Physique et du Monde Moral [3]," „in welche der Mensch gefallen ist, indem er sich der Selbstbetrachtung unterzogen hat, ist davon gekommen, daß er geglaubt hat, sich durch sich selbst zu bewegen, immer aus eigener

1) Arthur Schopenhauer in seiner Beantwortung der Preisfrage der k. norwegischen Societät der Wissenschaften zu Drontheim: „Num liberum hominum arbitrium e sui ipsius conscientia demonstrari potest?" S. Grundprobleme der Ethik S. 9—10. (Frankfurt a/M. 1841.)

2) Arthur Schopenhauer a. a. O. S. 47—48.

3) Londres 1770, première partie, ch. VI. p. 74.

Energie zu handeln; in seinen Handlungen und in seinen Willensentschlüssen, welche deren Werkzeuglichkeit darstellen, unabhängig von den allgemeinen Gesetzen der Natur und von den Gegenständen zu sein, welche, oft ihm unbewußt und stets wider seinen Willen, diese Natur auf ihn wirksam macht. Hätte er sich aufmerksam untersucht, so würde er erkannt haben, daß alle seine Bewegungen nichts weniger als spontan sind; er würde gefunden haben, daß seine Geburt von Ursachen abhängt, die gänzlich außerhalb seines Machtbereichs liegen, und daß er ohne seine Zustimmung in das System, wo er eine Stelle ausfüllt, eintritt; daß von dem Augenblicke, wo er geboren wird, an, bis zu dem, wo er stirbt, er unaufhörlich durch Ursachen modificirt wird, welche, wider seinen Willen, auf seine Maschine Einfluß ausüben, sein Wesen bestimmen und über sein Betragen verfügen." Was muß nothwendig aus dieser Auffassung folgen und was ist thatsächlich daraus gefolgt? Der moralisch so höchst gefährliche, aller socialen Sittlichkeit Hohn sprechende Satz, daß der Mensch individuell nicht verantwortlich, moralisch nicht verantwortlich sei.

Selbst Schopenhauer steht noch auf diesem Standpunkte [1]), der leider die Unterlage unserer gesammten wirthschaftlichen theoretischen und praktischen Anschauungen geworden ist [2]) und den Hauptkrebsschaden unserer Zeit, die eigentliche Wurzel des herrschenden socialen Zerwürfnisses bildet [3]). Derselbe ist aber unbedingt falsch. Es leidet zwar keinen Zweifel, daß der menschliche Wille, von außen angesehen, als abhängig von demjenigen erscheint, wofür er sich entscheidet. Aber das thut seiner Willensfreiheit nicht den mindesten Abbruch. Mag man noch so sehr sagen, daß der Wille das, wofür er sich endlich entschied, mußte, so bleibt darum nicht minder wahr, daß er es auch wollte, nun und eines Mehreren braucht's doch für die Willensfreiheit nicht, so daß zu dieser nichts erfordert ist, als die Selbstständigkeit der Entscheidung. Ueberdies ist es vollständig verkehrt, und zwar schon der Methode der Untersuchung nach verkehrt, die Willensfreiheit im Acte der Willensentscheidung zu suchen; es ist denn doch wahrlich eine alte Geschichte, daß sich der Wille, indem er sich entscheidet, auch bindet; ein uralter Sprachgebrauch drückt das schon aus. Die Freiheit liegt daher vor der Entscheidung. Hier ist sie aber so gewiß vorhanden, als der Mensch, wofern er nur seinem eigenen Ermessen folgen darf, zwischen verschiedenen Gegenständen seiner Willensbefriedigung wählen kann. Dies aber eben ist Willensfreiheit.

1) S. S. 243 meines „Eigenthumsrecht und die Menschheits-Idee im Staate. Eine Lösung der socialen Frage." (Leipzig 1878.)

2) Ebendaselbst S. 274 u. a.

3) Ebendas. S. 496 u. a.

Der ganze Streit um die Frage, ob der menschliche Wille frei sei oder nicht, war zum weitaus größten Theile ein Streit um's Kaisers Bart. Die ganze Fragestellung war falsch, und die Dunkelheit, die in der Sache vorhanden war, beruhte in der falschen Fragestellung. Es wurde namentlich darauf gar nicht gerücksichtigt, daß der menschliche Wille nicht etwas in sich Homogenes ist, wie ein Klumpen gediegenen Goldes, sondern daß er schwankt, bald so, bald so ist, und daß das eigentlich lebendige Interesse, welches die Menschen an der Frage der Willensfreiheit nehmen, daran liegt, wie der Willensstreit in uns zu beseitigen, mit anderen Worten, wie das Bewußtsein der Willensfreiheit zu erlangen steht. Der philosophisch rohe Mensch will heute dies und morgen das, in der einen Stunde das Gegentheil von dem, was er in der anderen will, und auf diese Weise ist sein ganzes Leben aus Willensconflicten zusammengesetzt, keine Stufe desselben daher eine Erfüllung früherer Willensregungen. Das wahre Problem der Philosophie ist daher die Frage: wie kann der Mensch seinen Willen mit sich selber in Uebereinstimmung bringen? „Die Willensfreiheit ist kein Angebinde der Natur, sondern ein geistiges Product unser selbst. Sie selber ist objectiv nicht in dem Sinne vorhanden, daß die einzelnen Willensregungen unabhängig zu machen stünden von den, die Motive zu ihnen abgebenden Objecten. Aber das Bewußtsein von ihr kann in intellectueller Arbeit dadurch erworben werden, daß unter den auf den Willen wirkenden Motiven durch systematische intellectuelle Ausbildung ein den Interessen und den Anforderungen des Daseins in socialer wie individueller Beziehung entsprechender Einklang herbeigeführt wird, welcher die Willensconflicte beseitigt, in deren Erfahren eben das liegt, was wir als Unfreiheit des Willens empfinden [1]."

Streiten sich da die Schriftgelehrten über die Willensfreiheit, und die meisten Menschen wissen gar nicht, was sie wollen! Ja, wußten nur einmal jene nach der Willensfreiheit forschenden Philosophen, was sie wollten? Ihre verkehrte Fragestellung des betreffenden Problemes zeugt nicht dafür.

Im Besonderen des praktischen Lebens hat denn auch nie ernstlicher Streit darüber bestanden, daß jeder Mensch, dem die Selbstständigkeit seiner Entscheidung nicht mangelt, Willensfreiheit hat; die Jurisprudenz hat es immer so aufgefaßt, und der natürliche, unbefangene Menschenverstand hat es nie anders begriffen. Selbst die Philosophen geben es, trotz dem Widersprechenden ihrer allgemeinen Lehren, zu. Holbach erklärt freilich am Ende des ersten Bandes

1) Mein Eigenthumsrecht S. 250.

seines Système de la Nature in der Zusammenfassung dessen Inhaltes [1]): „Das System der behaupteten Freiheit stützt sich auf nichts; es wird auf Schritt und Tritt durch die Erfahrung Lügen gestraft; es beweist dem Menschen, daß er bei allen seinen Handlungen niemals aufhört, unter dem Drucke der Nothwendigkeit zu stehen, eine Wahrheit, welche, fern davon für die Menschen gefährlich oder für die Sittlichkeit untergrabend zu sein, ihm deren wahre Grundlage liefert, weil sie zwischen den vernünftigen und in Geselligkeit verbundenen Wesen die Nothwendigkeit von Beziehungen darthut, innerhalb deren mit gemeinsamen Anstrengungen für die gegenseitige Glückseligkeit gearbeitet wird. Aus der Nothwendigkeit dieser Beziehungen wird die Nothwendigkeit ihrer Pflichten und die Nothwendigkeit der Liebesgefühle geboren, die sie dem tugendhaft genannten Betragen zugestehen, oder des Widerwillens, den sie vor dem lasterhaft oder verbrecherisch genannten hegen. Hieraus erkennt man die wahre Grundlage der sittlichen Pflicht, welche nichts ist als die Nothwendigkeit, Mittel zu ergreifen, um den Zweck zu erreichen, den der Mensch in der Gesellschaft sich vorsetzt, wo ein Jeder von uns aus eigenem Interesse, zu seinem eigenen Glücke, zu seiner eigenen Sicherheit gezwungen wird, die Neigungen zu haben und zu zeigen, welche zu seiner Selbsterhaltung und dazu nöthig sind, um in seinen Genossen die Gefühle hervorzurufen, deren er bedarf, um selber glücklich zu sein. Mit einem Worte: die Moral gründet sich auf die nothwendige Wirkung und Gegenwirkung der menschlichen Willensregungen, auf die nothwendige Anziehung und Abstoßung ihrer Seelen. Die Uebereinstimmung oder der Einklang des Willens und der Handlungen der Menschen ist das, was die Gesellschaft erhält; es ist ihr Zwiespalt, welcher sie auflöst und unglücklich macht."

Das Ende der Weisheit Holbach's führt also zum Anfange zurück; das, was er uns als endliche Lösung nennt, ist just der Kern des Räthsels. Denn es liegt die Rettung nicht in der Erkenntniß, daß Einklang vereint, Zwiespalt trennt — diese Erkenntniß dürfte früheren Datums sein als 1770, das Erscheinungsjahr von Holbachs Système de la Nature — sondern darin, wie solcher Zwiespalt vermieden, solcher Einklang erreicht werden könne. Gerade hierüber aber sagt unser Philosoph nichts, als daß solches aus „action" und „réaction" hervorzugehen habe.

Der Kern des Fehlers, den die materialistische Philosophie begangen hat, den sie noch heute begeht, ist der, daß sie den Schwerpunkt des menschlichen Daseins nach außen verlegt. Das Innere

1) A. a. O. S. 365.

des Menschen, die Wurzel alles Schönen und Edlen bleibt in unserem heutigen socialen Leben ganz außer Spiel. Man hat es viel zu bequem gefunden, die bewegende Kraft der menschlichen Handlungen in einem äußeren Mechanismus zu suchen, um nicht hartnäckig daran festzuhalten und bei allen socialen Calamitäten zur eigenen Reinwaschung darauf zu verweisen.

Die Urschuld tragen die materialistischen Philosophen mit der Einseitigkeit und Unzulänglichkeit ihrer Systeme. Wirksamer und der unmittelbaren Schuld theilhaftiger war aber die Wissenschaft, welche unmittelbarer für's Leben lehrte, nach der Unzulänglichkeit jenes Systemes der menschlichen Thätigkeit Regeln vorschrieb: die politische Oekonomie[1]).

Nichts hat in der Gesellschaft in den letzten übrigens so fruchtbar an glücklichen Errungenschaften gewesenen hundert Jahren so verderblich gewirkt, wie die Anwendung der philosophischen Ethik, welche Holbach und ähnliche Köpfe lehrten, denen ihre Zeitgenossen nur deshalb huldigten, weil sie kräftig eingriffen, um das Alte und Abgestorbene zu beseitigen. Dieses letztere erreichten die Encyklopädisten. Aber der Aufbau einer wissenschaftlichen Ethik ist noch nachzuholen; zu ihm lieferten jene kaum das Material, geschweige denn den Riß und den Bauplan.

Uebrigens widersprechen sich die Systeme à la Holbach. Dieser schreibt: „Je mehr wir die Dinge betrachten und je mehr wir uns überzeugen werden, daß die falschen Meinungen der Menschen die wahren Quellen ihres Unglückes sind, desto mehr erkennen wir, daß das Glück nur deshalb unter ihnen so selten ist, weil sie es an Dinge ketten, die für ihr Wohlsein unwesentlich oder unnütz sind, oder die sich in wirkliche Uebel für sie umsetzen[2])." Nicht minder aber schreibt er: „Die Erziehung ist nur die Kunst, die Menschen zu rechter Zeit, d. h. wenn ihre Organe noch sehr geschmeidig sind, die Gewohnheiten, die Meinungen und den Zuschnitt zu lehren, die von der Gesellschaft, in der sie leben sollen, gelitten werden. Die ersten Augenblicke unserer Kindheit werden angewandt, um Erfahrungen zu machen; diejenigen, welche mit der Sorge, uns aufzuziehen, betraut sind, lehren uns, sie anzuwenden, oder sie entwickeln in uns die Vernunft; die ersten Eindrücke, die sie uns zu Theil werden lassen, entscheiden gemeiniglich über unser Geschick, unsere Leidenschaften, die Ideen, die wir uns von unserem Glücke machen, die Mittel, die wir anwenden, um es uns zu verschaffen, über unsere Laster und über unsere Tugenden. Unter den Augen seiner Lehrer erlangt das Kind Vorstellungen,

1) S. darüber mein Eigenthumsrecht S. 497 ff.
2) A. a. O. S. 333.

lernt sie zu verbinden, nach einer gewissen Methode zu denken, schlecht oder gut zu urtheilen. Es werden ihm verschiedene Gegenstände gezeigt, die man es gewöhnt zu lieben oder zu hassen, zu begehren oder zu fliehen, zu schätzen oder zu mißachten. So übertragen sich die Meinungen der Väter, der Mütter, der Ammen, der Lehrer auf die Kinder; so füllt sich der Geist allmählich mit Wahrheiten oder Irrthümern an, nach welchen Jeder sein Betragen einrichtet, das ihn glücklich oder unglücklich, tugendhaft oder lasterhaft, schätzbar oder hassenswerth für die Anderen, zufrieden oder unzufrieden mit seinem Geschicke macht, je nach den Gegenständen, auf die man seine Leidenschaft und die Energie seines Geistes gerichtet hat, d. h. in denen man ihn gelehrt hat, sein Interesse oder seine Glückseligkeit zu erblicken: in Folge dessen liebt er und verfolgt das, was man ihm gesagt hat, daß er lieben und verfolgen solle; er hat Geschmack, Neigungen, Phantasieen, welchen er im ganzen Verlaufe seines Lebens sich nach Maßgabe der Thatkraft, womit die Natur ihn versehen oder die man in ihm ausgebildet hat, bemühen wird, zu genügen[1])." Was heißt das? Holbach giebt zu, daß der Mensch ein Erziehungsresultat ist; er hebt also seine ganze, mit so großem didaktischem Aufwande in Scene gesetzte Beweisführung von der Nothwendigkeits-Gesetzmäßigkeit wieder auf. Während nach dem Vorherangeführten das ganze menschliche Seelenleben, wie das vegetative auf Reize, in unabänderlichem Causalnexus den Motiven stets gleichmäßig folgen müßte, beginnt Holbach den auf unser letztes Citat folgenden Absatz mit dem Ausspruche: „Die Politik sollte die Kunst sein, die Leidenschaften der Menschen zu regeln und sie zum Wohle der Gesellschaft zu lenken, aber sie ist nur zu häufig nur die Kunst, die Leidenschaften der Glieder der Gesellschaft zur Zerstörung ihrer selbst und der Gesellschaft, welche ihr Glück ausmachen müßte, zu waffnen[2])." Er spricht an einer anderen Stelle[3]) von den Verirrungen der Einbildungskraft, wieder an einer anderen[4]) von der großen Geschmeidigkeit der dem Menschen eigenen Organe. Heißt das nicht, praktisch sich auf den Standpunkt stellen, den er theoretisch verwirft?

Die materialistische Theorie ist daher nach der ethischen Seite hin zu ergänzen. Es bleibt der Kopf in ihr unbefriedigt, weil das Herz darin sein Genüge nicht finden kann. Diese Lücke läßt sich aber nicht anders ausfüllen, als wenn mit der Freiheit des Schöpferischen im Menschen auch dessen Verantwortlichkeit für alles Geschehen wieder

1) A. a. O. S. 140—141.
2) A. a. O. S. 141.
3) A. a. O. S. 129.
4) A. a. O. S. 110.

Grundsatz wird; es muß der innere Mensch so zu sagen wieder auf den Thron gesetzt werden; er muß aber mit der Ehre der Souveränetät auch deren Lasten tragen; nicht den Schatten einer Umgehung der vollen Verantwortlichkeit für sein Thun darf er daher auf sich laden, vielmehr wie der vernünftige Fürst sich als erste Magistratsperson, auch sich nur als Diener des gemeinen Besten begreifen.

Daß trotz alledem auch der Scherz sein Recht haben und behalten müsse, leidet keinen Zweifel. Aber es darf derselbe nicht mit der tiefernsten Angelegenheit der Menschwerdung getrieben werden. Es läßt sich einmal nicht verkennen, daß die Handhabung der Geschlechtsliebe über Generationen entscheidet: Soll da eine frivole Liebelei an die Stelle gemüthstiefer Verbindung von Mann und Weib treten? Es leidet keinen Zweifel, daß noch weit wichtiger als die Lebensgeschichte des Menschen, seine Eindrücke und seine Erziehung, seine Vorgeschichte ist. Der Volkswitz hat sich dieser von der Philosophie vernachlässigten Thatsache in dem Scherzworte bemächtigt: man muß in der Wahl seiner Eltern vorsichtig sein! Und gewiß läßt sich nicht leugnen, daß der einzig sichere Weg, bessere Menschen zu bekommen, der ist, bessere Kinder zu machen.

Unsere Zeit namentlich verlangt den Ernst der socialen Erwägung in der Geschlechtsliebe. So lange als deren Ergebnisse als das bloße Spiel des Zufalles angesehen wurden, da trug die Frivolität, die Zote einen harmloseren Charakter. Heute aber, wo die Lösung der socialen Frage immer gebieterischer mit Nothwendigkeit sich aufdrängt, da ist alle leichtfertige Behandlung der für jene Lösung so schwer wiegenden Materie Sünde. Deshalb auch verdienen lockere Schriften, welche die Scene ihrer Lüsternheit in Regionen früherer Zeit, in jene Ritterromantik, aus der alle Verkehrung natürlich sittlicher Geschlechtsliebe in die Liebelei gekünstelter Sitte stammt, verlegen, die glimpflichere Kritik, zumal wenn sie im gefälligen Spiele mit dem lockenden Reize nicht den Ernst der Empfindung beleidigen, der das Lebenselement aller wahren, sittlich reinen Zuneigung ist. Es läßt sich z. B. nicht leugnen, daß Wieland's Oberon ein solches Werk ist. Es handelt sich da um zwei ehrliche Liebesgeschichten, und wenn diese der Dichter mit Episoden umwoben hat, deren Charakter etwas reichlich das sinnliche Element in der Geschlechtsliebe in den Vordergrund drängt, so ist ihm wenigstens nicht der Vorwurf zu machen, daß er gegen die Principien der socialen Sittlichkeit gefehlt habe, mag auch die von ihm gebotene Lectüre nicht gerade für jedweden Leser die geeignete Kost sein. Deshalb auch ist Wieland's Oberon in social-sittlicher Hinsicht unendlich höher zu stellen als z. B. Byron's Don Juan. Hier bildet die Frivolität selber die Absicht des Dichters, dort ist sie das Beiwerk

einer etwas lockeren Poesie. Man vergleiche z. B. die folgende Stelle aus Wieland's Oberon mit der nach ihr abgedruckten aus dem Don Juan von Lord Byron.

— — — — — — — — — — — — —

10. „Einst um die Zeit, da schon am sternevollen Himmel
In Thetis Schooß der funkelnde Arktur
Sich senkt' — es schwieg am Bord das lärmende Getümmel,
Und kaum bewegte sich wie eine Weizenflur,
Auf der sich Zephyr wiegt, der Ocean; die Leute
Im Schiffe, allzumahl des tiefsten Schlummers Beute,
Verdünsteten den Wein, der in den Adern rann,
Und selbst am Ruder nickt der sichre Steuermann;

11. Auch Fatme war zu ihres Fräuleins Füßen
Entschlummert: nur von Deinem Augenlied,
O Hüon, nur von Deinem Busen flieht,
O Rezia, der Schlaf! — Die armen Seelen büßen
Der Liebe süßes Gift. Wie wühlt sein heißer Brand
In ihrem Blut! und ach! nur eine dünne Wand
Trennt sie; sie glauben fast einander zu berühren,
Und nicht ein Seufzer kann sich ungehört verlieren.

12. Der Ritter, dem der lang' verhaltne Drang
Zur Marter wird, dem jede bittre Zähre,
Die seine Grausamkeit Amandens Aug' entzwang,
Auf seinem Herzen brennt, er seufzt so laut, so lang,
Als ob's sein letzter Athem wäre.
Sie, die mit Lieb' und Scham schon eine Stunde rang,
Kann endlich länger nicht die Lind'rung sich versagen,
Zu forschen, was ihn quält, und Trost ihm anzutragen.

13. Im weißen Schlafgewand, dem schönsten Engel gleich,
Tritt sie in sein Gemach mit zärtlichem Erbarmen
Im keuschen Blick, mit furchtsam offnen Armen.
Ihm ist, als öffne sich vor ihm das Himmelreich.
Sein Antlitz, kurz zuvor so welk, so todtenbleich,
Wird feuerroth; sein Puls, der kaum so träge
Und muthlos schlich, verdoppelt seine Schläge,
Und hüpfet wie ein Fisch im spiegelhellen Teich.

14. Allein gleich wieder wirft ihn Oberons Wort darnieder;
Und da er schon, durch ihre Güte dreist,
An seine Brust sie ziehen will, entreißt

Er ſchnell ſich ihrem Kuß, ſich ihrem Buſen wieder;
Will fliehn, bleibt wieder ſtehn, kommt raſch auf ſie zurück,
In ihre Arme ſich zu ſtürzen,
Und plötzlich ſtarrt er weg, mit wildem rollenden Blick,
Als wünſcht' er ſeine Qual auf einmal abzukürzen.

15. Er ſinkt auf's Lager hin, hoch ſchlägt ihr volles Herz
Durch's weichende Gewand, und ſtromweis ſtürzt der Schmerz
Aus ihren ſchmachtenden vor Liebe ſchweren Augen.
Er ſieht's, und länger hält die Menſchheit es nicht aus:
Halb ſinnlos nimmt er ſie (werd' auch das Aergſte draus!)
In ſeinen Arm, die glüh'nden Lippen ſaugen
Mit heißem Durſt den Thau der Liebe auf,
Und ganz entfeſſelt ſtrömt das Herz in vollem Lauf.

16. Auch Rezia, von Lieb' und Wonne hingeriſſen,
Vergißt zu widerſteh'n, und überläßt, entzückt,
Und wechſelsweis an's Herz ihn drückend und gedrückt,
Sich ahnungslos den lang' entbehrten Küſſen.
Mit vollen Zügen ſchlürft ſein nimmer ſatter Mund
Ein herzberauſchendes wollüſtiges Vergeſſen
Aus ihren Lippen ein; die Sehnſucht wird vermeſſen,
Und ach! an Hymens Statt krönt Amor ihren Bund[1])!"

Dahingegen Lord Byron im Don Juan:

136. „Nacht war es, — Julia lag in ihren Kiſſen,
Vermuthlich ſchlafend, da geſchah ein Krach
An ihre Thür, es ward gepocht, geriſſen,
Als klopfte Jemand die Verſtorb'nen wach, —
Was ſchon paſſirt iſt, wie wir Alle wiſſen,
Und einmal noch paſſiren wird — hernach: —
Die Thür war feſt, doch draußen pocht' und ſchrie
Jemand: ‚Madam, Madam, erwachen Sie!'

137. ‚Herr Gott! Madam! Madam! der Herr iſt da
Und halb Sevilla folgt ihm auf den Hacken, —
Ich bin nicht Schuld daran, — ich wachte ja, —
Und nun kömmt dies Malheur uns auf den Nacken!
Nur hurtig aufgemacht, — ſie ſind ſchon nah, —
Mir iſt, als hört' ich ſchon die Treppe knacken, —
Sie kommen gleich, — vielleicht entwiſcht er noch, —
Das Fenſter iſt ja nicht ſo ſchrecklich hoch!'

1) Oberon, Wieland's Werke 23, 251—253 (Leipzig 1820).

138. Indeß kam Don Alfonſo ſelbſt allmählich
Mit Fackeln, Dienern, Freunden angerückt;
Die meiſten dieſer Herren lebten ehlich
Und waren ſehr geneigt, wohl gar entzückt,
Ein Weib im Schlaf zu ſtören, welches ſchmählich
Die Schläfen ihres Manns mit Hörnern ſchmückt.
Ein ſolches Beiſpiel wirkt contagiös,
Blieb' Eine ſtraflos, würden Alle bös.

139. Ich weiß nicht, wie, warum und was für ein
Verdacht Alfonſo antrieb, ſo zu ſchalten;
Auf jeden Fall war es durchaus nicht fein
Von einem Herrn, zumal von einem alten,
(Und ohn' ein Wort der Warnung obendrein,)
Am Bette ſeiner Frau Levers zu halten,
Lakaien aufzubieten, Feu'r und Schwert,
Um zu beweiſen, daß man ihn entehrt!

140. Die arme Julia fuhr wie aus dem Schlaf,
(Merkt, niemand ſagt, daß ſie geſchlafen hätte,)
Und gähnte, kreiſcht' und weinte wirklich brav.
Antonia, ihre kundige Soubrette,
Warf Deck' und Pfühl' in Haufen, wie ſich's traf,
Als kröche ſie erſt eben aus dem Bette;
Ich weiß nicht recht, zu welchem Zweck die Gute
Hervorhob, daß Madam zweiſchläfig ruhte.

141. Wie zwei harmloſe Weiblein lagen nun
Herrin und Zof', als ob ſie bange ſeien,
Geiſt oder Mann könn' ihnen etwas thun,
Und, weil ein ein'ger Mann ſich graut vor Zweien,
Vorzögen, Seit' an Seite fromm zu ruh'n,
Bis an den Morgen, bis die Hähne ſchreien
Und der Gemahl heimkommt und ſagt: ‚Mein Lieb,
Ich war der erſte, der zum Aufbruch trieb.'

142. Zuletzt fand Julia Wort' in ihrer Noth:
‚Um Gottes willen, Menſch, was fällt dir ein!
Biſt du verrückt? Ich wollt', ich wäre todt,
Statt Opfer eines Wüterichs zu ſein!
Woher dies mitternächt'ge Aufgebot?
Von Fiebergrillen oder ſüßem Wein?
Haſt du Verdacht? — das Wort ſchon macht mich bleich!
Durchſuch' das Haus!' Alfonſo ſprach: ‚Sogleich!'

143. Er sucht, — sie suchen mit, in allen Ritzen,
In Kleiderschränken, Kisten und Closet,
Und finden viele Wäsche, Strümpfe, Spitzen,
Pantoffeln, Bürsten, Kämme, sehr complet,
Den ganzen Krimskrams, welchen Frau'n besitzen,
Um hübsch zu bleiben, oder rein und nett.
Durchbohrt sind die Tapeten von Rapieren,
Die auch Lambris und Jalousien blessiren.

144. Sie suchten unterm Bett und finden dort —
Na, was sie suchten, schien es nicht zu sein;
Sie öffnen Fenster und durchspähn den Ort
Nach Fußesspuren, doch der Ort sagt Nein.
Nun stehn sie da, und keiner sagt ein Wort, —
Merkwürd'ger Weise fiel es Niemand ein,
(Wahrscheinlich waren sie nicht völlig munter,)
Im Bette nachzusehen statt darunter [1]).“

Lord Byron schreibt in wunderschöner (von Gildemeister vollkommen dem Originale gleichwerthig wiedergegebener) Sprache. Dennoch ist Obiges ein freches Ehebruchs-Drama, wie Frankreichs Muse uns nur je eins brachte; es sollte einem Dichter, wie dem großen Britten, ein solcher Gegenstand für sein Talent nicht munden. Jedoch er schrieb's, und wenn sich für ihn selber auch die Entschuldigung findet, daß er mit Spott den Fehl begießt, den er uns schildert, mit Voltairisch kühlem Sinn hochgeistig über seinem Stoffe steht, nicht wie Ovid mit innerem Behagen den Schmutz der Zote sucht, so liebt er's doch, das Thema auszuspinnen, und tändelnd an den Stellen zu verweilen, wo ein schmutziges Gemüth die passende Gelegenheit zu Zoten findet. Wieland hingegen bleibt auf social-sittlichem Boden stehen.

Vollkommner noch als in den beiden Stellen zeigt sich der Unterschied in den nachfolgenden Citaten. Zunächst im Oberon in der Scene in Almansor's Garten:

18. „In süßem Irrthum steht er da
Und glaubt, doch nur zwey Augenblicke,
(So schön ist was er sieht) er sehe Rezia.
Allein, mit Recht mißtrauisch einem Glücke,
Das ihm unglaublich däucht, tritt er ihr näher, sieht,
Erkennt Almansaris, und wendet sich und flieht;
Er flieht, und fühlt im Fliehn von zwey elastisch runden
Milchweißen Armen sich gefangen und umwunden.

1) A. a. O. S. 53—56.

19. Er kämpft den schwersten Kampf, den je seit Josefs Zeit
Ein Mann gekämpft, den edlen Kampf der Tugend
Und Liebestreu' und feuervollen Jugend
Mit Schönheit, Reiz und heißer Ueppigkeit.
Sein Will' ist rein von sträflichem Entzücken;
Allein, wie lange wird er ihrem süßen Flehn,
Den Küssen voller Gluth, dem zärtlich wilden Drücken
An ihren Busen widerstehn?

20. O Oberon, wo ist dein Lilienstängel,
Wo ist dein Horn in dieser Fährlichkeit?
Er ruft Amanden, Oberon, alle Engel
Und Heilige zu Hülf' — Und noch zu rechter Zeit
Kommt Hülf' ihm zu. Denn just, da jede Sehne
Ermatten will zu längerm Widerstehn,
Und mit wollüst'ger Wuth ihn die erhitzte Schöne
Fast überwältigt hat, läßt sich Almansor sehn.

21. Gleich einem angeschoss'nen Wild,
Und wüthend, eine Frau, die ihn verschmäht, zu lieben,
Hat er, verfolgt von Zoradinens [1]) Bild,
Schon eine Stunde sich im Garten umgetrieben:
Der Zufall leitet ihn in dieses Myrthenrund;
Er glaubt die Stimme von Almansaris zu hören,
Und weil die Grottenthür nur angelehnet stund,
Geht er hinein, sich näher zu belehren.

22. Der Dämen, der durch seiner Priesterinnen
Gefährlichste des Ritters Treu' bestritt,
Wird schon von fern an seinem Sultansschritt
Almansors nahe Ankunft innen.
O Hülfe, Hülfe! schreyt das schnell gewarnte Weib,
Und wechselt fracks mit Hüon ihre Rolle,
Stellt sich, als kämpfte sie um ihren eignen Leib
Mit einem Wüthenden, der sie entehren wolle.

23. Ihr wilder Blick, ihr halb zerrissenes Gewand,
Ihr fliegend Haar, des jungen Gärtners Schrecken,
Der von der unverseh'nen kecken
Beschuldigung wie blitzgetroffen stand;
Der Ort, wo ihn der Sultan fand,
Kurz, alles schien in ihm den Frevler zu entdecken.

1) = Rezia.

O! Alla! sey gelobt, rief die Betrügerin,
Daß ich Almanſorn ſelbſt die Rettung ſchuldig bin.

24. Drauf, als ſie ſchamhaft ſich in alle ihre Schleyer
Gewickelt, lügt ſie, mit dem Ton
Der Unſchuld ſelbſt, ein falſches Abenteuer:
Wie dieſer ſchändliche verkappte Chriſtenſohn,
Da ihr die Luſt im Kühlen ſich zu waſchen
Gekommen, ſich erfrecht ſie hier zu überraſchen,
Und wie ſie mit Gewalt ſich ſeiner kaum erwehrt,
Als ihn, zum großeu Glück, der Sultan noch geſtört.

25. Um von dem häßlichen Verbrechen,
Deß er beſchuldigt ward, den Ritter los zu ſprechen,
Bedurft's nur Einen unbefangneu Blick;
Doch ſeinem Richter fehlt auch dieſer einz'ge Blick.
Der Held verachtet es, mit einer Frauenſchande
Sich ſelbſt vom Tode zu befreyn;
Er ſchmiegt den edlen Arm in unverdiente Bande,
Und hüllet ſchweigend ſich in ſein Bewußtſeyn ein."

Damit vergleiche man Byron in ſeinem Don Juan in jener Scene im Serail, wo Don Juan, als Mädchen verkleidet, mit der ſchönen Dudu in ein Bett gerieth:

70. „Wie aber träumte oder ſchlief Dudu?
Trotz aller Forſchungen erfuhr ich's nimmer,
Und eigenmächtig ſetz' ich nichts hinzu.
Nacht war es, und der Lampen bleicher Schimmer
Fiel bläulich in die allgemeine Ruh',
Und Geiſterſchatten huſchten durch das Zimmer,
Das heißt für Augen, denen Spuk ergötzlich
Und wünſchenswert erſcheint, — da ſchrie ſie plötzlich,

71. Und zwar ſo laut, daß aus den Betten flogen
Matron' und Mädchen und auch ſie, die keins
Von beiden waren. Und in Scharen zogen
Sie ſtaunend, ſchüchtern, zitternden Gebeins
Von allen Seiten her, wie Meereswogen.
Von all den Weiblein ahnte ja nicht eins,
(Ich auch nicht) was die ſonſt durchaus nicht kecke,
Die ſinnige Dudu ſo laut erwecke.

72. Wach lag ſie da, und um die Schlummerſtelle
Mit weh'ndem Haar und Draperien der Schwarm,
Mit ſpäh'ndem Aug', die Schritte leiſ' und ſchnelle,

Entblößt der Fuß, der Buſen und der Arm, —
Kein Meteor am Pol ſchien je ſo helle:
So forſchten ſie, von wannen der Allarm?
Denn aufgeregt erſchien ſie, fiebernd, bange,
Das Auge ſtarr und dunkelrot die Wange.

73. Beglückt iſt, wem ein feſter Schlaf beſchieden.
Denkt euch, Juana ſchlief indeß ſo tief,
Wie je ein Mann bei ſeinem Weib hienieden
Im heil'gen Eheſtande ſchnarchend ſchlief.
Kein Lärmen ſchreckte ſie aus ihrem Frieden,
Bis man ſie ſchüttelt' und bei Namen rief,
(So ſagt man wenigſtens) worauf ſich reckend
Sie gähnt' und blinzelte, ſcheinbar erſchreckend.

74. Nun ward die Unterſuchung angefangen,
Da aber All' auf einmal reden wollten,
Mutmaßten, ſtaunten, auf Erklärung drangen,
So hätten, wenn ſie Rede ſtehen ſollten,
Die Klügſten kaum befriedigt das Verlangen.
Und da Dudu zwar nie für dumm gegolten,
Doch auch kein Redner ſo wie Brutus war,
So war die Auskunft Anfangs wenig klar.

75. Im feſten Schlaf (dies war's was ſie bekannte)
Hab' ihr geträumt, ſie ſei im Wald verirrt,
In einem dunkeln Walde, wie einſt Dante
In jenem Alter, wo man beſſer wird,
Dem Ruheplatz des Lebens, wo galante
Verſuchung edle Fraun nicht mehr verwirrt; —
Der Wald war voll von Früchten, reif und reizend,
Und hohen Bäumen, weit die Wurzel ſpreizend.

76. Und mitten drin ein goldner Apfel nickte,
Ein wundervoller Pipin; leider hing
Er hoch und fern, und ſie voll Sehnſucht blickte
Empor und warf nach ihm, ſo gut es ging,
Mit Steinen, welche ſie vom Boden pickte,
Um ihn zu brechen; doch das böſe Ding
Hielt feſt am Zweig, vor ihren Augen gaukelnd,
Stets aber in verwünſchter Höhe ſchaukelnd.

77. Da plötzlich, als ſie kaum noch hoffte, rollte
Der Apfel ganz von ſelber auf den Grund;
Sie bückte ſich und hob ihn auf und wollte

Einbeißen, aber als ihr junger Mund
Die goldne Traumfrucht eben öffnen sollte,
Da stehe, flog aus dem gespaltnen Rund
Ein Bienchen, und das stach sie bis ins Herz,
Und so — erwachte sie und schrie vor Schmerz."

Und was ist das, wodurch der als Dichter unsern Wieland wohl noch eher überragende als ihm nachstehende Byron in seinem Don Juan sich vergeht? Durch das, was man bislang Dichtern niemals vorgeworfen noch angerechnet hat, durch gänzlichen Mangel socialen Fühlens. Alles, was in dem, der Form nach so äußerst glänzenden Gedichte „Don Juan" lebt, ist individualistisch, und zwar nicht nur die Personen, die darin auftreten, sondern auch der Dichter, der sie auftreten läßt; es spricht daraus nicht die Spur eines socialen Gedankens, sondern durchweg tritt uns das erbärmliche Spiel entgegen, zu welchem das Lieben der Menschen hinabsinkt, sobald demselben nur individualistische Beweggründe unterliegen. In Einem höchstens ist ein sociales Moment zu erblicken, nämlich in Byron's Spott. Das ist aber ein sehr negatives Moment, das dem Don Juan kein Anrecht giebt, in social-sittlicher Beziehung nicht Wieland's Oberon im Range nachzustehen. Das Social-Sittliche muß aber auch in der Poesie den Ausschlag geben, mögen unsere Aesthetiker sich sträuben wie sie wollen.

Ein Gedicht, welches Beziehungen zur Geschlechtsliebe in vollster Harmonie mit den Anforderungen der socialen Sittlichkeit ausdrückt, ist das reizende „Schweizerlied" von Goethe:

„Uf'm Bergli
Bin i gesässe,
Ha de Vögle
Zugeschaut;
Hänt gesunge,
Hänt gesprunge,
Hänts Nästli
Gebaut.

In ä Garte
Bin i gestande,
Ha de Imbli
Zugeschaut;
Hänt gebrummet,
Hänt gesummet,
Hänt Zelli
Gebaut.

Uf d' Wiese
Bin i gange,
Lugt' i Summervögle a;
Hänt gesoge,
Hänt gesloge,
Gar z' schön hänt's
Gethan.

Und da kummt nu
Der Hansel,
Und da zeig i
Em froh,
Wie sie's mache,
Und mer lache
Und mache's
Au so."

Hier wird die Liebe nicht als selbstsüchtig persönlicher, ausschließlich unter dem Gesichtspunkte individuellen Genusses verfolgter Zweck hingestellt, sondern nur in Verbindung mit der Begründung eines regelrechten Hausstandes erwähnt, und dadurch wird sie social-sittlich gerechtfertigt. Es ist allerdings die Liebe eines Paares, d. h. dessen Vollziehung der Geschlechtsliebe, damit, daß die Folgen derselben haushaltlich übernommen und getragen werden, noch nicht gerechtfertigt; sie muß auch durch eine für die Erzeugung und die Erziehung von Kindern passende Wahl der Ehegatten sich rechtfertigen. Aber das citirte Gedicht läßt diese letztere auch voraussetzen. Es erwähnt dasselbe freilich des Umstandes nicht ausdrücklich, aber es geht solches aus der thierischen Vorbildlichkeit hervor. So weit ist es nämlich mit der Geschlechtsliebe bei den Menschen bereits gekommen, daß sie schon als eine gehobene angesehen werden muß, wenn sie nur einmal das Muster erreicht, welches ihr die geschlechtlichen Beziehungen der Thiere vorhalten. Bei diesen waltet freilich keine höhere Erkenntniß der geheimnißvollen Umstände, nach denen es sich entscheidet, ob zwei Menschen sich eigenen, ein Liebesbündniß zusammen einzugehen, ob; sie handeln einfach nach dem Liebesdrange, der in ihnen liegt, und lassen die natürliche Zuchtwahl, die instinctiv sich geltend machenden Liebesbeziehungen den Ausschlag geben. Aber das ist auch bedeutend mehr, als was man von der „civilisirten" menschlichen Gesellschaft sagen kann. Bei dieser geben für die Geschlechtsliebe meist Erwägungen, welche mit der natürlichen Zuchtwahl absolut gar nichts zu schaffen haben, den Ausschlag, und bei aller Bedenklichkeit, die man heute bei Eingehung von Ehen hat, bedenkt man fast nie, von welcher Bedeutung für die letzteren die Kinder sind, die daraus hervorgehen, daher es denn auch überraschend viel Ehen giebt, bei denen die Kinder nicht das genannt werden können, als was sie bei unseren kernigeren und lebensfrischen Voreltern galten, als Segen.

Wesentlich tiefer in social-sittlicher Beziehung steht das nachfolgende Gedicht von Goethe, überschrieben „Wahrer Genuß". Schon dieser Titel ist unsittlich, social-unsittlich. Die Liebe ist an erster Stelle nicht dazu da, um dem Menschen Genuß zu bereiten. Der Genuß, der mit der Geschlechtsliebe verbunden ist, soll die Last vergelten, die sich der Mensch durch die aus ihr entspringenden Folgen auflädt, nicht jedoch der vornehmste Zweck sein, der durch sie erreicht wird. Die ganze Tendenz des unter jener Ueberschrift stehenden Gedichtes ist daher nicht sittenrein. Das Gedicht selber lautet:

„Umsonst, daß Du, ein Herz zu lenken,
Des Mädchens Schooß mit Golde füllst;
Der Liebe Freuden laß Dir schenken,

Wenn Du sie wahr empfinden willst.
Gold kauft die Stimme großer Haufen,
Kein einzig Herz erwirbt es Dir;
Doch willst Du Dir ein Mädchen kaufen,
So geh und gieb Dich selbst dafür.

Soll Dich kein heilig Band umgeben,
O Jüngling, schränke selbst Dich ein!
Man kann in wahrer Freiheit leben
Und doch nicht ungebunden seyn.
Laß nur für Eine Dich entzünden;
Und ist ihr Herz von Liebe voll,
So laß die Zärtlichkeit Dich binden,
Wenn Dich die Pflicht nicht binden soll.

Empfinde, Jüngling! und dann wähle
Ein Mädchen Dir, sie wähle Dich,
Von Körper schön und schön von Seele,
Und dann bist Du beglückt, wie ich!
Ich, der ich diese Kunst verstehe,
Ich habe mir ein Kind gewählt,
Daß uns zum Glück der schönsten Ehe
Allein des Priesters Segen fehlt.

Für nichts besorgt als meine Freude,
Für mich nur schön zu sein bemüht,
Wollüstig nur an meiner Seite,
Und sittsam, wenn die Welt sie sieht;
Daß unsrer Gluth die Zeit nicht schade,
Räumt' sie kein Recht aus Schwachheit ein,
Und ihre Gunst bleibt immer Gnade,
Und ich muß immer dankbar seyn.

Ich bin genügsam und genieße
Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
Wenn sie bei Tisch des Liebsten Füße
Zum Schemel ihrer Füße macht,
Den Apfel, den sie angebissen,
Das Glas, woraus sie trank, mir reicht,
Und mir bei halbgeraubten Küssen
Den sonst verdeckten Busen zeigt.

Und wenn in stillgesell'ger Stunde
Sie einst mit mir von Liebe spricht,
Wünsch' ich nur Worte von dem Munde,

Nur Worte, Küsse wünsch' ich nicht.
Welch ein Verstand, der sie beseelet,
Mit immer neuem Reiz umgiebt!
Sie ist vollkommen, und sie fehlet
Darin allein, daß sie mich liebt.

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Sehnsucht mich an ihre Brust.
Sieh, Jüngling! dieses heißt genießen,
Sey klug und suche diese Lust.
Der Tod führt einst von ihrer Seite
Dich auf zum englischen Gesang,
Dich zu des Paradieses Freude,
Und Du fühlst keinen Uebergang."

Eine Gesellschaft, welche sich auf Grund einer derartigen Lebensanschauung aufbaut, muß nothwendig zu Grunde gehen, wie es denn, angesichts der mehr oder weniger durch alle Jahrhunderte sich hinziehenden socialen Lüderlichkeit der Liebespoesie, wahrlich nicht überraschen kann, daß man heutzutage in der Geschlechtsliebe vielfach wieder auf dem Standpunkte der römischen Kaiserzeit angelangt ist, wo über der geschlechtlichen Genußgierigkeit alles eheliche Pflichtenleben zu Grunde gegangen war.

Für ungleich sittlicher als das eben citirte müssen wir daher das nachstehende Gedicht Goethe's erklären:

„Vor Gericht".

„Von wem ich es habe, das sag' ich euch nicht,
Das Kind in meinem Leib. —
Pfui! speit ihr aus: die Hure da! —
Bin doch ein ehrlich Weib.

Mit wem ich mich traute, das sag' ich euch nicht.
Mein Schatz ist lieb und gut,
Trägt er eine goldene Kett' am Hals,
Trägt er einen strohernen Hut.

Soll Spott und Hohn getragen seyn,
Trag ich allein den Hohn.
Ich kenn' ihn wohl, er kennt mich wohl,
Und Gott weiß auch davon.

Herr Pfarrer und Herr Amtmann ihr,
Ich bitt', laßt mich in Ruh!
Es ist mein Kind, es bleibt mein Kind,
Ihr gebt mir nichts dazu."

Dieser Standpunkt ist, aller widersinnigen Gesetzgebung, aller Verdrehung der Sittlichkeit zum Trotze, die social unbedingt gerechtfertigte Auffassung, und nichts in der Welt ist thörichter, als die Scham, die ein mit der Last eines Kindes bebürdetes Mädchen zu dem Frevel treibt, sich mörderisch ihrer Bürde zu entledigen. In vielen Fällen freilich dürfte die Verleitung zum Kindesmorde weniger in falscher, durch eine unnatürliche Sitte verursachter Scham, als in der Pflichtvergessenheit, der Frucht der Liebe gegenüber, liegen, welche heute nur zu sehr an der Tagesordnung ist, für welche aber die armen Mädchen, die durch ihre Hilflosigkeit zum Morde getrieben werden, auch weniger selber verantwortlich zu machen sind, als die Schuld jene Kreise der „Gebildeten", resp. Wohlhabenden trifft, welche durch ihre Literatur und durch ihr Beispiel die Verkehrung der Sitte herbeigeführt haben, an der unsere Sittlichkeit heute krankt.

Goethe hat überhaupt in Bezug auf social-unsittliche Liebespoesie ein Uebriges geleistet, so sehr anderseits anerkannt werden muß und wir weiter unten noch des Specielleren hervorheben werden, daß gerade er uns ein Vorbild social-sittenreiner Poesie der Geschlechtsliebe geliefert hat, wie es vollkommener noch kein Jahrhundert den Menschen schenkte, wenigstens nicht ein einziges der uns bekannten literarischen Kunstwerke aller Geschichte aufzuweisen vermag. Goethe fühlte eben an erster Stelle poetisch, an zweiter erst social, und wenn bei ihm das Sociale mit dem Poetischen in Conflict kam, so siegte unbedingt das Letztere. Dies wird ja auch leider von unseren Kunst- und Literaturdoctoren, Docenten und Recensenten, als das Richtige und Gehörige hingestellt. Wie sie, einseitig von irgend welchen ästhetischen Postulaten und Vorurtheilen, resp. Dogmen ausgehend, die gemeine Lasterhaftigkeit eines Ovid zu beschönigen wissen, blos weil der Mensch hübsche Verse zu machen verstanden hat, so darf Goethe nach Herzenslust zoten; es wird ihm als Licentia poetica verziehen. Ja, es sind bei unseren Aesthetikern seine Zoten weit höher angeschrieben, als es sein Freimuth ist, denn darin beruht ja gerade die schmierige Zimperlichkeit, die spröde Lasterhaftigkeit unserer Zeit, daß ein offenes Wort, die nacktderbe Sprache der Thatsächlichkeit in den Verhältnissen der Geschlechtsliebe verpönt ist, die pflichtvergessene, der Lüderlichkeit Vorschub leistende Zote aber, im Gewande des äußeren Anstandes natürlich, in Glacéhandschuhen und weißer Cravatte, mit abgeschnittenen Rockschößen, vulgo Frack ꝛc., von der Oeffentlichkeit aufgeschleckt wird, wie der aus der Mutterscheide der Sau wieder herausfließende Begattungsstoff von dem hinter ihm herschnüffelnden Eber.

Kaum eine andere Reihe Goethe'scher Dichtungen erfreut sich so ungetheilt des Beifalles unserer, zur Erhebung von Anspruch auf

Kunstverständigkeit berechtigten Recensenten wie seine römischen Elegieen. Dennoch sind dieselben, was ihren Inhalt angeht, fast ausschließlich nur elegante Hurenpoesie. Sie sind ganz unstreitig in einer Sprache und mit einem Anstande geschrieben, wie solche selten gefunden werden. Aber kann das die vom social-sittlichen Standpunkte aus zu erhebenden Vorwürfe entkräften? Erwirbt sich ein Dichter blos durch den Umstand, daß er über eine gewisse, dem Ohre schmeichelnde sprachliche Ausdrucksform verfügt, das Recht, sich über die Schranken wegzusetzen, welche die Erfordernisse des Sociallebens dem Individuum auferlegt? Kann der Anstand die fehlende Anständigkeit ersetzen?

Goethe frohlockt in seiner zweiten Elegie, daß die deutsche Krähwinkelei, all das kleinliche Geschnatter von Muhmen und Basen hinter ihm liege und er nun in Rom nach seinem Gefallen leben könne:

„Nun entdeckt ihr mich nicht so bald in meinem Asyle,
Das mir Amor, der Fürst, königlich schützend, verlieh.
Hier bedecket er mich mit seinem Fittig; die Liebste
Fürchtet, römisch gesinnt, wüthende Gallier nicht;
Sie erkundigt sich nie nach neuer Mähre, sie späbet
Sorglich den Wünschen des Manns, dem sie sich eignete, nach!
Sie ergetzt sich an ihm, dem freien rüstigen Fremden,
Der von Bergen und Schnee, hölzernen Häusern erzählt;
Theilt die Flammen, die sie in seinem Busen entzündet,
Freut sich, daß er das Geld nicht wie der Römer bedenkt.
Besser ist ihr Tisch nun bestellt; es fehlet an Kleidern,
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper sie bringt.
Mutter und Tochter erfreun sich ihres nordischen Gastes,
Und der Barbare beherrscht römischen Busen und Leib."

Was heißt das, ins nüchterne Sociale übersetzt, anders als: Goethe geht nach Rom, und verschafft sich für Geld und auf die Zeit seines Dortseins ein Mädchen, die seinen Geschlechtstrieb befriedigt. Ist das nun etwa eine That, welche besungen zu werden verdient? oder ist es nicht vielmehr etwas, was, wenn es geschieht, zum Wenigsten nicht vor aller Welt ausposaunt und verherrlicht werden sollte?! Wir lesen in den Zeitungen unserer großen Städte ja auch häufig genug Anzeigen, in denen ein junger Mann ein hübsches Mädchen als Reisebegleiterin sucht. Aber erachten wir nicht derartige Anzeigen als ein Anzeichen gesunkener Sittlichkeit? gesunkener Sittlichkeit namentlich bei dem Weibe, das sich für Geld eine zeitlang nutzen und dann verächtlich bei Seite werfen läßt? Würde der betreffende Reflectant es wagen, seinen Namen unter die Anzeige zu setzen? Oder würde ein Mädchen, das schon tief genug gesunken wäre, um sich kaufen zu

lassen, das öffentlich constatirt zu sehen wünschen? Weshalb soll nun bei Goethe die Sache ganz anders liegen? Uns däucht, im Gegentheile, daß an einen Mann wie Goethe, Wirkl. Geh. Staatsrath und ersten Dichter seiner Zeit, weit strengere Ansprüche gestellt werden dürfen und müssen, als an einen Weinreisenden oder irgend einen blasirten Sproß des kapitalistischen Millionenthums, diese nichtsnutzigen Tagediebe, für welche die mit Anstand drapirte Lüderlichkeit aus Frankreich, dem erfinderischen Vaterlande des gebildeten Strolchenthumes, die Ausdrucksschminke „jeunesse dorée“ importirt hat. Selbst wenn man es Goethe hingehen ließe, daß er handelnd in Rom seinem Grundsatze „Wer die Gelegenheit ergreift, der ist der rechte Mann“ getreu lebte, was recht wohl angänglich sein könnte, nach dem Heine'schen Worte:

„Ein Thor ist immer willig,
Wenn eine Thörin will,“

so kann man ihm es nie und nimmer hingehen lassen, daß er sein so kolossales Dichtergenie an einen Stoff wegwirft, der, man möge sich stellen wie man wolle, ein Hurenthema ist, denn das Mädchen, welches er in Verbindung mit sich auftreten läßt, ist und bleibt einer jener Fangbälle, welche von den Abreisenden den neu Ankommenden zugeworfen werden; es haftet ihnen mithin eben die Qualität an, durch welche sich die Hure von der Geliebten unterscheidet [1]).

Dieses Urtheil wird nun freilich unsere Goetheruhm-Speichellecker sehr erbosen. Aber das liegt nicht etwa daran, daß unser Urtheil ein ungerechtes sei, sondern daran, daß die Goetheschwärmer „um jeden Preis“ an die Gedichte des Altmeisters neuhochdeutscher Poesie eher als einen socialen Maßstab einen solchen der Reimkunst legen. Wer aber berechtigt sie dazu? Sind Goethe's Gedichte etwa nur für die Kunstkritiker geschrieben, oder haben wir sie nicht vielmehr als ein Angebinde des Volkes anzusehen? Wir meinen das letztere, und deshalb halten wir uns berechtigt, unter socialem Gesichtspunkte Kritik zu

1) „Nicht der Erinnyen Fackel, das Bellen der höllischen Hunde
Schreckt den Verbrecher so in der Verzweiflung Gefild,
Als das gelaßne Gespenst mich schreckt, das die Schöne von fern mir
Zeiget: die Thüre steht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein Anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt stärkenden Honig auch ihm!
Lockt sie auch ihn nach der Laube? und folgt er? O macht mich, ihr Götter,
Blind, verwischet das Bild jener Erinnrung in mir!
Ja, ein Mädchen ist sie! und die sich geschwinde dem Einen
Giebt, sie kehret sich auch schnell zu dem Andern herum.“
(Elegieen II i. E.)

üben. Nun und daß unser Urtheil unter diesem Gesichtspunkte nicht anders lauten kann, als so wie es abgegeben ist, wird die gesammte ästhetische Recensentenschaft nicht zu bestreiten im Stande sein.

Oder wollen die Goetheschwärmer etwa einwenden, es seien die römischen Elegieen nur für „Gebildete“ geschrieben?

Wir hätten gegen diese Einrede nichts einzuwenden. Dieselbe würde im Einklange mit der gegenwärtigen Periode socialer Entwickelung stehen: Wie im vorigen Jahrhundert der Begriff „Adel“ durch die Handlungsweise der Adligen sich in das Gegentheil seiner ursprünglichen Bedeutung verkehrte, so setzt der heutige „gebildete“ Theil der Bevölkerung durch seine antisociale Haltung das ihm beigelegte Prädicat in den sittlich anstößigen Sinn raffinirter und gewissenloser Klugheit um. Es ist also nur consequent, wenn die Kunstkritiker die oben citirten Goethe'schen Maitressenwirthschaftsverse als poetisches Meisterwerk verherrlichen; die Verse sind ja schön, und ihr Inhalt, ihre social-unsittliche Tendenz gilt diesen Leuten für nichts.

Daß an jedes veröffentlichte Dichterwerk der sociale Maßstab gelegt werden darf, ergiebt sich schon aus der nüchternen Thatsache, daß es für die Oeffentlichkeit gedruckt worden ist. Hierdurch gewinnt die letztere die Berechtigung zur Würdigung des Dichterwerkes unter den großen Gesichtspunkten ihres gesammten Interesse. Der ästhetische Gesichtspunkt ist, zumal in der Handhabung unserer zur Anbetung der Muster aus der sklavenhaltenden Aristokratie Griechenlands und Roms erzogenen Recensentenschaar ein ebenso einseitiger, wie kleinlich enger; er streift kaum die umfassende, weltweite Willenssphäre des socialen Wesens. Nun aber ist der geistig hervorragende Mann in erhöhtem Maße der Träger des Menschheitlichen. Ihm liegt daher noch mehr als jedwedem Andern die Pflicht ob, den socialen Interessen gerecht zu werden, in sich gleichsam das gesammte sociale Wesen, dessen intellectuellem wie moralischem Werthe nach, zu verkörpern und zur Erscheinung zu bringen. Als was aber erscheinen unter diesem Gesichtspunkte Verse wie die zuletzt von Goethe citirten? . . . .

Es wird häufig für den Ebengenannten als Entschuldigung seiner unter das Minimalmaß socialer Sittlichkeit herabsteigenden Schriftwerke der Umstand angeführt, daß Goethe das eingeborene Bedürfniß empfunden habe, sich von gewissen, ihn bewältigenden Stimmungen los zu machen, gleichsam frei und ledig zu schreiben. Indessen ist das etwa eine Entschuldigung? Mit nichten! Wir wollen den in Goethe's Gemüthsstimmungen liegenden Ueberdrang gern respectiren. Aber wie so ergiebt sich aus demselben die Nothwendigkeit der Veröffentlichung? Hat das Publikum vielleicht ein Interesse daran, zu wissen, wie es dem Herrn Geh. Staatsrathe, Wolfgang von Goethe, Excellenz, beliebt

hat, seinen Sinnenkitzel zu befriedigen? Wenn es demselben Bedürfniß war, darüber ein Gedicht zu machen, so mochte er das thun. Aber dann gehörte solches Gedicht in die Rocktasche, um gelegentlich als altes Papier Verwendung zu finden, nicht unter die Druckerpresse, um in tausenden und abertausenden von Exemplaren die Seelenspeise junger Bursche und Mädchen zu werden, welche in der Lobhudelei des „gebildeten" Recensententhumes die Berechtigung gewinnen, die Goethe'schen Herzensergießungen als vorbildliche anzusehen.

Selbst den syphilitischen Theil des von ihm besungenen Gebietes läßt Goethe nicht unberührt [1]):

„Eines ist mir verdrießlich vor allen Dingen, ein andres
Bleibt mir abscheulich, empört jegliche Faser in mir,
Nur der bloße Gedanke. Ich will es euch, Freunde gestehen:
Gar verdrießlich ist mir einsam das Lager zu Nacht.
Aber ganz abscheulich ist's, auf dem Wege der Liebe
Schlangen zu fürchten, und Gift unter den Rosen der Lust;
Wenn im schönsten Moment der hin sich gebenden Freude
Deinem sinkenden Haupt lispelnde Sorge sich naht.
Darum macht Faustine mein Glück; sie theilet das Lager
Gerne mit mir, und bewahrt Treue dem Treuen genau.
Reizendes Hinderniß will die rasche Jugend: ich liebe,
Mich des versicherten Guts lange bequem zu erfreun.
Welche Seligkeit ist's! wir wechseln sichere Küsse,
Athem und Leben getrost saugen und flößen wir ein.
So erfreuen wir uns der langen Nächte, wir lauschen,
Busen an Busen gedrängt, Stürmen und Regen und Guß.
Und so dämmert der Morgen heran; es bringen die Stunden
Neue Blumen herbei, schmücken uns festlich den Tag.
Gönnet mir, o Quiriten! das Glück, und jedem gewähre
Aller Güter der Welt erstes und letztes der Gott."

Ist das, was den selbstsüchtigen Standpunkt der nach individualistischem Genuß ausspähenden Geschlechtsliebe anbetrifft, um ein Haar besser als die Kunst zu lieben des Ovid? In beiden Fällen ist es, wie gesagt, wesentlich Bordellpoesie, wenn auch, wie nicht zu läugnen, eine recht elegante. Aber es giebt eben auch elegante Hurenhäuser . . .

Goethe's Werth und Größe als Dichter setzt das alles nun keineswegs herab. Seine Meisterwerke bleiben, was sie waren, und sollen wahrlich von uns nicht zuletzt oder etwa nur halb anerkannt werden.

1) Elegieen I, XVIII.

Aber Goethe stak ebensogut wie seine ganze Zeit zu sehr in jener, erst heute allgemach in der ganzen Lächerlichkeit einer kindischen Vorstellung sich zeigenden Voreingenommenheit für den Egoismus der sklavenhaltenden Classicität Roms und Griechenlands, um sein besseres, sein germanisches, in anderen Dichterwerken sowohl in erhabener wie schlichter Weise so glorreich zu Tage tretendes Ich immer zur Geltung kommen zu lassen; er war, aller seiner Dichtergröße und Originalität zum Trotze, von dem ritterromantischen, des Socialen in der Sittlichkeit ganz vergessenen Mittelalter mehr angesteckt, als mancher kleinere zeitgenössische Geist, der neben ihm im Dunkeln verschwand.

Wir wissen, es ist eine verfängliche Sache, Goethe und Schiller mit einander zu vergleichen. In einer Beziehung läßt sich dies aber sehr wohl ohne Gefahr des Paradoxen, vielmehr mit zweifellos sicherem Ergebnisse thun: Von der Menschheitsidee, von dem socialen Umschwunge, der in der Welt vor sich ging, war Schiller unbedingt mehr ergriffen, als Goethe, denn dies spricht sich in ihren Werken, namentlich auch in Allem, was auf die Geschlechtsliebe Bezug hat, deutlich aus; Goethe betrachtete durchweg das Sociale unter individuellem, Schiller das Individuelle unter socialem Gesichtspunkte. Dies ist auch die Ursache, weshalb der Letztere Volksdichter ist, Jener nicht. Es irren sich daher diejenigen, welche meinen, daß die aristokratischere Erscheinung Goethe's in dessen die dichterische Begabung Schiller's überragenden Größe liege. Das „Aristokratische" unseres „Dichterfürsten" hat seine Quelle in dem individualistischen Grundzuge dessen Charakters. Goethe war im höchsten Alter, auf dem Gipfelpunkte seines Wirkens, die Welt noch immer die um individuelle Mittelpunkte sich bewegende Anzahl Vielheiten; er läßt Faust, diese Lieblingsfigur seiner Muse, noch am Schlusse des zweiten Theiles sagen:

„Stünd' ich, Natur, vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe werth, ein Mensch zu seyn."

Er giebt freilich das unverrückte Arbeiten für das Ganze, für das generationsweise sich erneuende, verjüngende Sein schließlich als das Ergebniß seiner Lebenserfahrung aus:

„Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte, ließ ich fahren,
Was mir entwischte, ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt, und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig,

Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt,
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Thor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um!
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkennt, läßt sich ergreifen.
Er wandle so den Erdentag entlang;
Wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang;
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick[1])!"

Aber abgesehen davon, daß diese Erkenntniß am Schlusse eines bewegten Lebens etwas spät kommt, so bleibt bei Goethe auch da noch der Hang zum Individualistischen, die Abneigung gegen die Anerkennung der Arbeit vieler in voller Selbstständigkeit wirkenden Menschen zu einem zwar nicht vereinbarten, aber stillschweigend von ihnen allen gleichmäßig verfolgten Ziele vorherrschend; es ist und bleibt die Welt, die er bewundern und die sein Herz ergreifen soll, das Ideal, für das allein er sich warm begeistern kann, eines Künstlers Atelier:

„Des Herren Wort, es giebt allein Gewicht.
Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
Laßt glücklich schauen, was ich kühn ersann!
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgesteckte muß sogleich gerathen.
Auf strenges Ordnen, raschen Fleiß
Erfolgt der allerschönste Preis;
Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt Ein Geist für tausend Hände[2])."

Schiller dahingegen fängt seine Dichterlaufbahn mit demjenigen an, womit Goethe die seinige schließt. Jenem gab sein Vater dasjenige so zu sagen als Temperament mit, was dieser durch mühsamen Gedankenproceß in sich herausarbeiten mußte, und schon in seinem Erstlingsdrama läßt er in Karl Moor die individualistische Ueberhebung über das Sociale als Don Quixotismus am Socialen zerschellen; es lag Schiller, wie dieser in seiner Vorrede zu den

1) Faust, zweiter Theil (Werke, 5. Bd., Seite 440, Stuttgart 1867).
2) Ebendas. S. 443.

Räubern ausdrücklich sagt, selber daran, die Nothwendigkeit des individuellen Sicheinfügens in das sociale Getriebe drastisch zur Veranschaulichung zu bringen: „Falsche Begriffe von Thätigkeit und Einfluß, Fülle von Kraft, die alle Gesetze übersprudelt, mußten sich natürlicher Weise an bürgerlichen Verhältnissen zerschlagen, und zu diesen enthusiastischen Träumen von Größe und Wirksamkeit durfte sich nur eine Bitterkeit gegen die unideal'sche Welt gesellen, so war der seltsame Don Quixote fertig, den wir im Räuber Moor verabscheuen und lieben, bewundern und bedauern. Ich werde es hoffentlich nicht erst anmerken dürfen, daß ich dieses Gemälde so wenig nur allein Räubern vorhalte, als die Satire des Spaniers nur allein Ritter geißelt[1])."

Gewissen modern zartbesaiteten Gemüthern behagt unter den Schiller'schen Gedichten der ersten Periode sehr wenig das Gedicht über „Männerwürde". Wir meinen sogar, daß es in manche früheren Ausgaben, als zu sehr der Sturm- und Drangperiode unseres Dichters, jener von dem ästhetischen Weimarischen Theeklatsch noch nicht inficirten Zeit der besten Jugendkraft angehörend, nicht aufgenommen worden war. Unbedenklich aber erklären wir es für ein Gedicht, das, als Gedicht, d. h. mit der licentia poetica, welche auch vom strengen Standpunkte aus zugestanden werden muß, den höchsten Ansprüchen der socialen Sittlichkeit gerecht wird:

Männerwürde.

„Ich bin ein Mann! Wer ist es mehr?
Wer's sagen kann, der springe
Frei unter Gottes Sonn' einher
Und hüpfe hoch und singe.

Zu Gottes schönem Ebenbild
Kann ich den Stempel zeigen,
Zum Born, woraus der Himmel quillt,
Darf ich hinunter steigen.

Und wohl mir, daß ich's darf und kann!
Geht's Mädchen mir vorüber,
Ruft's laut in mir: Du bist ein Mann!
Und küsse sie so lieber.

Und röther wird das Mädchen dann,
Und's Mieder wird ihr enge.
Das Mädchen weiß, ich bin ein Mann,
Drum wird ihr's Mieder enge.

Wie wird sie erst um Gnade schrein,
Ertapp ich sie im Bade?
Ich bin ein Mann, das fällt ihr ein,
Wie schrie sie sonst um Gnade!

Ich bin ein Mann, mit diesem Wort
Begegn' ich ihr alleine,
Jag' ich des Kaisers Tochter fort,
So lumpicht ich erscheine.

Und dieses goldne Wörtchen macht
Mir manche Fürstin holde.
Mich ruft sie — habt indessen Wacht
Ihr Buben dort in Golde!

Ich bin ein Mann, das könnt ihr schon
An meiner Leier riechen,

1) Werke, Bd. 2, S. 5 (Stuttgart 1876).

Sie braust dahin im Siegeston,
Sonst würde sie ja kriechen.

Aus eben diesem Schöpferfluß,
Woraus wir Menschen werden,
Quillt Götterkraft und Genius,
Was mächtig ist auf Erden.

Tyrannen haßt mein Talisman
Und schmettert sie zu Boden,
Und kann er's nicht, führt er die Bahn
Freiwillig zu den Todten.

Den Perser hat mein Talisman
Am Granikus bezwungen,
Roms Wollüstlinge Mann für Mann
Auf deutschen Sand gerungen.

Seht ihr den Römer stolz und kraus
In Afrika dort sitzen?
Sein Aug' speit Feuerflammen aus,
Als säht ihr Hekla blitzen.

Da kommt ein Bube wohlgemuth,
Giebt Manches zu verstehen.
‚Sprich, du hätt'st auf Karthagos Schutt
Den Marius gesehen!'

So spricht der stolze Römersmann,
Noch groß in seinem Falle.
Er ist nichts weiter als ein Mann,
Und vor ihm zittern Alle.

Drauf thäten seine Enkel sich
Ihr Erbtheil gar abdrehen,
Und huben jedermänniglich
Anmuthig an zu krähen.

Schmach dem kombabischen Geschlecht!
Die Elenden, sie haben
Verscherzt ihr hohes Männerrecht,
Des Himmels beste Gaben.

Und schlendern elend durch die Welt
Wie Kürbisse, von Buben
Zu Menschenköpfen ausgehöhlt,
Die Schädel leere Stuben!

Wie Wein von einem Chemikus
Durch die Retort getrieben,
Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben.

Und fliehen jedes Weibsgesicht,
Und zittern es zu sehen —
Und dürsten sie, und können nicht,
Da möchten sie vergehen.

Drum fliehn sie jeden Ehrenmann,
Sein Glück wird sie betrüben;
Wer keinen Menschen machen kann,
Der kann auch keinen lieben.

Drum tret' ich frei und stolz einher
Und brüste mich und singe:
Ich bin ein Mann, wer ist es mehr?
Der hüpfe hoch und springe."

Und weshalb wird in dem Gedichte, trotzdem daß in demselben ein gewisser lockerer Ton herrscht, die sociale Sittlichkeit gewahrt? Weil nicht irgend welcher selbstsüchtige Individualismus sich darin ausprägt, sondern die in ihm sich geltend machende Individualität die Gattung vertritt, das heiligste und höchste Interesse der Generation wahrt. Schillers „Mann" macht sich allerdings nichts daraus, über die Köpfe des „kombabischen Geschlechts" hinweg sich der Generation zu widmen. Aber das verstößt an und für sich auch nicht im Geringsten gegen die sociale Sittlichkeit. Wir dürfen diese, unserer natürlichen Existenzbedingungen halber, wegen der Cultur und Civilisation keineswegs so grundverschieden von den Lebensgewohnheiten der Hirsche z. B. auffassen, daß wir uns, resp. unsere Weiber sich vor den Satzungen

der von der Civilisation und der Cultur geforderten Sitte unbedingt prosterniren, Kraft und Temperament diesen erbarmungslos opfernd. Es muß die von Schiller in dem citirten Gedichte besungene Männlichkeit vielmehr im Principe herrschen, und wenn ein begabtes Weib sich einen Mann aus „kombabischem Geschlechte" gewählt hat und sich sodann als Ehegattin dem feurigeren Liebhaber hingiebt, so liegt die socialsittliche Schuld dieses ihres Ehebruches nicht in der Hingabe an den kräftigeren Mann an und für sich, sondern in ihrer Pflichtvergessenheit, sich mit dem zeugungsunfähigen zu verbinden. Denn dort wird nur ein Rechts-, hier aber ein Naturprincip verletzt. Dies drückt Shakespeare herrlich aus an einer, schon an anderem Orte von uns angeführten Stelle des „König Johann"[1]:

Lady Faulconbridge.

„Dich zeugte König Richard Löwenherz.
Durch lange heft'ge Zumuthung verführt,
Nahm ich ihn auf in meines Gatten Bett.
Der Himmel mag den Fehltritt mir verzeihn!
Du bist die Frucht von sträflichem Vergehn,
Dem ich, bedrängt, nicht konnte widerstehn.

Bastard.

Beim Sonnenlicht! sollt' ich zur Welt erst kommen,
So wünscht' ich keinen bessern Vater mir.
Es giebt auf Erden losgesprochne Sünden,
Und eure ist's; ihr fehltet nicht aus Thorheit,
Ihr mußtet dem durchaus eu'r Herz ergeben,
Als Huldigungstribut für mächt'ge Liebe,
Mit dessen Grimm und Stärke sonder Gleichen
Der unerschrockne Leu nicht kämpfen konnte,
Noch Richard's Hand sein fürstlich Herz entziehn.
Wer mit Gewalt das Herz dem Löwen raubt,
Gewinnt von einem Weib es leicht. Ach Mutter!
Von Herzen dank' ich dir für meinen Vater.
Wer sagen darf, daß Uebles sei geschehn,
Als ich erzeugt ward, soll zur Hölle gehn.
Komm, meine Anverwandten sollst du kennen;
Sie werden sprechen, hättst du Nein gesagt,
Als Richard warb, das wäre Sünd' zu nennen.
Ein Lügner, wer zu widersprechen wagt!"

1) Erster Act, erste Scene (übers. v. Schlegel). Vgl. meine „Praktische Philosophie", S. 244 (Braunschweig 1874).

Es ist eine sehr bedauerliche, wennschon keineswegs befremdliche, vielmehr durch die wellenförmige Fortbewegung der Weltgeschichte nur zu häufig exemplificirte Thatsache, daß in jener großen Zeit am Ausgange des vorigen, resp. bei Anbeginn dieses Jahrhunderts die denkbar höchste Theorie des bürgerlichen Daseins bereits einen formvollendeten Ausdruck fand, nichtsdestoweniger aber die Theorie selber keineswegs die Einbürgerung erfuhr, welche ihr, als das einfache Ziel, zu dem die Menschen, nach fruchtlosem Durchversuchen aller möglichen Künsteleien, sich endlich definitiv bekehren müssen, und auf das sie nothwendig auch immer wieder zurückkommen werden, so lange in ihrer Weiterentwickelung überall ein Culturfortschritt liegt, gebührt. Jenen formvollendeten Ausdruck erfuhr sie durch Goethe und Schiller, durch jenen in „Hermann und Dorothea", durch diesen in der „Glocke". Man mag suchen in der Literatur so viel man wolle, so findet man nichts, was dem Schiller'schen Bilde der ehelichen Häuslichkeit das Wasser reiche. Gerade hierin ist er unübertrefflich. Seine Darlegung der Liebesgefühle ist nicht immer mustergültig; da wurde er oft zu sehr von der ritterromantischen Tradition beeinflußt. Der bürgerliche Hausstand dahingegen war das ihm unbestritten eigenartige Gebiet, und hier entwickelte sich sein Genie in der ganzen Reinheit und Kraft germanischer Naturwüchsigkeit, als social-sittliches Vorbild aller Zeiten:

„Die Leidenschaft fliebt,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,

Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeichten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer."

Woran aber lag's, daß selbst eine so herzerhebende Sprache nicht dauernd die Menschen für den Lebensgrundsatz zu gewinnen vermochte, daß die Ehe, der Hausstand, die geordnete Kinderpflege und Erziehung das eigentliche, das ernste Ziel der Geschlechtsliebe sein muß? Es lag daran, daß dergleichen Fragen überall nicht durch die Poesie gelöst werden können, vielmehr eine Lösung durch die nicht blos in einer Gemüthsregung, sondern in allseitiger Verstandeseinsicht und Vernunfterwägung den Lebensansprüchen gerecht werdenden Wissenschaft erfahren müssen. Könnte die Poesie helfen, so wäre Goethe's „Hermann und Dorothea" der Praxis ein ausgiebiger Fingerzeig gewesen. Aber die Poesie regt wohl an, lenkt jedoch nicht; sie bringt Gemüthsstimmungen, keine Principien zu wege. Auf die Poesie kann man weder ein Erziehungs-, noch ein Gesetzessystem gründen, und daher kommt es, daß der reiche social-sittliche Gedankenschatz, den uns manche Dichter hinterlassen haben, so ganz und gar keine Früchte im praktisch-socialen Leben trägt. Hier muß doch, wenn Reformen erzielt werden sollen, sehr systematisch eingegriffen werden. Dergleichen ist aber auf Grund dichterischer Erzeugnisse absolut unmöglich, denn von System ist in Werken der Poesie deren Natur gemäß wenig oder nichts zu finden; ihr Element ist die Buntheit des lebendigen Daseins.

. . . . . „Es trat die Mutter zugleich mit dem Sohn ein,
Führend ihn bei der Hand und vor den Gatten ihn stellend.
Vater, sprach sie, wie oft gedachten wir, untereinander
Schwatzend, des fröhlichen Tags, der kommen würde, wenn künftig
Hermann, seine Braut sich erwählend, uns endlich erfreute!
Hin und wieder dachten wir da; bald dieses, bald jenes
Mädchen bestimmten wir ihm mit elterlichem Geschwätze.
Nun ist er kommen, der Tag; nun hat die Braut ihm der Himmel
Hergeführt und gezeigt, es hat sein Herz nun entschieden.
Sagten wir damals nicht immer, er solle selber sich wählen?
Wünschtest du nicht noch vorhin, er möchte heiter und lebhaft

Für ein Mädchen empfinden? Nun ist die Stunde gekommen!
Ja, er hat gefühlt, und gewählt, und ist männlich entschieden.
Jenes Mädchen ist's, die Fremde, die ihm begegnet.
Gieb sie ihm; oder er bleibt, so schwur er, im ledigen Stande.

Und es sagte der Sohn: Die gebt mir, Vater! Mein Herz hat
Rein und sicher gewählt; Euch ist sie die würdigste Tochter.
Aber der Vater schwieg. Da stand der Geistliche schnell auf,
Nahm das Wort und sprach: Der Augenblick nur entscheidet
Ueber das Leben des Menschen und über sein ganzes Geschicke;
Denn nach langer Berathung ist doch ein jeder Entschluß nur
Werk des Moments, es ergreift doch nur der Verständ'ge das Rechte.
Immer gefährlicher ist's, beim Wählen dieses und jenes
Nebenher zu bedenken und so das Gefühl zu verwirren.
Rein ist Hermann, ich kenn' ihn von Jugend auf; und er streckte
Schon als Knabe die Hände nicht aus nach diesem und jenem.
Was er begehrte, das war ihm gemäß; so hielt er es fest auch.
Seyd nicht scheu und verwundert, daß nun auf einmal erscheinet,
Was Ihr so lange gewünscht. Es hat die Erscheinung fürwahr nicht
Jetzt die Gestalt des Wunsches, so wie Ihr ihn etwa geheget.
Denn die Wünsche verhüllen uns selbst das Gewünschte; die Gaben
Kommen von oben herab, in ihren eignen Gestalten.
Nun verkennet es nicht, das Mädchen, das Eurem geliebten,
Guten, verständigen Sohn zuerst die Seele bewegt hat.
Glücklich ist der, dem sogleich die erste Geliebte die Hand reicht,
Dem der lieblichste Wunsch nicht heimlich im Herzen verschmachtet!
Ja, ich seh' es ihm an, es ist sein Schicksal entschieden.
Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling.
Nicht beweglich ist er; ich fürchte, versagt Ihr ihm dieses,
Gehen die Jahre dahin, die schönsten, in traurigem Leben [1])."

Es ist diese Gewissenhaftigkeit in der Liebe der Ernst, den wir für deren Auffassung als social-sittliche Pflicht begehren. Es wird aber vergebens versucht werden, solche Anschauung im socialen Leben in Gebrauch zu bringen und zu verbreiten, wenn nicht damit begonnen wird, das Geschlechtsverhältniß in der Liebe der schmutzigen Sprödigkeit zu entkleiden, womit dasselbe heutzutage die heuchlerische Sitte, offen das zu verleugnen, wozu ein Jeder sich heimlich bekennt, behaftet. Heute glaubt man die Schamhaftigkeit gewahrt, wofern nur der Schein des Geheimnisses gewahrt bleibt, und man vertuscht nach Kräften die nicht zu verbergenden Folgen des dunkeln Gebarens. Die wahre

1) A. a. O. Goethe's Werke, Bd. 3, 4, S. 32, 33 (Stuttgart 1867).

Schamhaftigkeit ist die in der Lauterkeit der Absichten liegende Unschuld. Den Geschlechtstrieb als solchen schon zu verdächtigen oder gar zu verwerfen, ist Unsinn; er ist die Quelle unseres eigenen Daseins. Aber die Ziele, durch die er geleitet wird, müssen edle sein; sie dürfen nicht in selbstsüchtiger Ausbeutung des socialen Wesens im Interesse individualistischer Genußsucht bestehen, sondern müssen die Liebespaare den Erfordernissen der Gattung gemäß zusammenführen. Heute betrachtet man die Hochzeit als einen theuren Spaß, als einen Fehltritt kluger Lebensweisheit, zu dem die Klügsten daher nur schreiten, wenn die eheliche Verbindung sich selber erleichternde individuelle Vortheile mit sich führt, und den die Allerklügsten gänzlich vermeiden, weil er sich bald nach dem Bündnisse zu ernst gestaltet. Würde aber die Erziehung das Verhältniß dahin umwandeln, daß in der Liebe nicht die Verliebtheit, sondern das Bündniß als Hauptsache, als der Kern, um des es sich handelt, den jungen Leuten erschiene; würde das Eingehen eines Liebesverhältnisses von vorn herein als das hingestellt, als was es unter social-sittlichem Gesichtspunkte nothgedrungen nur erscheinen kann, als ein von zwei Individualitäten zu Gunsten eines socialen Dritten dargebrachtes, seiner Früchte halber aber den Lohn in sich tragendes individualistisches Opfer, dann würde die heute mehr und mehr um sich greifende Scheu, in der Geschlechtsliebe etwas mehr und Anderes als nur allein die Verliebtheit zu schätzen, schwinden, und die Gewissenhaftigkeit in der Liebe wiederkehren, welche nur noch in matten Spuren das sociale Leben der Gegenwart charakterisirt.

Die Praxis, der natürliche, wenig von überblickender, weitumerwägender Vernunft geleitete Trieb unmittelbar drängender Sinnlichkeit wird natürlich nur zu geneigt sein, die Geschlechtsliebe als ein Genußmittel anzusehen. Läßt sich doch ohnehin kaum von einer neueren Periode der Weltgeschichte rühmen, daß in ihr jene Gewissenhaftigkeit der Liebe, welche die sociale Sittlichkeit vorschreibt, vorgeherrscht habe. Höchstens lassen sich die Zeiten socialer Trübsal und Bedrängniß, wenn sie Keime der so seltenen Epochen begeisterten socialen Aufschwunges waren, als solche bezeichnen. Aber unsere Zeit kennt eine derartige Gewissenhaftigkeit in der Liebe besonders wenig, weil ihre Vorbilder in der Literatur solche eher zu verspotten, als zu erheben geneigt sind. Gleich als wären Goethe und Schiller gar nicht gewesen, resp. als wären von denselben die letztcitirten social-sittlichen Meisterwerke nie geschrieben worden, verfallen spätere Dichter ganz wieder in die alte ritterromantische Leier, und stimmen die mühsam auf sociales Ideen- und Gefühlsgebiet übertragene Geschlechtsliebe von Neuem zu der individualistischen Gemüthsregung herab, welche einzig und allein in dem selbstsüchtigsten Egoismus ihr Genüge zu finden vermag. Wenn

man die guten Leute hört, so möcht' es freilich leidlich scheinen; sie sind selbst höchst achtungswerth, vielleicht; ihr lockeres Wesen ist nicht Lasterhaftigkeit, sondern nur eine aus „classischer Bildung" hervorgegangene Scheu, philiströs zu erscheinen: Weil die Antike es nicht vermocht hatte, sich aus dem Individualismus herauszuarbeiten; weil da der Begriff des Socialen in Bezug auf die Geschlechtsliebe sich nicht hatte durchzubilden vermocht, wie er denn auch in politischer Hinsicht nicht anders als im Staatsindividualismus zur Erscheinung gekommen war, so dämmert ihnen das Sociale in der Geschlechtsliebe nicht einmal als Ahnung auf. Aber objectiv genommen, den Wirkungen nach, war der Rückfall höchst bedauerlich; er ist die Quelle des unsäglichsten socialen Leides geworden, noch heute durch den schmählichen Egoismus, den er nothwendig im Gefolge haben muß und den er überreichlich im Gefolge gehabt hat, die Wurzel der unser politisches und bürgerliches Sein beunruhigenden socialen Wirrniß. Thümmel z. B. schreibt [1]):

„Wie reizend stell' ich mir die freien sichern Zeiten
Horazens und Properzens vor,
Wo nie ein Mensch um Andrer Menschlichkeiten
Das Maul verzog und nie ein Wort verlor.
Man rechnete dem Dichter seine Lieder
Nicht für Verbrechen an, und Cicero rief nicht:
‚Wer einen Wieland, lieben Brüder,
Wer einen Wieland liest, der ist ein Bösewicht' [2])."

Es ist unglaublich, welche kindliche Socialanschauung die „classische Bildung" auf unseren Gymnasien erzeugt. Als ob man es bei dem früheren Griechenland, dem einstmaligen Rom mit, den heutigen ganz analogen Verhältnissen zu thun hätte, stellen die Männer, die ihre politische Weisheit nur von den Gymnasialbänken geholt haben, Vergleiche zwischen den antiken Staaten und uns an, natürlich jedesmal, indem sie die Antike als das classische Muster hinstellen, denn als Quartanern schon ist es ihnen ja eingebläut worden, die größten Gemeinheiten der Griechen und der Römer noch immer ein gutes Theil höher anzusehen, als die bewundernswürdigste Civilisation der späteren Zeit.

Der Ausspruch von Thümmel's ist typisch für die Politiker der Gymnasial-Maße.

Macht man sich an die Analyse desselben, so kann man den Umstand, daß die Nachsicht in geschlechtlichen Dingen, welche unsere bornirte Classicität als Erhabenheit preist, wegen der in ihrem Gefolge

1) A. M. von Thümmel's sämmtliche Werke (Leipzig 1839).
2) Die Inoculation der Liebe, Werke, Bd. 8, S. 95, 96.

unausbleiblich auftretenden Selbstsucht den Untergang Roms mit am meisten gefördert hat, ganz außer Acht lassen, um dennoch den Ausspruch als grenzenlos einfältig zu erkennen. Wenn nämlich in einem Staatswesen Sklaverei herrscht, wie dies in Griechenland und in Rom der Fall war, so treten mancherlei andere sociale Mißstände daneben, die sich nur auf die herrschende, allein den Inhalt des Begriffes „Volk" ausmachende Klasse beziehen und innerhalb dieser speciell sich geltend machen, ganz anders auf und haben in Folge dessen eine ganz andere sociale Bedeutung, als wenn, wie bei uns, diejenigen, die dazumal Sklaven waren, die eigentliche Substanz des Volksbegriffes ausmachen. Es ist die Institution der Sklaverei so sehr das Generalübel jener Staaten, daß daneben Mißstände, wie z. B. eine gewisse Zügellosigkeit in den geschlechtlichen Verhältnissen, keine große Rolle spielen; sie vollenden ihren Kreislauf vom Entstehungspunkte bis zur Reaction ihrer inneren Ueberstürzung innerhalb so enger Schranken, daß das sociale Gift, welches sie von sich geben, von keiner Erheblichkeit ist; läßt doch ohnehin die Sklaverei im Staate keine Menschheitsidee als social bewegende Kraft aufkommen: was kann es da groß verschlagen, ob die, alles sociale Denken absorbirenden individualistisch-politischen Principien in der einen oder in der anderen Hinsicht etwas stärker hervortreten! sie sind die Summanden einer a priori fixirten und durch ihre Einzelschwankungen nicht mehr zu alterirenden Summe. Zu unserer Zeit aber liegen die Dinge anders. Da enthalten die politischen Institutionen nichts mehr, was uns zur Selbstsucht prädestinire. Spiele diese thatsächlich noch immer eine Rolle, wie sie gleich groß die Antike in deren besserer Zeit vielleicht nicht kannte, so hat sie doch aufgehört, Vorbedingung der Staatsexistenz zu sein. In unserer Gegenwart vorzüglich können wir gar nicht anders als auch politisch auf der Menschheitsidee zu fußen, welche social oder außerstaatlich unbedingt das Maßgebende zu sein hat und auch anerkanntermaßen ist; aus dem rein socialen Begriffe der Menschheitsidee hat sich der politische der Menschheitsidee im Staate entwickelt [1]). In Folge dessen ist jedwede Nachsicht gegen das Wiederangefachtwerden von Einzelherden jener Universalselbstsucht der antiken Sklavenstaaten im höchsten Maße gefährlich, und folglich ist es auch durchaus unzulässig, in geschlechtlicher Beziehung die Vorbilder für unsere heutige Zeit bei Properz, Ovid, Petronius und Martial u. s. w. zu suchen, oder gar als Schriftsteller sich für entschuldigt zu erachten, wenn man, wie sie, sociale Lüderlichkeit fördert.

1) Vgl. mein Eigenthumsrecht und die Menschheitsidee im Staate III (Leipzig, Otto Wigand 1878).

Einen speciellen Fehler überher begeht der Herr v. Thümmel, indem er sich einbildet, seine „Inoculation der Liebe" mit Wieland's „Oberon" z. B. auf eine und die nämliche Stufe stellen zu dürfen. In dem letzteren erfolgen alle geschlechtlichen Anzüglichkeiten aus der Nothwendigkeit der Situation; bei von Thümmel aber sind sie mit den Haaren herbeigezogen. Wieland mußte sie freilich auch erst schaffen, aber die Gedichtsanlage, aus der sie sich ergeben mußten, ruht auf social-sittlichem Boden, während in v. Thümmel's Inoculation der Liebe die Sinnlichkeit sich im bornirtesten Individualismus schwunglos abspielt. Bei Wieland sind die sinnlichen Zugaben des Gedichtes Resultate des socialen Gedankens der Geschlechtsliebe und werden ethisch von diesem getragen, bei v. Thümmel ist die Lüsternheit der Dichtung deren einziger, durch die a posteriori Verehelichung der Verliebten bäurisch-täppisch vergeblich zu verhüllen gesuchter Zweck.

v. Thümmel hat bei seinen Schriften überall keinen anderen Zweck als den, sinnlich zu kitzeln, richtet es aber so ein, daß die Gymnasialmaße der Sittlichkeit, die äußere Form nicht verletzt werde. Unsere Gymnasialmaße läßt die gröbsten Zoten zu; dergleichen steht ja in den Werken der classischen Antike, und da diese in jedem Gymnasiarchengemüthe die Stelle der natürlichen Gesittung einnehmen, so hält die gebildete Welt der bornirten Gymnasialmaße eine v. Thümmel'sche Scheinmoral für vollständig gerechtfertigt und für das sociale Bedürfniß nach Sittlichkeit ausreichend. Schriftsteller wie v. Thümmel gebärden sich, als ob wir heute noch Sklavenstaat wären und bei unseren socialen Specialanschauungen von der Voraussetzung einer unbedingt maßgebenden Generalselbstsucht ausgehen dürften, bei der ein Bischen mehr oder weniger Egoismus in dieser oder jener Hinsicht nichts verschlüge. Originalität fehlt dergleichen Köpfen natürlich ohnehin gänzlich, v. Thümmel z. B. so sehr, daß sogar seine Geschichte mit dem Kreuze unserer mittelalterlichen Schwankdichtung „entlehnt", nämlich von ihm als forcirte, nicht rückzahlbare Anleihe aufgenommen worden ist [1]):

„Der Probst, des Himmels Liebling, nur
Verehrt den Schöpfer der Natur
In meiner Nichte Reiz.
Der Reichthum ihres Gärtchens ist
Auch sein, und wird vor Räuberlist
Gesichert durch sein †."

1) Reise in's mittägliche Frankreich, Werke, Bd. 2, S. 96 ff. Die Anwendung nur ist etwas modificirt. Vgl. oben S. 86—87.

Dabei wendet v. Thümmel in raffinirtester Weise die Technik an, in welcher die Helden der „liaisons dangéreuses" [1]) Meister sind: stark anderthalbhundert Seiten seines Werkes zerrt er die Verführungsgeschichte der Klara hindurch, und dabei ist diese obenein eine Pfaffenmaitresse, bei welcher zum Hospitiren nichts als die Gelegenheit erfordert wurde. Das Hinauszerren ist mithin kein natürliches Ergebniß des vorhandenen Stoffes, sondern die freigewählte Taktik einer um die Gunst der Lüsternheit buhlenden Mache; nicht auf einmal darf der auf Sinnenkitzel bedachte Schriftsteller seine Papierhelden zum Liebesziele führen, das wäre ja leichtes Werk, wofür man ihm nicht Dank wissen würde, nein, stationenweis, wie bei den Bußgängen der Büßerreligionen; es verlangt der gewöhnliche Sterbliche, um mit Innigkeit an einem Gedankenziele zu hangen, weidlich auf dem Wege dahin umhergezerrt zu werden, und der „geschickte" Liebesnovellenkünstler führt seine Leser, ihnen die reifen Trauben des gelobten Landes vor die Nase haltend, auf so und so viel Quadratmetern Buchdruckwüstenei herum, wie Moses seine Juden im Sande der syrischen Wüste.

„Und voller Güte streckte sie
Den auserwählten Fuß bis an das weiße Knie,
Und sah, erröthend, mich bei meiner Arbeit lauschen.
Mit zitternder, verwöhnter Hand
Löst' ich das eingetauschte Band
Voll Scham, so wenig einzutauschen. —
Ach, daß ich's eher nicht bedacht!
Was hätt' ich nicht mit einer Thräne
Der heiligen, erfahrnen Magdalene
Für einen guten Kauf gemacht [2])!"

Dieses Stadium bietet eine Ausbeute, welche ein v. Thümmel nicht unbenutzt lassen konnte, und man muß seine Geschicklichkeit im weiteren lüsternen Ausspinnen, immer in den Schranken der Gymnasialmaße sich haltend, anerkennen.

Eine Erscheinung anderer Art ist Heinrich Heine, der vielbelobte und vielgeschmähte, der vielgelesene und vielnachgeahmte und dennoch schließlich unnachahmlich gebliebene Sänger unseres verjüngten, aus der Ritterromantik sich heraus und zu der Nüchternheit realistischer Thatsächlichkeit durcharbeitenden deutschen Vaterlandes. Heinrich Heine verkörpert in sich diesen Uebergang; theils bewußt, theils unbewußt, ist er der Doppelmensch einer schwindenden und einer herein-

1) S. oben S. 183.
2) A. a. O. S. 136.

brechenden Zeit[1]). Fähig zur einen, wie zur andern; sowohl voll von der pietätvollen Schwärmerei für allerhand ehrwürdige Ueberlieferungen unserer Väter, wie geschickt in der scharfen und knappen, mit kantigen Contouren zeichnenden Charakteristik der skeptischen Neuerfüllung der werdenden Zukunft, beides aber in der Gemüthsstärke eines leidenschaftlich nach voller persönlicher Daseinsbefriedigung verlangenden Menschen, zerriß ihm der Dualismus seiner selbst das Herz, und bereitete in dem Dichter den Charakterzerfall vor, der ihn am Ende seiner poetischen wie seiner leiblichen Laufbahn in das Extrem bodenlosester sittlicher Verkommenheit versenkte, wo der einstmals so zartsinnig empfindende Geist nur mehr noch am Schmutze gröbster Sinnlichkeit Gefallen zu finden vermochte.

Die duftigste Liebespoesie, die sich denken läßt, findet man bei Heine. Es wird nicht so leicht einem Lyriker beikommen, etwas Zarteres, keuscher das Gebiet der Geschlechtsliebe Berührendes dichten zu wollen, als die beiden Strophen:

„Leise zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute,
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling hinaus ins Weite.

Kling hinaus bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen.
Wenn du eine Rose schaust,
Sag, ich lass' sie grüßen[1])."

Von tiefem, social-sittlichem Ernste getragen ist auch das andere:

„Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein.
Ich schau dich an, und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Händ'
Auf's Haupt dir legen sollt',
Und beten, daß Gott dich erhalte
So schön und rein und hold[2])."

Den socialen Gesichtspunkt bewahrt Heine in seinen Liebesliedern aber nicht lange; aller Gemüthstiefe zum Trotze, die sich so häufig

1) Vgl. Heinrich Heine, Werke, Bd. 10, S. 3, Vorrede zu „Neue Gedichte" (Hamburg 1876).
2) A. a. O. S. 7.

darin ausspricht, behält in der Liebeskühnheit wie in der Mattherzigkeit der individualistische Gesichtspunkt die Oberhand.

„Küsse, die man stiehlt im Dunkeln
Und im Dunkeln wiedergiebt,
Solche Küsse, wie besel'gen
Sie die Seele, wenn sie liebt!

Ahnend und erinnrungssüchtig
Denkt die Seele sich dabei
Manches von vergangnen Tagen
Und von Zukunft Mancherlei.

Doch das gar zu viele Denken
Ist bedenklich, wenn man küßt; —
Weine lieber, liebe Seele,
Weil das Weinen leichter ist[1])."

Hat man erst einmal den individualistischen Gesichtspunkt ausschließlich zur Geltung kommen lassen, so bleibt auch der weitere Rückgang der Liebespoesie nicht aus; bei dem Einzelnen muß sie im rouéthume des libertinage, bei einem Volke im Schmutze der Prostitution enden, in jedem Falle also in das Gegentheil aller Poesie auslaufen:

„Schaff mich nicht ab, wenn auch den Durst
Gelöscht der holde Trunk;
Behalt mich noch ein Vierteljahr,
Dann hab' auch ich genung.

Kannst du nicht mehr Geliebte sein,
Sei Freundin mir sodann;
Hat man die Liebe durchgeliebt,
Fängt man die Freundschaft an[2])."

In der schönen poetischen Form Heine's geht Manches hin. Aber in und mit der schönen Form werden auch die schlechten Principien propagirt, und diese sollten wenigstens im Principe vermieden werden, nicht, wie bei der heute herrschenden Gymnasialmaße, aus ästhetischen Rücksichten ethisch gestattet werden. Das nachstehende Gedicht Heine's z. B. ist als Poesie köstlich und kann als gelegentlicher Scherz wahrlich auch keinen Tadel auf sich laden. Im Principe aber ist es verwerflich, und leider ist die antisociale Tendenz, die sich darin ausspricht,

1) A. a. O. S. 14—15.
2) A. a. O. S. 31.

heute der Grundsatz, der in der Geschlechtsliebe überwiegend zum Austrage kommt:

„In welche soll ich mich verlieben,
Da Beide liebenswürdig sind?
Ein schönes Weib ist noch die Mutter,
Die Tochter ist ein schönes Kind.

Die weißen, unerfahrnen Glieder,
Sie sind so rührend anzusehn!
Doch reizend sind geniale Augen,
Die unsre Zärtlichkeit verstehn.

Es gleicht mein Herz dem grauen Freunde,
Der zwischen zwei Gebündel Heu
Nachsinnlich grübelt, welch von beiden
Das allerbeste Futter sei [1])."

Mit Heinrich Heine war das Schicksal allerdings bös umgegangen. Das Gefühl der Geschlechtsliebe hatte in ihm den social-sittlichen Gang genommen, den die Natur, sich selbst überlassen, immer geht. Aber die verderbte Praxis der Zeit, welche das auszuführen sich beeilt, was Unsittliches auf dem Felde der Gedankenarbeit erzeugt wird, hatte sein Gemüth geknickt, seine social-sittliche Zuversicht mit demjenigen untergraben, woran er das Gesellschaftliche des Daseins empfinden sollte:

„Ich bin nun fünfunddreißig Jahr' alt,
Und du bist fünfzehnjährig kaum . . . .
O Jenny, wenn ich dich betrachte,
Erwacht in mir der alte Traum!

Im Jahre achtzehnhundertsiebzehn
Sah ich ein Mädchen, wunderbar
Dir ähnlich an Gestalt und Wesen,
Auch trug sie ganz wie du das Haar.

Ich geh' auf Universitäten,
Sprach ich zu ihr, ich komm' zurück
In kurzer Zeit, erwarte meiner. —
Sie sprach: ‚Du bist mein einz'ges Glück!'

Drei Jahre schon hatt' ich Pandekten
Studirt, als ich am ersten Mai
Zu Göttingen die Nachricht hörte,
Daß meine Braut vermählet sei.

1) A. a. O. S. 39—40.

Es war am ersten Mai! Der Frühling
Zog lachend grün durch Feld und Thal,
Die Vögel sangen, und es freute
Sich jeder Wurm im Sonnenstrahl.

Ich aber wurde blaß und kränklich,
Und meine Kräfte nahmen ab;
Der liebe Gott nur kann es wissen,
Was ich des Nachts gelitten hab'.

Doch ich genas. Meine Gesundheit
Ist jetzt so stark wie'n Eichenbaum . . . .
O Jenny, wenn ich dich betrachte,
Erwacht in mir der alte Traum [1])."

Der alte Traum hielt aber nicht an; Heine war wüster Genußmensch geworden, und seine schönsten social-sittlichen Anlagen vermochten nie den selbstsüchtigen Individualismus, dem er nachgab, dauernd zu verbannen:

„Des Weibes Leib ist ein Gedicht,
Das Gott der Herr geschrieben
Ins große Stammbuch der Natur,
Als ihn der Geist getrieben.

Ja, günstig war die Stunde ihm,
Der Gott war hochbegeistert;
Er hat den spröden, rebellischen Stoff
Ganz künstlerisch bemeistert.

Fürwahr, der Leib des Weibes ist
Das Hohelied der Lieder;
Gar wunderbare Strophen sind
Die schlanken, weißen Glieder.

O welche göttliche Idee
Ist dieser Hals, der blanke,
Worauf sich wiegt der kleine Kopf,
Der lockige Hauptgedanke!

Der Brüstchen Rosenknospen sind
Epigrammatisch gefeilet;
Unsäglich entzückend ist die Cäsur,
Die streng den Busen theilet.

1) A. a. O. S. 41.

Den plastischen Schöpfer offenbart
Der Hüften Parallele;
Der Zwischensatz mit dem Feigenblatt
Ist auch eine schöne Stelle.

Das ist kein abstractes Begriffspoem!
Das Lied hat Fleisch und Rippen,
Hat Hand und Fuß; es lacht und küßt
Mit schöngereimten Lippen.

Hier athmet wahre Poesie!
Anmuth in jeder Wendung!
Und auf der Stirne trägt das Lied
Den Stempel der Vollendung.

Lobsingen will ich dir, o Herr,
Und dich im Staub anbeten!
Wir sind nur Stümper gegen dich,
Den himmlischen Poeten.

Versenken will ich mich, o Herr,
In deines Liedes Prächten;
Ich widme seinem Studium
Den Tag mitsammt den Nächten.

Ja, Tag und Nacht studir' ich dran,
Will keine Zeit verlieren;
Die Beine werden mir so dünn —
Das kommt vom vielen Studiren[1]).

Gegen dieses Gedicht wäre vom social-sittlichen Standpunkte nichts einzuwenden, wenn die objectiv unanstößige Schilderung plastischer Weiblichkeit nicht in den Koth subjectiver Gemeinheit herabgezerrt wäre; diese stempelt aber alles Andere mit zur Zote. Aller Dichtergröße Heine's zum Trotze läßt es sich eben nicht leugnen, daß dergleichen Machwerke, wie auch das folgende, absolut nichts Anderes als Bordell-Poesie sind:

Lied der Marketenderin.
(Aus dem dreißigjährigen Kriege.)

„Und die Husaren lieb' ich sehr,
Ich liebe sehr Dieselben;
Ich liebe sie ohne Unterschied,
Die blauen und die gelben.

1) A. a. O. Bd. 11, S. 204—205.

Und die Musketiere lieb' ich sehr,
Ich liebe die Musketiere,
Sowohl Rekrut als Veteran,
Gemeine und Officiere.

Die Kavallerie und die Infanterie,
Ich liebe sie alle, die Braven;
Auch hab' ich bei der Artillerie
Gar manche Nacht geschlafen.

Ich liebe den Deutschen, ich lieb' den Franzos,
Die Welschen und Niederländschen,
Ich liebe den Schwed, den Böhm und Spanjol,
Ich lieb' in ihnen den Menschen.

Gleichviel, von welcher Heimath, gleichviel,
Von welchem Glaubensbund ist
Der Mensch, er ist mir lieb und werth,
Wenn nur der Mensch gesund ist.

Das Vaterland und die Religion,
Das sind nur Kleidungsstücke —
Fort mit der Hülle! daß ich an's Herz
Den nackten Menschen drücke.

Ich bin ein Mensch, und der Menschlichkeit
Geb' ich mich hin mit Freude!
Und wer nicht gleich bezahlen kann,
Für den hab' ich die Kreide.

Der grüne Kranz vor meinem Zelt,
Der lacht im Licht der Sonne;
Und heute schenk' ich Malvasier
Aus einer frischen Tonne[1])."

Die Absicht, speciell solchen Charakter der Dichtung zu erzeugen, wollen wir Heine damit keineswegs untergeschoben haben; gerade ihn trifft vielleicht verhältnißmäßig am wenigsten der erhobene Vorwurf. Aber die Richtung hat sich, zum großen Schaden unserer socialen Zustände, einmal eingebürgert, und sie muß, um gebannt werden zu können, rücksichtslos als das bezeichnet werden, was sie ist. Heinrich Heine steht vielleicht in praktischer Hinsicht subjectiv reiner da als mancher Andere:

1) A. a. O. S. 205, 206.

„Hab' eine Jungfrau nie verführet
Mit Liebeswort, mit Schmeichelei;
Ich hab' auch nie ein Weib berühret,
Wußt' ich, daß sie vermählet sei.

Wahrhaftig, wenn es anders wäre,
Mein Name er verdiente nicht
Zu strahlen in dem Buch der Ehre;
Man dürft' mir spucken ins Gesicht[1])."

Aber weshalb dann durch die Musen die Begeisterung der Jugend knicken und in dieser den unsittlichen Boden bereiten helfen, wo in der Geschlechtsliebe nichts herrscht als der Individualismus nackter Gemeinheit?

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

„Die Oberhofmeisterin steht dabei,
Sie fächert die Brust, die weiße,
Und in Ermangelung eines Kopfs
Lächelt sie mit dem Steiße[2])."

Ist das noch Poesie? Wenn ja, dann ist es jedenfalls keine gute, keine social-heilsame; sie hat es zu Wege gebracht, daß die letzte Spur von Frische und Begeisterung aus der Jugend entflohen, die Geschlechtsliebe von dem Gebiete des Gemüthslebens, wo sie einstmals unumschränkte Gebieterin war, weg auf das Feld herzloser Berechnung gezerrt und der schwunglosesten Versumpfung anheim gegeben ist.

Ehe man für den Volksgeist auf eine Wiedererhebung aus dieser Versumpfung hoffen durfte, mußte indeß das Maß noch voller laufen; es mußte die Geschlechtsliebe in den tiefsten Morast gezerrt werden, der unter dem immerhin kräftiger als ehedem wehenden Luftzuge einer leicht erregbaren öffentlichen Meinung zu finden war. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen, daß solcher Morast, wie ihn die Gesellschaft in Europa ein Jahrhundert früher gesehen hatte, nicht füglich wieder entstehen konnte; daran hinderte schon die gleichere Vertheilung der physischen Macht im Volks- und Staatsleben; es hinderte daran noch mehr die Freiheit der geistigen und mit der geistigen auch der moralischen Bethätigung; das Wort war frei, und die Geißel, die es über die That schwang, wie über das Gift, das aus ihm selber der Mißbrauch gebären kann, züchtigte den Rückfall in jene sittenlosen Zeiten, wo die

1) A. a. O. S. 247.
2) Maria Antoinette, a. a. O. Bd. 11, S. 24.

Spitzen der Gesellschaft sich durch ihre Lüderlichkeit reif machten gebrochen zu werden.

Leider waren specielle äußere Verhältnisse wieder solchem Rückschritte günstig. Frankreich hatte eine Regierung an seiner Spitze, der es, um das abschreckende Beispiel des Hofes Ludwigs XV. zu erneuern, an nichts als an jener dumpfen Ergebenheit eines noch an keinerlei Freiheit gewöhnten Volkes gebrach. In dem charakterlosen, entnervten Napoleon und seinem bigotten Weibe fehlte es nicht an einem Fürstenpaare, das Ludwig XV. und seiner Pompadour noch zu rathen hätte aufgeben können. So aber bekam die Lüderlichkeit auf dem Throne einen demokratischeren Anstrich: War unter den Ludwigen der Schmutz von Adel und Königsthron aus dem Palais auf die Gasse gedrungen, so stieg nun dafür der Koth der Gasse die Marmorstufen des Kaiserpalastes hinan.

Das Bild hatte sich indeß, gegen die früheren Jahrhunderte genommen, verändert. Der Schlamm der Unsittlichkeit wurde nicht gerade so sehr hoch angehäuft oder in unergründlichem Moraste sporadisch bodenlos, als er breit auseinandergetreten und zu weithin sich erstreckender Infection wurde. Wie das unserer Zeit eigenthümliche Maß der Bildung weniger durch Intensität in beschränkterem Kreise auf concentrischem Wege sich hervorthut, als es durch extensive Verbreitung, durch peripherische Ausdehnung auf immer neue Schichten des Volkes centrifugal wächst, so steigert sich auch der social-unsittliche Charakter der heutigen Geschlechtsliebe über die kolossalen Dimensionen der Lasterhaftigkeit vergangener Zeiten minder durch die Zunahme an innerer Abscheulichkeit der Einzelfälle und den Zuwachs an Verruchtheit besonderer Schamlosigkeiten, als durch eine wie mit Dampf beschleunigte Ausstreuung des Frivolitätsstoffes auf das Gesammtgebiet des socialen Daseins; nicht eine Lüderlichkeits-Phalanx ungeheurer Sittenverderbniß wie die des französischen Adels bedroht mit gewaltsamem Angriffe einen in sich gesunden Kern der Gesellschaft, sondern es fällt in diesem selber die Festigkeit sittlichen Widerstandes der ausnahmslosen Frivolisirung des socialen Denkens und Empfindens zum Opfer; der Kampf der unsauberen Elemente hat die Taktik des Sturmangriffes in gewaltthätiger Kolonne in diejenige listiger Verlockung zur Aufgabe aller festen Verschanzungen umgemodelt, und sucht sich den Sieg durch den Schein gefahrloser Plänkeleien, welche den Gegner in Arglosigkeit lullen, zu sichern; ihre Taktik ist die der schrittweisen moralischen Untergrabung. So konnte unter einem Ludwig XIV. wohl der Plan zur Verwüstung der Pfalz ausgeführt, aber nur unter einem Napoleon III. derjenige zur Aussendung syphilitischer Mädchen in das deutsche Lager gefaßt werden.

Als ganz besonders und charakteristisch nachtheilig haben wir deshalb den Tingel-Tangel, den café chantant zu bezeichnen. Derselbe verkörpert in sich die Eigenthümlichkeit eben der Entartung, welche die Lüderlichkeit unserer Zeit von derjenigen früherer Jahrhunderte unterscheidet. Nicht die Unbezähmbarkeit übersprudelnder Leidenschaften, nicht eine großartige Wildheit urwüchsiger Temperamentsgewalt, die sich gewittergleich durch pygmäenhafte Schranken conventioneller Sitte Bahn bricht, ist das, was unseren Tagen eigen ist. Dies ist vielmehr weit eher das Charakteristikon der unsittlichen Zeiten des späteren Mittelalters. Nein, das, was unsere Zeit nachtheilig von allen früheren Jahrhunderten unterscheidet, ist die Charakterverseichtung; man fehlt nicht so sehr darin, daß man ruchlos gegen die festesten Satzungen der Moral verstoße, als darin, daß man schwachsinnig alle Satzungen fester Moral in allgemeiner Gleichgültigkeit gegen jedwede social-sittliche Grundlage untergehen läßt. Deshalb hat die Zote des Tingel-Tangel so freies Spiel. Es gehört gleichsam zum guten Tone, sie gewähren zu lassen. Denn wenn in nichts Anderem, so hat sie in der social-charakteristischen Hinsicht, nämlich in Bezug auf eben jene Gleichgültigkeit gegen feste sittliche, den Halt und die Grundlage des socialen Wesens bildende Satzungen, die öffentliche Meinung für sich. Es wird diese Gleichgültigkeit, das ärgste Gift für die socialen Zustände unserer Zeit, fälschlich für Freisinnigkeit gehalten. Jeder Philister, der es über sich zu gewinnen vermag, mit stoischer Ruhe die gröbsten Zoten, die schmutzigsten Anspielungen anzuhören, bildet sich ein, auf der Höhe der Zeitcultur zu stehen, und wie das Weib in Allem, das der Mann thut, bildsam wie Wachs folgt, so sind wir jetzt, nach Jahrzehnte langer Unterwerfung der öffentlichen Meinung unter jene Herrschaft, bereits so weit gelangt, selbst deutsche Frauen und Mädchen in der Kunst schamlosen Ertragens der ärgsten Zoten und unverblümtesten Zweideutigkeiten excelliren zu sehen; ja, unsere ersten Theater cultiviren diesen Genre; man hat für ihn eigens Stücke geschrieben; es ist die Zote eine Specialität dafür specifisch veranlagter Künstler geworden, und man hat es verstanden, im Publikum eine ziemlich allgemeine Liebhaberei dafür zu wecken und jedenfalls eine fast ausnahmslose Konnivenz dafür zu erlangen.

Ein sehr wirksamer Bundesgenosse der Zote und eine äußerst charakteristische Zugabe zu der verseichteten Richtung, welche die social-sittlichen Anschauungen genommen haben, ist die Musik. Nicht nur, daß diese in den Händen eines Offenbach durch sich selber schon verweichlichend und entsittlichend wirkt, so trägt sie in Verbindung mit der Zote in heilloserer Weise als diese selber zu jener schwächlichen Gleichgültigkeit gegen die Sittlichkeit bei, welche in Bezug auf die

Geschlechtsliebe so recht eigentlich der sociale Krebsschade unserer Zeit ist.

Dieser Sachlage gemäß ist die Zote von heute. Versteckt, in verschlungener Wendung verstohlen vorgebracht, im Couplet dem Ohre gleichsam nur als Anhängsel der Melodie, als nothwendige Substanz des Gesanges zugeführt, kann der Arglose ihrer Gegenwart ganz unkundig bleiben. Aber eben deshalb ist sie so gefährlich. Sie ist in ihrem salonfähigen Gewande eine scheinbar anständige Nachbarschaft, und das ehrsame Mädchen, der social-sittlich ernste Jüngling gewöhnt sich an ihre Gesellschaft, ehe ihnen eine Ahnung davon aufdämmert, mit was für einer Person sie da zusammengerathen sind; wir sehen daher ja auch in den Tingel-Tangeln die bürgerliche Ehefrau, das eben erwachsene Schulkind neben der Straßenhure Platz nehmen. Und dies geschah, wie wir schon erwähnten, wieder nicht zuerst im Mittelstande. Das erste Beispiel dazu wurde an dem Kaiserhofe gegeben, dessen Regiment sich überhaupt den zweifelhaften Ruhm der Erhebung des Tingel-Tangel zurechnen darf: Die „Kaiserin" Eugenie und deren Freundin, die Fürstin Metternich waren es, welche die moderne, die in Musik gesetzte Zote unter ihre Obhut, unter die Fittiche ihres hohen Schutzes nahmen.

In allen Ländern ist daher der Pariser café chantant für die Tingel-Tangel tonangebend geblieben, und in jedweder die moderne Cultur des Straßenlebens betreffenden Hinsicht wird das Zotentalent der Franzosen als maßgebend gepriesen. Die französischen Couplets — wir haben sogar nicht einmal eine andere Bezeichnung als das französische Wort — gelten daher als die höchste Stufe jener über die kleinlichen Rücksichten der Vergangenheit sich hinwegsetzenden Zeitbildung; man läßt sich französische Huren kommen, um die Couplets zu singen, und die allergemeinste der Pariser café-chantant-Dirnen, die Mademoiselle Thereſe, wird die Busenfreundin der Eugenie und der Metternich, der „kaiserlichen Majestät" und der „fürstlichen Durchlaucht". Damit war der obenerwähnte Prozeß vollzogen worden; die Prostitution war hoffähig geworden. Und warum sollte sie auch nicht? War doch die römische Straßenhure Messalina auch „kaiserliche Majestät!"

Eine schreckliche Herabwürdigung des social-sittlichen Selbstgefühls hat stattgefunden. Nicht nur daß die Lüderlichkeit in der öffentlichen Meinung sich ungescheut und ungestraft breit machen darf: sie ist frech genug, die Achtbarkeit und Ehrbarkeit zu verspotten, und diese sind so schwach, daß sie nicht dagegen zu remonstriren wagen, aus Angst, daß man ihnen nachsagen könne, sie stünden nicht auf der Höhe der Zeit, sie wären philiströs, oder sie wären wohl gar vom Dorfe.

Es ist ein social-sittliches Gehenlassen eingetreten, das, wenn die

öffentliche Meinung in geregelt sittlichem Denken nicht bald die Herrschaft wieder übernimmt, das verworfenste Messalinenthum zum integrirenden Bestandtheile unseres socialen Wesens machen wird. Man hat sich in den „Cultur-Centren" so lange von Loretten vorsingen lassen, bis jedes anständige Mädchen gegen das Lorettenthum allen früheren Abscheu verloren hat.

Natürlich aber muß gesungen, dabei gelacht und gescherzt werden. Nüchtern davon zu sprechen gilt nicht als fein. Gar ein social-wissenschaftliches Buch darüber zu schreiben, ist ein nie zu verzeihender Verstoß gegen die „Sitte", d. h. gegen die Schmutzfinken, welche von der Entwickelungsgährung unserer Zeit an die Oberfläche des socialen Lebens getrieben sind und in dieser ihrer Oberflächlichkeit sich für die maßgebenden Factoren des Völkerdaseins halten.

Elende Brut!

Elender, jämmerlicher aber bei Weitem noch das sociale Wesen, das sich von solchen Dreckseelen bemeistern, die gute und heilsame Richtung der Bethätigung ihrer Sittlichkeit verkümmern läßt!

Einstweilen aber treibt die Lüderlichkeit ihr Wesen und spottet der vereinzelten Mahnrufe, welche inmitten der allgemeinen Gleichgültigkeit erschallen:

Au temps jadis la courtisane même
Se distinguait en un monde galant.
Avait on droit de lui dire: je t'aime,
Elle d'aimer faisait au moins semblant!
Mais aujourd'hui lorsque cherchant à plaire
Un amoureux qui vient faire sa cour
Dit tendrement: je vous aime d'amour,
On lui répond: ah faudrait pas m'la faire!
Voilà l'esprit de la cocotte
Qui boursicote
Avec l'amour,
De la cocotte
Qui fricotte,
De la cocotte
Qui vivotte
Au jour le jour.
Oui c'est l'esprit de la cocotte
Qui boursicote
Avec ardeur.
Elle vivotte
Au jour le jour,
C'est la cocotte . . . . . .

La courtisane avait un doux langage
De l'élégance, un maintien séducteur
Aux grands seigneurs, aux gens de haut parage,
Elle faisait de l'oeil, la bouche en coeur.
De ce vieux chic la mode nous dispense.
Nos amoureux sont si mal élevés,
Nous ne parlons qu'à de petits crevés
Qui sont hélas! plus crevés qu'on ne pense!
Oui ça convient à la cocotte etc.

La courtisane était ou brune ou blonde,
Mais à présent nous avons des chignons,
Et chaque jour pour plaire à tout le monde,
Comme d'amants, de cheveux nous changeons;
De cent couleurs toujours on nous voit teindre
Nos yeux, nos nez, nos lèvres, nos sourcils,
Nos cous, nos bras, jusqu'à nos chiens chéris!
Je ne sais pas ce qui nous reste à peindre!
C'est le bonheur de la cocotte etc.

Das Lied, dessen Uebertragung man uns, schon der eigenthümlichen Cocotten-Terminologie halber, für welche wir im Deutschen keine deckenden Ausdrücke würden finden können, erlassen muß, hat in der That culturhistorischen Werth. Dasselbe ist eine Satire auf die allgemeine Verhurung der Leichtfertigkeit unserer Zeit. Man war auch im Mittelalter lüderlich. Aber da war man es doch wenigstens mit Poesie; die Leichtfertigkeit bestand damals gleichsam in einem Uebermaße des Waltenlassens der Natur. Die Leichtfertigkeit aber, über welche das obige Cocotten-Lied seine satirischen Reflexionen anstellt, ist eine solche der Unnatur, wo nicht gar der Widernatürlichkeit; es ist eine Art Garderobenlüderlichkeit, die blos auf äußerliche Leidenschaften fußt, bei der das Herz keine Streiche mehr spielt, weil es überall bei der Liebe nicht mehr in Betracht kommt.

Uebrigens soll mit unserer vorhin gemachten Bemerkung, daß die Cocotten-Lieder sich nur verstohlen ausdrückten, nicht der Ausspruch gethan sein, daß sie niemals bis zum offenklaren Verständniß deutlich würden. Für den Eingeweihten sind sie dies wohl immer. Nein, ihr hervorstechender, gegen die mittelalterliche erotische Poesie namentlich hervorstechender Charakterzug liegt in der indirecten Redeweise. Diese wird ausnahmslos angewandt. Sie muß sogar angewandt werden, denn solches fordert die „Sitte" unserer Zeit. Hierin liegt gerade die lasterhafte Sprödigkeit des lebenden Geschlechtes: Der äußere Anstand muß geschont werden; aber er braucht nur linguistisch

geschont zu werden: dann glauben sich die Gemüther salvirt, und übrigens mag alles insgeheim so lüderlich zugehen wie es wolle, das thut der modernen Tugend nicht den mindesten Abbruch. Und das ist es, was in raffinirtester Weise die Sittlichkeit untergräbt, in der That ganz den Charakter des in Paris s. Z. aufgetauchten Stratagems trägt, die syphilitischen Dirnen, von denen Paris ja Massen hat, ins feindliche Lager zu schicken, um hier die Manneskraft zu zerstören, vor der die an der Spitze der Civilisation marschirende Hauptstadt keinen anderen Ausweg wußte. Diese indirecte Redeweise, dieses linguistische Feigenblatt, diese doppelzüngige Tugend ist das Gift der social-sittlichen Geschlechtsliebe; ahnungslos können wirklich Arglose die schmutzigsten Lieder hören, und wissen nicht einmal, weshalb das auf die Zote dressirte Publikum in das wiehernde Gelächter ausbricht, das bei solchen Gelegenheiten zeigt, wie sehr in der öffentlichen Meinung heute das, was sonst der Auswurf der Gesellschaft war, den Scepter schwingt.

Die nachstehende erste Strophe eines anderen Liedes ist das Zotigste, was öffentlich vorgetragen werden kann. Nichtsdestominder kann ein wahrhaft keusches oder unerfahrenes Ohr sie recht wohl hören, ohne nur entfernt etwas Anstößiges darin zu entdecken:

„D'ton amour, mon Jean Nicolle,
Tu viens de m'faire l'récit.
J'te plaignons sur ma parole,
L'amour c'est un gueux d'souci,
L'amour c'est un gueux d'souci,
Tu veux que j'répond' tout d'suite
Pour calmer ton gros chagrin;
Mais mon gars, tu vas trop vite,
Faut ben réfléchir un brin,
Faut ben réfléchir un brin.
Allons douc'ment, puis qu'en somme
Pour moi si fort, j'sais qu'ça t'tient
L'amour, vois-tu, mon bon homme.
J' crois qu'ça vient, j'crois qu'ça vient,
Espère un peu, mon bon homme,
J'crois qu'ça vient, je crois qu'ça vient."

Selbst der sprachkundige Philologe, der nicht an Ort und Stelle das Französisch der Gegenwartslüderlichkeit kennen gelernt hat, vermag über den Sinn des Liedes zweifelhaft zu werden, so sehr ist dasselbe auf die Verheimlichung zugeschnitten. Wie kann der biedere, ernste Professor wissen, daß der heutige Franzose, der Mann von Welt,

der Mann des Tingel-Tangel, das Vorbild der lasterhaften Sprödigkeit des neunzehnten Jahrhunderts, unter amour nicht jene himmlische Zuneigung, das überwältigende, für ein ganz bestimmtes Wesen uns ergreifende Gefühl, sondern crude nude nur den Geschlechtstrieb verstanden wissen will und versteht? Weiß er's aber, dann wird ihm auch die Zusammenstellung von gros und chagrin, welche grammatikalisch sich gar nicht rechtfertigen läßt, verständlich sein. Hieran sieht man, wie sehr unser in der Einleitung gethaner Ausspruch richtig ist, daß die spröde Lasterhaftigkeit, diese Lüderlichkeit ganz neuer Art, nicht nur durch die Erweckung der Lüsternheit und die Anreizung zu ihr verderblich wirkt, sondern weitaus mehr noch durch die Lügenhaftigkeit und die Heuchelei, die sie verbreitet, durch den Betrug, an den sie die Menschen gewöhnt.

Selbst da, wo das Couplet, resp. das es vortragende Weib alle Scham abstreift, kommt niemals die Deutlichkeit des Mittelalters heraus. Herrschte im letzteren die Heuchelei der Kirchenfrömmigkeit, so herrscht heute dafür die Weltanstandsheuchelei. Lüge, Betrug aber ist beides.

„Qu'un pauv' servante a donc d'misère
A l'égard de son sentiment,
Et qu'elle a d'mal à satisfaire
L'objet d'son doux attachement,
Sans avoir du désagrément,
T'nez, pas plus tard qu'à l'instant même.
J'viens d'être victim' de mon bon coeur,
Malgré qu'nous soyons en carême,
Rien n'est sacré pour un sapeur!

Tout à l'heure je r'çois la visite
De celui que je dis mon cousin
Et comme de juste je l'invite
A prendr' que-qu'chose, un verr' de vin;
Mêm' que c'était du Chambertin.
Il m'dit: ça se trouve à merveille,
J'vous obtempèr' cette faveur ah!
Et puis il lich' tout' la bouteille;
Rien n'est sacré pour un sapeur!

Or, comme il avait le vin tendre,
De force il voulut m'embrasser,
Je n'crus d'voir trop m'en défendre,
A seul'fin d'm'en débarrasser,
Je t'en fiche . . . il voulut r'commencer . . .

Je dus subir la recidive,
Ce fut hélas pour mon malheur, ah! . .
J'eus beau lui dir', v'là m'sieur qu'arrive,
Rien n'est sacré pour un sapeur!

C'qui rend la chose plus fâcheuse,
C'est qu' monsieur qui prend tout à r'bours,
S'est mis dans un'colère affreuse
Et vient de m'donner mes huit jours,
C'est ainsi qu'ça finit toujours.
Vous n'auriez pas besoin d'un' bonne,
J'f'rai votre affair' parol' d'honneur; ah!
Car je n'recevrai plus personne,
Du moins ça n' s'ra pas un sapeur."

Wenn das Mittelalter den Geschlechtstrieb bezeichnen wollte, so drückte es sich auch möglichst schonend aus, wie es der Poesie angemessen ist; es sprach dann von „Nachthunger." Aber es entwürdigte diese natürliche, unlöslich mit der Liebe verknüpfte und durch die letztere nur zu weihende Leidenschaft nicht dadurch, daß es dieselbe allen höheren, in der individuellen, das Gesammtleben mit dessen ganzen Folgen vollständig umfassenden Zuneigung berührenden Schwunges entkleidete. Die Civilisations-Lüderlichkeit der Gegenwart bringt alle Poesie der Liebe, alle mit dem geschlechtlichen Verhältnisse, soll dieses nicht viehisch sein, nothwendig zu vereinigende Gemüthstiefe dadurch aus der Welt, daß sie dem Geschlechtstriebe allein die Bezeichnung Liebe verleiht, und diesem Begriffe auf solche Weise allen tieferen Inhalt raubt.

Bildete heute nicht die glücklich errungene politische Freiheit, die bürgerliche Selbstständigkeit ein Gegengewicht gegen das Gift der Corruption; risse nicht namentlich der Ernst des öffentlichen Lebens, des Berufes, des Erwerbes, der wissenschaftlichen Forschung und der sonstigen geistigen Arbeit intellectuell heraus aus den Schlingen der heillosen Charakterentsittlichung, welche in der Entwürdigung der Geschlechtsliebe ihren Ausgangspunkt hat, so würden wir Zuständen entgegengehen, wie sie uns Juvenal aus der römischen Kaiserzeit, Chanderlos de Lanclos aus der Zeit des aufgeklärten Despotismus schildert.

Sehr zu bedauern ist namentlich, daß auch andere Nationen, als die unter dem unheilvollen Fluche der fortzeugenden bösen That der Ritterromantik stehenden Franzosen, der schmählichen Frivolität wieder verfallen sind, welche das unausbleibliche Ergebniß alles individualistischen Begreifens der Geschlechtsliebe ist. Leider steht namentlich Deutschland

um kein Jota social-sittlicher da, als das Nachbarland. Das, was ihm fehlt, ist nur die Geschicklichkeit der Mache, namentlich jenes Talent der Verschleierung der Zote durch indirecte Redewendungen, welche das Charakteristikon der Lüderlichkeit unserer Zeit ist. Nur einige wenige deutsche Schriftsteller der Gegenwart thuen es den Franzosen darin gleich. Dr. Spitzer z. B. kann für sein „Herrenrecht" diesen zweifelhaften Ruhm in Anspruch nehmen. Vergeblich ist dahingegen das Bemühen eines Anonymus, der unter dem Titel „Der neue Tannhäuser" [1]) ein Machwerk französischen Genre's in die Welt gesetzt hat, den Genre der Franzosen zu erreichen. Ein lüstern zotiges Buch hat er fertig gebracht. Aber, allem vom Verleger angewandten Luxus der Ausstattung desselben zum Trotze, ist es nichts als ein armseliges Resultat der auf die schmierigsten Reizmittel schon reducirten Poesielosigkeit unserer, an der Geilheit der Lendenlahmheit krankenden Zeit. Wie alte, an Impotenz streifende Wollüstlinge sich mit Ruthen peitschen lassen müssen, um geschlechtliche Regungen zu empfinden, so ist unsere Zeit aus der lustig überwuchernden Liebesfreiheit des Mittelalters in die casernirte Hurenpoesie der organisirten Bordellwirthschaft versunken. Im neuen Tannhäuser geht das Ekelhafte dieser Metamorphose so weit, daß in dem modernen „Venusberge" sogar das Hausnummersystem des Polizei-Culturstaates nicht zu erwähnen vergessen ist [2]):

„Ein neues Mädchen! und sie wohnt
In einer neuen Gegend,
Durch fremde Straßen wandr' ich zu ihr,
Ein weiter Weg, und es regnet.

O Sonne Vevey's! da erkrankte mein Leib
Vor zuviel Seelenminne . . . .
Du kalter Winter in Berlin,
Entschädige meine Sinne! —

Die Gaslaternen brennen schon,
Denn es beginnt zu schummern,
Ich sehe die hohen Häuser hinauf
Und spähe nach den Nummern.

Und näher und näher komm ich jetzt,
Da steht schon Nummer 70,
Und 59 wohnt sie ja,
In die mein Herz verliebt sich.

1) Wien, L. Rosner 1877.
2) A. a. O. IX, S. 24—25.

Das Fenster ist hell, sie ist zu Haus,
Nun klingl' ich leise, leise . . . .
‚Wer ist da?' — Liebe Klara, ich!
Sie öffnet heimlicher Weise.

— Kennst du mich noch, so küsse mich!
Sie küßt mich ohne Zaudern:
‚Nun komm! s'ist warm und schön bei mir,
Nun wollen wir traulich plaudern.'

Es dampft der Kaffee auf dem Tisch,
Schneeweiß war die Serviette,
Und weil an Stühlen Mangel war,
So setzten wir uns auf's Bette.

Sie sprach so lieblich, so klug und gut,
Die Lippen lachten so blühend,
Wie zart war ihre schmale Hand!
Die schwarzen Augen wie glühend!

Der Epheu rankt am Fenster hinauf,
Man kann nichts sehn von drüben,
Drum leuchte, zitternde Kerze, nur
Auf unser zitterndes Lieben:

Die göttlichen Glieder, marmorweiß
Und warm und weich wie Sammet,
Von meiner Küsse lodernder Glut
Mit purpurnen Rosen durchflammet!

Da hat ihr Leib mit meinem Leib
Zwiesprache heimlich gepflogen,
Da wurden wir eins, wie zwei Wellen im Meer
In *eine* zusammenwogen.

Ich war in ihr, sie war in mir:
Wie in einander brennen
Zwei Flammen, *ein* Körper und *eine* Seel',
Wir waren nicht zu trennen.

Ein Schmerzensseufzer, ein Ruf der Lust,
Nothschrei und Wonnebeben —
Erlösung und die Sünde ist das,
Das ist der Tod und das Leben."

Hier fehlt doch blos noch die Taxe, um die Reclame zu vervollständigen. Schmackhaft versteht der Herr Bordellpoet die Venus vulgivaga zu machen:

„Daß Andre dich vor mir besessen,
Hab' ich an deiner Brust vergessen,
Du sahst mich an so kindlich rein —
Der Erste glaubt' ich stets zu sein.

Und immer wenn ich wieder kam,
Umhüllte dich so süße Scham,
Daß ich nicht wußte, keusches Weib,
War wirklich mein schon dieser Leib?

So wie der Mai stets wieder mailich,
Warst du von neuem stets jungfräulich
Und eine bange Brautnachtfreude
Entzückte täglich so uns beide [1])."

Was hat da die Jungfrau, die Hausehre noch vor der Hure voraus? was die wahrhafte Jungfräulichkeit vor der Lüge der Koketterie, vor der Jungfernschaft der bestandenen Syphilis-Controle, welche im Huren-Jargon bekanntlich dem Daseinsschmelze unverdorbener Weiblichkeit gleichgestellt wird, für Bordellpoeten wie den des Neuen Tannhäuser füglich ebenfalls gleichstehen muß.

Es ist solche Verherrlichung des Metzenthumes eine sociale Pestbeule, wie es keine schlimmere und ekelhaftere geben kann. Wir gehören wahrlich zu den letzten, welche sich scheuen, Fragen wie die des Lustdirnenunwesens unter die Lupe kritischer Betrachtung zu ziehen; es ist das ein unabweisbares staatswissenschaftliches Thema. Aber die sociale Kothlache als Lustgarten zu preisen; die faulige Vegetation wuchernden socialen Unkrautes, um irgend einer noch nicht ganz verrotteten Blume willen, mit Wohlbehagen vor der Welt darzulegen, das ist denn doch ein Geschäft, das zu vermeiden Jedermann hinreichend sociale Ehre in sich haben sollte. Jedenfalls wenigstens ist es Zeit, daß die Kritik sich gegen die tagtäglich in bedenklicherem Maße zunehmende Verwischung der Scheidegrenze zwischen Liebeslust und Hurenliebe, zwischen dem liebegebietenden Weibe und der Metze auflehne. Dichter wie der des Neuen Tannhäuser sind leider die sittlich das Menschengeschlecht herabwürdigenden Kuppler, welche, selber Producte der Gemüthsarmuth unserer Zeit, nur dazu da zu sein scheinen, den letzten Rest von Aufschwung und Begeisterung unter den Menschen zu untergraben. Hurenwirthe und Huren haben bekanntlich sogenannte Schlepper. Zu diesen gehört der Dichter des Neuen Tannhäuser; er unterscheidet sich von den angestellten Schleppern nur

1) A. a. O. X, S. 26.

dadurch, daß er den Dienst freiwillig leistet, und daß seine Anpreisungen wie die Berliner Schneider-Annoncen gereimt sind:

„Vergiß sie wie die andern alle,
Vergiß sie, mein leichtsinn'ges Herz!
Hörst du nicht schon die Trommel wirbeln,
Hörst du nicht klirren schon das Erz?

So zieh' ich mit zum deutschen Rheine,
Ich bete mit in Straßburgs Dom,
Ich helfe mit in Trümmer schlagen
Die stolze Säule von Vendôme.

Doch Abends nach dem blut'gen Siege,
Ich will es offen eingestehn,
Dann werd' ich auf den Bal Mabille,
Zur Closerie des Lilas gehn,

Die deutsche Venus zu vergleichen
Mit Notre-Dame von Paris,
Lutetia, wo der Engel Hölle
Und aller Teufel Paradies . . . .[1])."

Daß gewisse Leute gar den Unterschied zwischen der Grobheit leidiger Thatsächlichkeit und deren poetischer Verherrlichung nicht begreifen wollen!

Schließlich frömmelt der Verfasser des „Neuen Tannhäuser" auch, denn das ist das A und O der Weisheit solcher Menschen: Syphilis und Muckerthum, in jedem Falle also schließlich Scheiterhaufen, im einen Menscher-, im andern Menschenopfer. Der Zukunft Leben, der Menschlichkeit Gelingen, sociale Perspective jedoch ist nicht vorhanden: Im Anfang hyperrealistisch, sinnlich skeptisch, ohne alle tiefere Regung des Gemüths, am Ende idealistisch krank, ohne allen Rückhalt gesunder Körperkraft; das ist der Typus unserer sittlich matten, grundsatzarmen Zeit; zwischen diesen zwei entgegengesetzten Polen schwankt sie hin und her und kann das Gleichgewicht socialer Ethik aus sich nicht gebären: in sittlicher Hinsicht ein vollständiges Chaos[2]).

1) A. a. O. XXV, S. 75.

2) Es tritt gegenwärtig, scheint es, ein förmlicher Wetteifer im Zoten zwischen Deutschen und Franzosen ein, wie die nachfolgende Zeitungsnotiz beweist:

Paris, 15. December. Das „Herrenrecht", durch eine humoristische Erzählung von D. Spitzer neuerdings popularisirt, ist auch der Gegenstand und der Titel („Le Droit de Seigneur") einer dreiactigen komischen Oper von Léon Vasseur, Text von Paul Burani und Maxime Boucheron, die gestern in den Fantaisies parisiennes zum ersten Male aufgeführt wurde. Das Libretto ist nicht eben für Mädchenpensionate geschrieben, eher könnte man sagen, es sei die „Hochzeit des Figaro" zum Gebrauche der reiferen männlichen Pariser Jugend von heute. Die Musik Léon Vasseur's, des Componisten der „Timbale d'argent", möchte es gern dem Texte an Frivolität gleich machen, ohne daß ihr das immer gelänge; sie ist stellenweise munter, dann wieder von seichter Sentimentalität, viel mehr trivial als unzüchtig. Für die neuerdings wieder bedenklich in Aufnahme gekommene Pflege der dramatischen Zote bezeichnet dieses „Herrenrecht" jedenfalls einen ganz bemerkenswerthen Fortschritt.

Aus alle diesem kann nur die Wissenschaft retten, die freie sociale Forschung.

Die Anfänge derselben sind da, die Anfänge allerdings nur. Ueber Sonne, Mond und Sterne hat man früh gedacht. Aber das sociale Wesen setzte von jeher des Menschen Geist nur wenig in Bewegung.

Kein Wunder daher, wenn heute, wo auf anderen Gebieten des menschlichen Wissens die bahnbrechendsten Entdeckungen gemacht worden sind, im Socialen noch das Chaos herrscht, und Streit und Verwirrung an Stelle der Erleuchtung und des Friedens walten.

Kein Wunder daher, daß einer der förderſamsten Schritte, welche jemals auf socialem Gebiete gethan wurden, nämlich die Hereinziehung privatwirthschaftlicher Motive in die staatswirthschaftliche Erwägung selber eine Irrung war. Scheinbar und in gewisser Hinsicht war er allerdings gerechtfertigt. In der früheren Politik war der Gesichtspunkt des materiellen Volkswohles hinter das, gewöhnlich in irgend einer Despotenlaune gipfelnde sogenannte Staatsinteresse zurückgetreten. Nach der neuen, auf die Oekonomik abzielenden Politik sollte das Interesse der Bürger den Inbegriff der Staatsraison abgeben. Das war als Gedanke eine nur zu billigende Wandlung. Aber die Praxis, welche sich an die Verwirklichung der neuen Staatsraison machte, war eine verkehrte: Ergriffen von gerechter Entrüstung über die alte Politik verwarf sie diese nicht nur ihrem allerdings verwerflichen materiellen Inhalte, sondern auch ihrer durch die höchsten wissenschaftlichen Autoritäten, wie durch die Jahrtausende gelehrter wie praktischer Uebung geheiligten Methode nach; anstatt den seit Aristoteles Vorgang und Begründung nie verlassenen einheitlichen Gesichtspunkt des Staatsganzen zu nehmen, das Wohl der Bürger in diesem ungetheilt zum Ausdrucke bringend, verwirklichte man den in die Politik hineingetragenen Gesichtspunkt des Volkswohles dadurch, daß man, die Einheitlichkeit der Staatsidee zerstückelnd, die öffentlichen Angelegenheiten unter dem Gesichtspunkte getheilter bürgerlicher Interessen behandelte, bald die eine bald die andere Seite der Privatwirthschaft mehr berücksichtigend, dadurch die Klassen- und Berufspolitik inaugurirend, welche heute der Hauptausdruck der bestehenden Parteigegensätze ist.

Die Folge hiervon war, daß die für neu angesehene und als neu behandelte, im Grunde genommen aber nur durch eine andere Schichtung des alten Materiales von der früheren Politik sich unterscheidende Wissenschaft nur ganz einseitig sich entwickeln konnte. Eine ethische Würdigung der Volksinteressen namentlich war ihr nicht möglich. Denn eine solche ist nur unter der Einheitlichkeit des staatlichen Gesichtspunktes möglich, den die politische Oekonomie principiell verwarf, ihn im Kosmischen, auf bloßem Causalnexus beruhenden Werdemomenten naturgesetzlichen Oekonomismus suchend [1]).

Daß unter solchen Umständen die Lehre von der Geschlechtsliebe keine irgendwo ausreichende, noch irgendwie zufriedenstellende Behandlung erfahren konnte, liegt auf der Hand. An und für sich wurde sie überall keiner wissenschaftlichen Untersuchung unterzogen. Die einzige Materie, wo man die geschlechtlichen Probleme wenigstens streifte, war die Bevölkerungslehre, ein Stoff, der freilich überall nicht in Angriff genommen werden konnte, ohne daß zugleich die geschlechtlichen Beziehungen der Menschen mit berührt wurden. Von ganz besonders nachtheiliger Wirkung war dabei, daß, während gewiß alle Reformen auf dem Gebiete des geschlechtlichen Verhaltens nur durch eine Beeinflussung der individuellen Bethätigung möglich sind, alle wissenschaftliche Untersuchung mithin von dieser ihren Ausgangspunkt nehmen müßte, resp. alle theoretische Einwirkung eine pädagogisch-didaktische zu sein hätte, auch hier die „politische Oekonomie" von jeher der Methode folgte, nur das allgemeine sociale Werden ihrer Betrachtung zu unterwerfen, diesem gleichsam die Urheberschaft des Einzelgeschehens zuzuschreiben, anstatt jenes aus der als selbstbewußt frei anzusehenden individuellen Action hervorgehen zu lassen.

In Folge dessen ist alles auf die Procreation sich Beziehende ganz ungebührlich auf die Massenempfindung zurückgeführt und in dieser gesucht worden; es hat die Verantwortlichkeit des Einzelnen sich, allem rechtlichen Bestehenbleiben zum Trotze, sittlich mehr und mehr hinter jener, den Vorwand der Schuldlosigkeit an die Hand gebenden Massenurheberschaft verschanzt. Ja sogar die Rechtsanschauung hat sich geändert und es ist solche Aenderung noch heute von Einfluß in der Gesetzgebung: der Einzelne wird, als das Ergebniß des socialen Werdens, in vielen Fällen nicht entfernt im vollen Maße seiner Urheberschaft getroffen, vielmehr werden die Vergehen der Vielen als Entschuldigung jeglicher Vergehen aller Einzelnen angesehen.

Dementsprechend hat in der Bevölkerungslehre bis dato die Richtung die Oberhand behalten, welche vermeint, den Kernpunkt des

1) S. das Nähere hierüber in meinem Eigenthumsrecht und die Menschheitsidee im Staate I, 3 (Leipzig 1878).

geschlechtlichen Verhältnisses im „Gesetze der großen Zahl" und dergleichen entdecken zu können; man ist in ihr deductiv mathematisch statt inductiv psychologisch vorgegangen, und dementsprechend hat man sich vorzugsweise statistisch darum bemüht.

Ein praktisches Resultat ist dabei natürlich nie herausgekommen. Erstens hat man die gesuchte Gesetzmäßigkeit nicht gefunden, und zweitens würde dieser Fund, wenn er gemacht worden wäre, absolut nichts nützen. Denn je mehr das, was gefunden worden wäre, Gesetz wäre, nennte man es nun „Naturgesetz" oder „Gesetz der großen Zahl", desto minder ließe sich daran etwas ändern, daher die ganze Kenntniß über ein akademisch-theoretisches Interesse nicht hinausginge; befolgt gewesen wäre das Gesetz ja natürlich von jeher.

Ein wirklicher Fortschritt, d. h. ein Besserwerden unserer socialen Zustände in Bezug auf die Geschlechtsliebe ist daher nicht eher zu erwarten, als bis für das Handeln und die Gesinnung der Einzelnen eine Lehre aufgestellt wird, welche dem Ganzen zum Wohle gereichen und deren sich die öffentliche Meinung bemächtigen muß, um sie zur Sitte und dadurch zur Grundlage unserer Sittlichkeit zu erheben. Nur so ist auf die Gestaltung des socialen Wesens zu wirken.

Daß diese unsere Auffassung richtig ist, ergiebt sich aus der bisherigen Geschichte der nationalökonomischen Bevölkerungstheorie. Obschon diese bereits 80 Jahre alt ist, ist die Wissenschaft damit nicht aus der Stelle gekommen, Angriff und Vertheidigung stehen sich noch wie ehedem gegenüber, und der ganze Fortschritt besteht darin, daß in Bezug auf die Parteistellung im Einzelnen eine immer mehr anschwellende Fachliteratur citirt werden kann und wird.

Der Urheber der nationalökonomischen Bevölkerungstheorie ist Malthus. Deductiv wie die ganze politisch-ökonomische Schule stellt er an die Spitze seiner Erörterung einen allgemeinen Satz, und von diesem aus folgert er das Specielle, was für die aller Bevölkerungsgestaltung als Stammwurzel zu Grunde liegende geschlechtliche Bethätigung maßgebend sein soll.

Die Malthus'sche Theorie besagt, daß, „wenn keine Hemmnisse eintreten, die Bevölkerung alle fünfundzwanzig Jahre sich verdoppelt, daß sie in geometrischer Proportion zunimmt[1])." „Nicht so die Nahrung. Wenn alles ackerbare Land, ein Morgen nach dem andern, urbar gemacht worden ist, so kann die Zunahme der Nahrungsmittel einzig von der Verbesserung des Landes abhängen. Aber diese Quelle, statt reichlicher zu fließen, würde unfehlbar jährlich mehr

1) Versuch über die Bedingungen und die Folgen der Volksvermehrung, aus dem Englischen von Hegewisch, 1, 10. (Altona 1807.)

und mehr versiegen [1])." „Unser Satz lautet also, daß bei Annahme der allergünstigsten Umstände der Ertrag der Erde auf keine Weise schneller als in arithmetischer Progression zunehmen könne [2])." Demnach „würde die Vermehrung des Menschengeschlechts ausgedrückt werden durch die Zahlen 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128, 256, der Zuwachs an Nahrungsmitteln aber durch die Reihe 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9. Nach zwei Jahrhunderten würde die Population sich verhalten zur Masse der Nahrungsmittel wie 256 zu 9, nach dem dritten Jahrhundert wie 4096 zu 13, und nach zweitausend Jahren würde das Mißverhältniß beinahe ein unendliches sein [3])."

Nun aber, sagt Malthus, sind Hemmnisse der Volksvermehrung durch Zeugung vorhanden; es wird ein solches Mißverhältniß, wie es aus dem Unterschiede zwischen der animalischen und der vegetativen Vermehrung hervorzugehen scheint, dennoch thatsächlich nie eintreten, resp. die Zunahme der Bevölkerungen nicht blos durch die nicht im gleichen Verhältnisse zunehmende Masse der Nahrungsmittel, sondern auch durch directe Hemmnisse aufgehalten werden. Diese directen Hemmnisse sind moralische Enthaltsamkeit, Laster und Elend [4]).

Aller Allgemeinheit der Malthus'schen Sätze zum Trotze, ist dennoch endlich und zuletzt nur die auf das individuelle Thun zurückzuführende Thätigkeit der Menschen das, was in der aus dem Bevölkerungszuwachse entspringenden Calamität Abhülfe zu schaffen vermag; das Elend kann nur aus der Welt geschafft werden, wenn unter den Menschen Arbeitsamkeit herrscht und Fleiß, und wenn sie sich Staatsinstitutionen geben, welche den Erwerb von Glücksgütern und deren möglichst gleichmäßige Vertheilung fördern; das Laster wird nur weichen, wenn der Familiensinn und mit diesem die individuelle Unterordnung unter gemeinsame Interessen und die Empfänglichkeit für hohe Gemüthsziele gehegt und dadurch zum Wachsthume geführt wird; die moralische Enthaltsamkeit endlich wird nur dann zur Herrschaft gelangen, wenn ein gehobenes Selbstbewußtsein und ein darin geadeltes Selbstgefühl die individuelle Verantwortlichkeit für das sociale Sein, ohne welche eine eigentlich menschliche Wirthschaft überall nicht möglich ist, zur allgemeinen Anerkennung gebracht haben. Ja wenn wir uns die ganze Tragweite der Gesinnung, welche wir als Quelle der moralischen Enthaltsamkeit hingestellt haben, vergegenwärtigen, so müssen wir eingestehen, daß sie auch die

1) A. a. O. S. 11.
2) A. a. O. S. 13—14.
3) A. a. O. S. 14—15.
4) A. a. O. S. 18, 25.

Quelle der menschlichen Widerstandskraft gegen Laster und Elend bildet; es ist jene Gesinnung die gehobene Menschlichkeit überhaupt, und so gewiß wie diese das beste Correctiv gegen das Ueberwiegen des Animalischen im Leben bildet, müssen wir sie auch als Quelle des Gemeinsinnes betrachten, welcher unbedingt da allen Elendes Untergang bildet, wo er sich auf individuelle Charakterstärke stützen kann.

Die moralische Enthaltsamkeit ist mithin von den directen Mitteln zur Verhinderung eines dem socialen Wohle nachtheiligen Mißverhältnisses zwischen dem Zuwachse der Menschen und dem Zuwachse der Nahrungsmittel für dieselben das allerwichtigste, wirksamste und unentbehrlichste; ohne seine Anwendung sind alle übrigen ohne Bedeutung und ohne Nutzen.

Nun aber ist offenbar von den lebenden, mit Geschlechtstrieb ausgerüsteten Menschen nicht wohl zu erwarten, daß sie in Bezug auf ein so lebhaftes, den ganzen Menschen gebieterisch einnehmendes Verlangen Enthaltsamkeit üben werden, wenn nicht diese Enthaltsamkeit ebenso sehr ein Theil ihrer selbst wird, wie es der geschlechtliche Liebesdrang selber ist; es muß der Trieb zur Enthaltsamkeit dem Geschlechtstriebe mindestens die Wage halten, sonst ist schlechterdings auch unter den günstigsten Umständen keine Rechnung darauf zu machen, daß dieser gegen jenen den kürzeren ziehe.

Im Allgemeinen liegt der Weg, auf dem allein eine solche Gegenwirkung möglich ist, in der Natur der Sache. Körperlich läßt sich dem Geschlechtstriebe kein Gegengewicht schaffen; alles, was in dieser Richtung in Vorschlag kommen könnte und hie und da wirklich in Vorschlag gekommen ist, ist so unästhetisch, daß es auch ethisch außer Frage bleiben muß, selbst wenn das Wesen der Natur den Ausweg nicht verbieten sollte [1]). Das Gegengewicht muß ein geistiges sein. Hier aber ergiebt sich die specielle Richtung des im Allgemeinen nicht zweifelhaften Weges nur der scharfsinnigeren und kenntnißreicheren Erwägung, welche bis so weit nur sehr vereinzelt angestellt worden ist. Man hat ja die Versuche, dem Geschlechtstriebe, dieser leidenschaftlichen Plage des gesundheitstrotzenden Wohlseins, auf geistigem Wege ein Gegengewicht zu verschaffen, millionenfach angestellt; die christliche Kirche hat in der Herbeiführung geschlechtlicher Enthaltsamkeit eine ihrer Hauptaufgaben, wo nicht die vornehmste ihrer aller erblickt; sie hat den schönsten Lohn für die Uebung der Enthaltsamkeit, die grauenhaftesten, erschrecklichsten Martern für deren Vernachlässigung verheißen. Dennoch blieb alle Ermahnung erfolgarm,

1) Vgl. Arthur Schopenhauer über Päderastie, Welt als Wille und Vorstellung, 2. Bd., S. 643 ff. (Leipzig 1873.)

alle Gegenwirkung dürftigen Resultates, so daß die meisten Menschen den Gedanken, auf geistigem Wege ein irgendwie zufriedenstellendes Ergebniß zu erreichen, weit von sich abweisen, und Anderer Versuche, auf demselben zum Ziele zu gelangen, als lächerlich hinstellen. Indessen es liegen die Dinge doch anders, als die Einen und die Anderen, die christlich-germanischen Moralprediger sowohl wie deren Gegner es meinen. Zu den Gegnern der christlich-germanischen Enthaltsamkeit, aus Liebe zu einem die Selbstkasteiung fordernden, aber gleichwohl in seiner Allmacht der Befreiung aller Menschen aus ihrer Qual fähigen Gotte, gehört der Verfasser dieses Buches bekanntlich mehr als irgend Jemand. Die Möglichkeit eines geistigen Gegengewichtes gegen den Geschlechtstrieb, dessen Schwere zur Erlangung hinreichender socialen Wirksamkeit genüge, nimmt er jedoch nichtsdestominder in Anspruch und glaubt sie beweisen zu können. Die bisherige Erfolglosigkeit derartiger Bemühungen spricht nämlich keineswegs gegen solche Möglichkeit; es waren dieselben vielmehr so angelegt, daß sie gar nicht umhin konnten fehlzuschlagen, so daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn sie Erfolg gehabt hätten. So lange und in so weit man nämlich geistige Waffen gegen die Gewaltherrschaft der Geschlechtsliebe in's Feld geführt hat, ist es die directe Gemüthseinwirkung gewesen, zu der man geschritten ist; man wollte die Menschen einschüchtern und redete ihnen darum ins Gewissen. Nun aber liegt die Sache so, daß die Geschlechtsliebe ihrem geistigen Wesen nach selber durch und durch Gemüthsregung, leidenschaftliches Aufwallen ist. Der Weg also, den man durch den Versuch der Einschüchterung, der Phantasieerregung in der Darlegung der Sündhaftigkeit und der Prophezeiung „ewiger" Strafen u. s. w. einschlug, war keine Gegenwirkung, sondern im Gegentheile eine Einwirkung in der nämlichen Richtung, in der sich auch die Geschlechtsliebe bewegt. Der ganze Unterschied, den man herbeiführte, bestand nur darin, daß man durch die in der Einschüchterung wachgerufene Gemüthserregung andere Saiten anschlug; der Accord blieb aber der nämliche. Demgemäß auch änderte sich in den Menschen die Stimmung nicht, und ebenmäßig auch das nicht, was aus dieser Stimmung resultirt.

Da die Art der geistigen Gegenwirkung, welche man gegen die Tyrannei der Geschlechtsliebe anwandte, eine verkehrte war, so mußte sie naturgemäß um so verderblicher wirken, je vollständiger sie angewandt und je nachhaltiger sie vorgenommen wurde. Für ihre Anhänger lag es ja nahe, das Uebel, welches sie austreiben wollten, bei der Wurzel anzufassen, also schon aus den Kindern auszutreiben, resp. es in ihnen nicht emporwuchern zu lassen. In Folge dessen wurde schon hier mit der Gemüthserregung begonnen, welche die unablösbare Begleiterin der Einschüchterung ist, und in Folge dessen entzündete man bereits in den unreifen Kindern den Quell eben jener leidenschaftlichen Ueberwucherung, worin die Gewaltherrschaft des Liebesdranges besteht, dadurch genau das Gegentheil dessen bewirkend, was man erreichen wollte.

Zügeln kann man nur, wenn der Kraft, die gezügelt werden soll, eine andere Kraft entgegengesetzt wird, nicht dadurch, daß man der zu zügelnden Kraft einen Zuwachs zuführt. Diese, auf allgemeiner Naturbeschaffenheit beruhende Wahrheit wird Niemand bestreiten wollen. Demgemäß aber kann auch der in der Geschlechtsliebe liegenden Gemüthserregung nicht dadurch ein Damm entgegengesetzt werden, daß neben dieser Gemüthserregung noch eine andere erzeugt wird. Die Kraft, welche man der Gemüthserregung entgegensetzt, muß vielmehr anderen Ursprunges, zumal vom Gemüthe möglichst unabhängig sein, sonst ist gar nie daran zu denken, daß sie sich den Gemüthserregungen entgegenstemme und deren Herrschaft breche.

Wenn wir uns das Gesammtgebiet des Geistigen vergegenwärtigen, so brauchen wir nicht lange nach dem Factor zu suchen, welcher neben dem Gemüthe allein in Frage kommen kann, es ist offenbar der Intellect.

Bis zu einem gewissen Grade sind Gemüth und Intellect freilich untrennbar mitsammen verbunden; Gemüth ohne Verstand giebt's nicht, denn jenes muß, um erregt zu werden, Verständniß dessen haben, wodurch es erregt wird. Aber in geistig entwickelten Menschen macht sich neben dem in der Gemüthsregung selber steckenbleibenden Verstande eine andere geistige Potenz geltend, welche, ihrer Natur und Auffassungsweise nach, über das sinnlich Gegenwärtige in der Erkenntniß hinausgreift, dadurch den Menschen zu Grundsätzen des Handelns, zu Lebensprincipien befähigend, welche, hinreichend festgewurzelt, derartig im Intellecte sich geltend machen, daß der sinnlich berührte Verstand nicht ihnen zuwider Eindrücken nachzugeben im Stande ist, mithin auch das, rücksichtlich der eigenen Regungen an seine, aus der Außenwelt aufgenommenen Eindrücke gebundene Gemüth nicht dem bei entzündeter Leidenschaft übermächtigen Hange zu folgen vermag. Diese höhere, geistige Potenz ist die Vernunft, und es ist mithin, wenn wir die Aufgabe lösen wollen, das Menschengeschlecht in der Geschlechtsliebe aus dem Joche unbezähmbarer Leidenschaft zu befreien, unerläßlich, diese geistige Potenz zu stärken; die Vernunft muß, dem Verstande und dem Gemüthe gegenüber, zur Herrschaft gelangen.

Daß eine solche Zügelung des Gemüthes durch die Vernunfterkenntniß leicht sei, wollen wir durchaus nicht behaupten; es handelt sich in der Geschlechtsliebe um den Brennpunkt des Lebens, der nicht

mit sich spaßen läßt. Aber es können nichtsdestominder die Herren Skeptiker, welche sich auf ihre Weisheit, gar kein Auskunftsmittel für möglich zu halten, so viel einbilden, die Unmöglichkeit, auf dem von uns vorgeschlagenen Wege zu einem einigermaßen befriedigenden Resultate zu gelangen, nicht beweisen; weder wissenschaftliche Gründe, noch Erfahrungssätze können sie dagegen ins Feld führen; vielmehr spricht Beides, Wissenschaft und Erfahrung, für uns. Oder wollte etwa Jemand läugnen, daß es sich mit der Vernunft, gegenüber der unser Gemüth gefangennehmenden Verstandesanschauung, anders verhalte als wir es dargestellt? Ein solcher müßte alle bisherigen sicheren Errungenschaften der Psychologie, wie sie praktisch in der Criminalistik, Pädagogik u. s. w. zur Anwendung kommen, läugnen. Oder wollte etwa Jemand bestreiten, daß es abstracte Vernunftprincipien, Lebensgrundsätze sind, welche uns befähigen, einem sinnlichen, unserem Gemüthe durch den Verstand in der Sinneswahrnehmung zugeführten Eindrucke zu widerstehen? Ein solcher müßte sich selber nie beobachtet oder aber sich selber nie beherrscht, sondern wie ein Thier oder ein Wilder jedem sinnlichen Eindrucke nachgegeben haben. Ja, ein solcher müßte die notorische Thatsache läugnen, daß die menschliche Selbstbeherrschung ein Erziehungsresultat ist.

Die Thatsache also, daß durch die Erziehung im einzelnen Falle dasjenige erreicht worden ist, was wir im Ganzen gefördert wissen möchten, läßt sich nicht bestreiten. Warum soll nun nicht bei richtiger Methode im Großen dasjenige glücken, was im Kleinen mit Erfolg gekrönt ist? Es handelt sich nur darum, die richtige Methode zu finden. Dieses aber ist die unsrige, denn keine andere entspricht, wie sie, der ganzen intellectuellen und Gemüthsanlage des Menschen.

Leicht, geben wir, wie gesagt, zu, wird es nicht sein, durch die Einwirkung der Vernunft die Geschlechtsliebe zu zügeln und mit den socialen Erfordernissen in Einklang zu setzen. Aber wir müssen es als eine durch nichts zu rechtfertigende Willkür bezeichnen, wenn unsere Gegner es als so ungeheuer schwer hinstellen, daß man gescheidter thäte, lieber den Versuch gar nicht zu wagen. Denn wenn bisher die Erfolge geistiger Einwirkung auf die sociale Sittlichkeit in geschlechtlicher Beziehung so kärgliche gewesen sind, so spricht das für uns, nicht gegen uns. Was hat man bislang gethan? So ziemlich genau das Gegentheil dessen, was man hätte thun sollen. Anstatt das Gemüth in seiner Leidenschaftlichkeit durch die Art der intellectuellen Einwirkung zu bemeistern, hat man den Intellect benutzt, um ihm Brenn- und Gährstoff zuzuführen, und wenn nicht in anderer Rücksicht und zu anderen Lebenszwecken die Vernunft ausgebildet und in den Vordergrund geschoben worden wäre, so würde von einer Herrschaft

über den Geschlechtstrieb unter den Menschen noch viel weniger die Rede sein können.

Wir geben sogar zu, daß sich anderseits recht wohl die Frage aufwerfen ließe, ob nicht die Einwirkung der Vernunfterwägungen eher social nachtheilig als social vortheilhaft auf das ganze Gebiet der Geschlechtsliebe und deren Resultate eingewirkt habe. Wenn, wie es nur zu häufig vorkommt, jungen Leuten, welche von der Natur für einander bestimmt sind, aus individualistischen Zwecken die Verbindung verlegt wird, so findet eine Beeinflussung der Geschlechtsliebe statt, welche social nachtheilig wirkt. Aber auch das spricht nicht gegen den Weg, den wir vorschlagen. Wenn die Vernunft in verkehrter, nachtheiliger Weise in Anwendung kommt, so kann das freilich schlimmer sein, als wenn der Mensch sich rückhaltslos der Gemüthsanwandlung überläßt. Aber daraus folgt nicht, daß nicht eine *richtige* Anwendung der Vernunft *immer* besser sei als das ungehindert freie Walten der Leidenschaft.

Wenn bislang die Anwendung der Vernunft in der Geschlechtsliebe eher social nachtheilige als social vortheilhafte Resultate hatte, so kann das schon um deswillen nicht gegen den von uns in Vorschlag gebrachten Weg der Einwirkung sprechen, als die bisherige Einwirkung der Vernunft auf die Geschlechtsliebe, wo solche eine social nachtheilige war, ausnahmslos in individualistischer Rücksicht geschah, wir aber der herbeizuführenden Vernunfteinwirkung durchaus **sociale** Gründe untergelegt wissen wollen.

Die bisherige Anwendung der Vernunft in der Geschlechtsliebe ist so zu sagen eine retrograde gewesen, d. h. sie hat sich, eben ihres individualistischen Ursprunges halber, nicht auf die Zukunft, sondern auf die Vergangenheit bezogen. Die Vernunft von heute bestimmt, wenn sie in Liebesangelegenheiten zu Rathe gezogen wird, die Verbindung zweier jungen Leute nach lauter retrospectiven Rücksichten: angesammeltes Vermögen, Stand, Rang und Ansehen der Eltern, Ahnen und was dergleichen, dem Liebesgefühle als solchem vollständig fern liegende und in seinen eigenen Gesichtskreis gar nicht tretende Dinge mehr sind.

Die Vernunftanwendung, welche wir verlangen, soll eine durchaus sociale und aus diesem Grunde eine ganz und gar perspectivische sein. Es soll in ihr die Macht des Liebesgefühles Anerkennung finden, dieses nicht unterdrückt, sondern gehegt, geschützt und gepflegt werden. Die Vernunft, die wir zur Geltung bringen wollen, soll nicht eigensinnig sein, nicht individualistisch herrschen, sondern social begreifen und dem Begriffenen gemäß handeln. Die Vernunft, von deren Einflusse wir uns die Lösung des Malthusschen Widerstreites in der Propaga-

tionsfähigkeit von Menschen und von Nahrungsmitteln versprechen, ist die Vernunft, welche über den engen Kreis individualistischer Auffassung hinaustritt, und die Erkenntniß der Wissenschaft sich zueigen macht, daß es in Liebesangelegenheiten der nackte Mensch ist, der den Ausschlag giebt, nicht Rang und Stand, nicht Name oder Ahnen; daß der Körper und der Geist des Ehegatten, des Menschen namentlich das ist, was darüber entscheidet, was für Kinder in der Ehe geboren werden, und daß der Mensch und dessen Beschaffenheit so gewiß mehr ist als ein in die Ehe mitgebrachtes Vermögen, wie die Arbeitskraft einer nach Geist und Körper tüchtigen Nachkommenschaft im Großen und Ganzen mehr ist als die Rente angesammelter Capitalien; daß endlich das Erwerben unendlich viel mehr Reiz darbietet und glücklicher macht als das Besitzen, wie denn naturgemäß überhaupt nur im Einklange mit den socialen Erfordernissen ein harmonisch individuelles Dasein möglich ist.

Nun werden unsere Gegner vielleicht einwenden: Ja, das ist Alles recht schön und gut: Du bist nicht der erste, der das wollte und empfahl. Aber wie willst du die Menschen dahin bringen, daß sie das einsehen? Wie willst du es bewirken, daß die sociale, das menschliche Einzeldasein im Einklange mit dem Gesammtleben regierende Vernunft an die Stelle der individualistischen, sich eigennützig in sich selber absperrenden trete?

Nur scheinbar ist dieser Einwand von Gewicht. Er kann uns deshalb nicht beirren. Oder will man etwa ganz auf die Führerschaft der Menge verzichten? Will man ohne Schwertstreich der Gemeinheit das Blachfeld überlassen? Ist es mit der Macht des Geistes so weit gediehen, daß seine Ritter das Hasenpanier ergreifen, so bald nur der erste beste Käsekrämer die Anforderung, die man an ihn stellt, als seiner dickschädligen Gemüthsbeschaffenheit zu weit gehend bezeichnet?

Die Sache ist die, daß, wenn die Ritter vom Geiste, diejenigen, welche unbedingt herrschen, wenn sie wollen, im Kampfe um sociale Sittlichkeit die Flinte ins Korn werfen, dies nicht daran liegt, daß die Gegner sich vom Schießen nicht rühren lassen, sondern daran, daß sie sich von Ueberläufern nicht sehr unterscheiden, vielmehr diesen wie ein Ei dem andern ähnlich sehen; sie wollen nicht mehr kämpfen, sondern mitmachen; das Individualistische, welches die Vernunft des vulgus beherrscht, hat auch sie ergriffen, und prosternirt liegen sie der Venus vulgivaga zu Füßen . . . .[1]).

Daß eine Vernunfteinwirkung auf die große Masse nicht von

1) Wer dies nicht glaubt, der lese die mit großer, für bessere Sachen zu verwerthen gewesener Meisterschaft des Stils geschriebene Schrift von D. Spitzer, „Das Herrenrecht. Eine Novelle in Briefen." Achte Auflage. (Wien 1878.) Hier hat er den Belag. Unsere Ritter vom Geiste sind in Sachen der Geschlechtsliebe Troß; sie gehören zu den „Gemeinen", marschiren nicht mehr als Auserlesene vor der Front.

heute auf morgen möglich ist, wissen wir auch. Daß aber eine in der Erziehung fortgesetzte und unabläßig betriebene Einwirkung Außerordentliches zu leisten vermag, steht außer Zweifel. Beginne man also nur! Höre man endlich auf, das Liebessehnen dadurch zu schüren, daß man es, als an sich der Sittlichkeit zuwiderlaufend, verschreie und im Gemüthe überhitze! Halte man endlich damit ein, in der Geschlechtsliebe stets das individualistisch Lüsterne hervorzukehren, statt des social Pflichtmäßigen zu betonen! Entschlage man sich einmal der Niedertracht, die Liebe ohne Folgen als das Begehrlichere zu preisen, statt in den Folgen der Liebe der Liebe Höchstes zu erblicken! Gewöhne man sich bescheidentlich, in der socialen Aufgabe der Hausstandsbegründung, der Ehe, der tüchtigen Berufserfüllung das menschliche Lebensziel zu erblicken, und ordne diesem Denken alles Denken unter, so wird man bald im Stande sein, nicht nur das ganze Gemüthsleben friedlich in diesen Rahmen zu bringen, sondern auch Menschen schaffen, deren ganzes sociales Arbeiten und Verhalten diesem Zwecke dient. Heute, wo durch eine sinnwidrige Jenseitigkeitslehre die Vernunft vom socialen Diesseits abgelenkt, und das letztere obenein durch eine individualistische Auffassung des focus alles Socialen, der Geschlechtsliebe, verkehrt wird, da kann es freilich nicht fehlen, daß das Sociale eine Richtung verfolgt, die weit abliegt von dem Wege, den wir ihr vorzeichnen, und sich dabei immer weiter von dem Ziele entfernt, wo Friede und Wohlsein ihrer warten.

Die Schriftsteller sollten am wenigsten dem Zweifel am Gelingen Macht über sich einräumen, denn der Literatur muß zu nicht geringem Theile die Schuld an den in der Geschlechtsliebe herrschenden antisocialen Grundsätzen beigemessen werden. Kunst und Wissenschaft vermögen in der öffentlichen Meinung Alles. Der Einfluß aber, den sie auf erotischem Gebiete bis jetzt ausgeübt haben, ist kein heilsamer gewesen. Sehr viel ist das, was sie gut zu machen haben. Um so weniger sollten sie zaudern, Hand ans Werk zu legen, und sich mit dem bewunderungswürdigen Talente, das sie im Individualistischen bewiesen haben, nun auch dem Socialen widmen, um für dieses die Begeisterung zu wecken, deren Abhandensein es bisher, alle Zeitalter hindurch gewesen ist, was in den Völkern die Reinheit der Sitten untergraben hat.

Malthus stellt sich nicht gerade auf diesen Standpunkt, aber er macht sehr zutreffende Bemerkungen. In dem Kapitel „von tugend-

hafter Enthaltsamkeit und unserer Verpflichtung, selbige zu üben“ [1]), sagt er: „Unbedingte Nachgiebigkeit gegen unsere natürlichen Triebe würde uns in die wildesten und verderblichsten Ausschweifungen stürzen, nichtsdestoweniger haben wir die besten Gründe zu glauben, daß alle unsre Neigungen und Leidenschaften zu unsrem Wesen so schlechthin erforderlich sind, daß sie, im Allgemeinen, nicht geschwächt oder verringert werden könnten, ohne daß unsrem Glück dadurch Abbruch geschehen wäre“ . . . . . [2]). „Nach der Begierde, gesättigt zu werden, ist der mächtigste und allgemeinste Trieb die Geschlechtslust, im weiteren Sinn genommen. Des Glückes, das die Geschlechtsneigung über das menschliche Leben ausgießt, sind nur Wenige unkundig. Tugendhafte Liebe, veredelt durch Freundschaft, scheint diejenige Mischung von leiblichem und geistigem Genuß zu sein, welche der Natur des Menschen ganz besonders behagt, sie gewährt die unvergleichlichste Lust, sie bringt die Geister am nächsten. Wohl keiner kostete der lautern Freude, die wahre Liebe reicht, der nicht, wie hoch auch sein Geist im Verfolg der Wahrheit in den Aether, wie tief in die Brunnen des Wissens gestiegen, auf die Tage der Liebe, als die sonnichte Spanne seines Lebens zurückschaut, wohin seine Imagination gern schwebt, ihr glänzendes Gefieder zu sonnen, wohin aus der düstern Gegenwart oft sein Auge voll Thränen der Sehnsucht emporblickt [3]).“ Sehr richtig betont Malthus auch das im Menschen eingeboren liegende, an die Liebesangelegenheiten sich schmiegende Sociale: „Man irrt gewaltig, wenn man glaubt, daß die Neigung zum andern Geschlechte nur dann Einfluß hat auf das Betragen des Menschen, wenn wirklich die unmittelbare Befriedigung bezielt wird. Daß jeder sich einen bestimmten Lebensplan wähle und denselben beharrlich verfolge, dies hat man mit Recht als eine der andauerndsten Quellen des Glücks betrachtet, aber ich meine, daß wenige Lebenspläne gemacht werden, welche nicht die Aussicht auf Befriedigung dieser Neigung, auf Erzielung einer Familie begreifen. Das selbsterworbene Abendessen, das warme Zimmer, der behagliche Sitz am Kamin würde nur halb so erfreuend sein ohne das Bild eines Gegenstandes unsrer Liebe, mit dem wir Alles theilen [4]).“ Ganz verkehrt auch beurtheilt man Malthus, wenn man ihm, wie es häufig von denen geschieht, die ihn citiren, aber nicht lesen, Mißachtung der Geschlechtsliebe zuschreibt. Er sagt vielmehr: „Wir dürfen auch annehmen, daß die Neigung zum andern Geschlechte ganz vorzüglich dazu beigetragen hat, den menschlichen Charakter zu besänftigen

1) A. a. O. Bd. 2, S. 139 ff.
2) Ebendas. S. 143.
3) Ebendas. S. 145.
4) Ebendas. S. 146.

und zu verbessern, und ihn empfänglicher zu machen für die Richtungen des Wohlwollens und des Mitleids. Die Betrachtung des Wildenlebens erweist, daß alle die Völkerschaften, deren Liebe zum andern Geschlecht minder lebhaft ist, sich durch Rohheit und Bosheit, insonderheit aber durch Tyrannei und Grausamkeit gegen die Weiber auszeichnen. In der That scheint es nicht anders möglich, als daß nach beträchtlicher Lösung des Bandes der ehelichen Zärtlichkeit entweder der Mann seine überwiegende Stärke benutzen und das Weib zu seiner Sklavin machen würde, oder wenigstens, daß die geringste Mißstimmung der Laune, welche bei stätem Zusammensein zweier Individuen unvermeidlich ist, alle Zuneigung sogleich ersticken würde, wobei durch Schwächung der elterlichen Liebe und Sorgfalt der menschlichen Gesellschaft die empfindlichste Wunde geschlagen werden müßte [1]).“ Sehr richtig aber und im Einklange mit dem Gesagten hält Malthus dafür, daß der so wohlthätige Trieb der Geschlechtsliebe im Menschen einer weisen Zügelung und Leitung unterworfen werde: „Ferner“, sagt er, „dürfen wir dasjenige Zeugniß beobachtender Reisenden nicht vergessen, welches uns lehrt, daß die Geschlechtsneigung da am stärksten ist und auf die Lieblichkeit und Sanftheit der Sitten den vortheilhaftesten Einfluß hat, wo sich der frühzeitigen Befriedigung derselben Hindernisse entgegenstellen. In manchen Ländern des Südens, wo die Lust des Augenblicks augenblicklich Genuß wird, sinkt die Liebe zum Weibe zum thierischen Appetit, der alsbald in Unmäßigkeit erstickt. Dort bleibt auch der liebende Barbar Barbar, denn seine Liebe wohnt außer dem Herzen. In Europa dagegen, wo die Weiber nicht eingekerkert werden, wo aber die Sittlichkeit der Lust eine Schranke entgegenstellt, hat die Liebe nicht nur an Innigkeit, sondern auch an heilsamer Macht über die Sitten gewonnen, deren Zauber nicht selten durch die Charakterumwandlung Solcher am meisten beurkundet wird, deren Sehnsucht am wenigsten befriedigt wird [2]).“ Aber die Mittel und Wege, welche Malthus in Betreff der tugendhaften Selbstbeherrschung angiebt, resp. nicht angiebt, denn das an seinem Systeme zu Tadelnde ist vorwiegend der Mangel eines zufriedenstellenden Auskunftsmittels, vermögen weniger unsere Sympathie zu erwecken. Wir stimmen mit Malthus in dem Satze überein: „die Zwischenzeit vom Ausbruche der Mannbarkeit bis zu dem Augenblicke, da Jeder zur Heirath schreiten dürfte [3]), müßte, unsrer Annahme zufolge, in vollkommener Keuschheit zugebracht werden, weil das Gesetz der Keuschheit

1) A. a. O. Bd. 2, S. 147.
2) A. a. O. S. 147—148.
3) Nämlich, wo er Aussicht hätte, eine Familie ernähren zu können.

nicht verletzt werden kann, ohne daß dadurch Unheil veranlaßt wird [1])." Wir stimmen aber wesentlich deshalb auch mit ihm überein, weil wir mit einem anderen Ausspruche von ihm gar nicht übereinstimmen. Er sagt: „Es giebt keinen Zeitpunkt des menschlichen Lebens, wo die Natur stärker zur Vereinigung der Geschlechter reizt, als die ersten Jahre der Mannbarkeit [2])." Das ist falsch. Bei einem Menschen wenigstens, der sich nicht durch vorzeitige Nachgiebigkeit gegen die Geschlechtsliebe sein Mannesalter verkürzt hat, sind die dreißiger Jahre diejenigen, wo der Drang der Geschlechtsliebe am gebieterischsten auftritt und am wenigsten mit sich spaßen läßt. Man wird finden, daß in den zwanziger Jahren zwischen den Geschlechtern noch eine gewisse Kameradschaftlichkeit herrscht. Einem Dreißigjährigen wird diese jedoch nicht mehr gewährt; jedes Mädchen spürt instinctiv, daß es bei dem einem Feuer begegnet, das sengt. Aber wir sind der Ansicht, daß Malthus, wie die übrigen auf seiner Arbeit fußenden Populationistiker und Moralisten, zu sehr in Aeußerlichkeiten das Auskunftsmittel gesucht hat, welches aus der Ueberwucherung der Leidenschaften Rettung bringen soll. Zunächst ist von der Malthus'schen Schule, was hier, als unserem Gegenstande nicht eigentlich zugehörig, beiläufig erwähnt werden mag, vergessen worden, daß eine allgemeine Hebung des Menschengeschlechtes in Bezug auf die Geschlechtsliebe eine derartige Hebung desselben in allgemeiner Culturbeziehung in sich schließt, daß die Erreichung solches Zieles zugleich die Flüssigmachung ungeheurer, heute ganz ungeahnter, das ganze Malthus'sche Gesetz der geometrischen und arithmetischen Propagationsfähigkeit von Menschen und Nahrungsmitteln möglicherweise auf den Kopf stellender Unterhaltsmittel bewirken würde; es ist deshalb höchst verkehrt, nach den heutigen ökonomischen Hülfsmitteln ohne weiteres alle späteren beurtheilen zu wollen [3]), und jedenfalls ist es richtig, die Selbstbeherrschung in der Geschlechtsliebe, anstatt, wie es bei den Populationistikern meistens geschehen ist, unter dem specifischen Gesichtspunkte der Bevölkerung, unter dem generellen der Cultur überhaupt ins Auge zu fassen; findet doch jener dann ebenfalls mit seine Berücksichtigung. Unter dem Gesichtspunkte der Cultur drängt

1) A. a. O. S. 158.

2) Ebendas. S. 163.

3) Ueberdies hat der Satz des englischen Populationistikers normale Menschen zur Voraussetzung. Diese giebt es aber nicht allenthalben. „In allen sechs Neu-England-Staaten treffen nicht mehr als $2^2/_3$ Kinder auf jede Ehe, und wenn wir die Sterblichkeitslisten bis zum sechszehnten Altersjahr in Erwägung ziehen, so treffen nicht zwei Nachkommen auf ein Ehepaar. Nun gehören zu einer Ehe bekanntlich zwei Personen, und wenn aus ihnen durchschnittlich weniger als zwei erwachsene Personen hervorgehen, so ist nach Adam Riese klar, daß die eingeborene Bevölkerung von Neu-England in der Abnahme begriffen ist. Man hat diese Abnahme auf 2 Procent per Jahr oder auf 20 Prozent per Decade geschätzt. Ist diese Schätzung eine richtige und bleibt die Abnahme eine stätige, so wird nach Verfluß von 50 Jahren der letzte Puritaner in die kühle Erde gelegt werden. Wir halten freilich diese Schätzung für zu hoch gegriffen; aber selbst wenn wir die Hälfte abmarkten lassen, so würde unter den erwähnten Bedingungen nach hundert Jahren in den Neu-England-Staaten Niemand mehr übrig bleiben, der sich der Abkunft von den Pilgrimsvätern rühmen kann." Der „Globus", dessen 27. Jahrgang S. 335 wir dies entnommen haben, führt diese Degenerirung der Stockamerikaner auf die Annahme zurück, „daß die rastlose, aufreibende Lebensweise dieser Leute ihre Gesundheit und physische Kraft schwächt, und jene Functionen, welche auf die Fortpflanzung des Geschlechtes gerichtet sind, stört. Dazu kömmt die einseitige, dampfmaschinenmäßige Jugenderziehung, die das Gedächtniß und den Verstand auf Kosten des Herzens, den Geist auf Kosten des Leibes aufbläht und auftreibt. Diese heidenmäßige Dressur ist es, welche die Mädchen unfähig macht, Mütter zu werden, und welche die Knaben in ihren natürlichen Kraftäußerungen hemmt." Es fügt der „Globus" das für uns mehr noch in Betracht Kommende hinzu: „Als eine Hauptursache hat man endlich die Abneigung der amerikanischen Frauen gegen Häuslichkeit und Familienleben, namentlich aber gegen die kleinen Schreihälse, die das Haus mit Sorge und zugleich mit Wonne füllen, angeführt. Aber man würde sehr irren, wenn man diese Abneigung als bloße Frauenlaune, als Modesache betrachtete. Seit Jahrzehnten hat die anglo-amerikanische Presse die Frauen Neu-Englands mit Liebe und Ernst ermahnt, ihrer natürlichen Pflichten nicht zu vergessen; es hat alles nichts geholfen. Sie bringen, wenn sie heirathen, so wenige Kinder auf die Welt, daß die Bevölkerung von Jahr zu Jahr abnimmt. Wahrscheinlich können aber die Frauen selbst nichts für diese ihre Abneigung, die mit der Consequenz eines Naturgesetzes sich geltend macht." Andere Gewährsleute berichten noch weit ungünstiger, und danach würde namentlich dieser Schlußsatz des Globus falsch sein; sie sagen, daß in Amerika gerade unter den Neu-England-Damen der künstliche Abortus ein weit verbreitetes Laster ist. Die Quelle des Mißstandes ist mithin nicht allein eine körperliche, sondern wesentlich auch eine moralische. Die Thatsache selber übersteigt aber alle Begriffe, wie der nachstehende Zeitungsausschnitt beweist:

In Detroit, Michigan, hat in letzter Woche die Grand Jury eine Untersuchung über das Verbrechen der Abortion angestellt, und es sind dabei grausige Enthüllungen gemacht worden. Aus einer Zeugenaussage geht hervor, daß Dr. Gripps, ein bekannter Detroiter „Arzt", auf seinem Sterbebette gestand, er habe in Detroit 2500 Abortionen vorgenommen. Aus anderen Zeugenaussagen erhellt, daß in den berüchtigten Anstalten solcher „Aerzte" eine Menge Detroiter und von Auswärts gekommener Mädchen starb, daß die „Aerzte" falsche Sterbescheine erlangten und daß dann die Opfer schnell unter falschen Namen begraben wurden. Gegen verschiedene der besagten sogenannten Aerzte hat die Grand Jury Anklagen gerichtet. Der erste, der angeklagt wurde, ist der „Doctor" James W. Hollywood; nach der Aussage von Zeugen ließen sich bei ihm nach und nach unzählige gewissenlose Frauenzimmer „operiren", und bei den ewigen Jammerrufen wurde es den Dienstmädchen des „Doctors" bang und übel. — So lesen wir in amerikanischen Blättern. Die Sache ist vielleicht etwas amerikanisch übertrieben, aber wenn auch nur der dritte Theil wahr ist, dann sind solche Zustände noch schrecklich genug.

sich uns aber unabwendbar die Nothwendigkeit auf, den Punkt, an dem die Moral theoretisch und praktisch ihre Hebel ansetzen muß, anstatt in allerhand Aeußerlichkeiten, da zu suchen, wo der Schwerpunkt des Daseins liegt, im Innern, resp. in dessen Beziehungen zur Außenwelt, in der Motivation des Willens. Die ganze Kindererziehung schon muß mit Rücksicht auf die spätere geschlechtliche Enthaltsamkeit vorgenommen, hier aber genau der entgegengesetzte Weg als bislang eingeschlagen werden; nicht ängstliche, die Lüsternheit erst recht rege machende Scheu soll man erwecken, sondern Stärke des Selbstbewußtseins und die im Einklange des Gemüthes liegende Kraft der Gesinnung; es muß unsere Jugend in den Liebesangelegenheiten nicht eingeschüchtert, sondern belehrt werden; mit den von klein auf als Lebensprincipien gewonnenen Grundsätzen muß sich ihr ganzes Sein derartig verkörpern, daß ein Betreten falscher Bahnen für sie quasi zur mechanischen Unmöglichkeit werde. Dann wird es sich zeigen, daß auf geistigem Wege, ohne alle ohnehin erfolglose unästhetische Künsteleien und ohne irgend welchen Schaden an Leib und Seele, im Gegentheile zum höchsten Vortheile beider, die „tugendhafte Selbstbeherrschung" erreicht werden kann, welche Malthus für unerläßlich hält, um das rechte Verhältniß zwischen der animalischen und der vegetativen Propagation aufrechtzuerhalten.

Um aber eine solche Erziehung der Jugend zu ermöglichen, müssen die Erwachsenen zunächst in der Geschlechtsliebe das sociale Princip sich zu eigen machen, welches unter allen Umständen das Interesse der Gattung über das des Individuums stellt. Nur dann kann in unsere Liebesverhältnisse die Natur kommen, welche ihre wahre Sittlichkeit verbürgt, denn im tieferen Walten der Geschlechtsliebe läuft doch Alles darauf hinaus, das Interesse der Gattung zu fördern; mag auch der Menschen Zuthun noch so sehr darüber aus sein, ihr zeitliches individualistisches Wollen zum principium movens auch der Geschlechtsverbindungen zu machen: die Natur spottet aller derlei Mühwaltungen; entweder bleiben dieselben fruchtlos und das ist der günstigere Fall, oder sie führen zu Mißgeburten, und es rächt sich so in bösen Folgen der Widerstand, den die Natürlichkeit von den Menschen erfährt. Sehr lehrreiche Beobachtungen in dieser Beziehung theilt Arthur Schopenhauer mit [1]), indem er vorweg erklärt, man sollte, „statt sich zu wundern, daß auch ein Philosoph dieses beständige Thema aller Dichter einmal zu dem seinigen macht, sich darüber wundern, daß eine Sache, welche im Menschenleben durchweg eine so bedeutende Rolle spielt, von den

1) Metaphysik der Geschlechtsliebe, in „Welt als Wille und Vorstellung", S. 607 (Leipzig 1873).

Philosophen bisher so gut wie gar nicht in Betrachtung genommen ist und als ein unbearbeiteter Stoff vorliegt [1])."

In den Perioden und in den Regionen des Reichthums sehen wir weit mehr Egoismus, überhaupt Individualismus sich entwickeln, als auf den Stufen mäßigen Wohlstandes. Der menschlichen Schwäche gemäß, sich durch den Besitz zur Habgier verleiten zu lassen, finden unter begüterten Völkern und in den reicheren Schichten, also gerade da, wo es am wenigsten nöthig wäre, die meisten Geldheirathen statt. Folgerecht verlieren sich immer mehr die großmüthigen Gefühle, welche den Menschen instinctiv zu socialen Anschauungen und Gewohnheiten führen. Es würden diese Folgen noch weit schlimmer sein, wenn nicht dem individualistischen Hange die ihn übertölpelnde Macht des Naturtriebes mit einer Souverainetät gegenüberstünde, der er nicht oder doch nur schlecht gewachsen ist. Der Geschlechtstrieb ist im Individuum so zu sagen autonom; er tritt sehr individualisirt und deshalb auch individualistisch auf. Aber er dient trotzdem nicht dem Individuum, sondern der Gattung, resp. durch jenes nur dieser; er ist in keiner Weise ein Resultat unserer Ueberlegung, sondern ist durchaus Instinct; es findet bei den Menschen ebenso, wie bei den Thieren, eine Zuchtwahl statt, und durch diese wird, allen individualistischen Zwecken zum Trotze, das Interesse der Gattung gewahrt. Bei schwächeren, dem verbildenden Einflusse verkehrter Sitten stark unterworfenen Naturen tritt das Instinctgefühl allerdings leicht hinter das angelernte Daseinsbewußtsein zurück. Aber es ist auch da nur eine besondere Complication von Umständen erforderlich, um es in voller Lebendigkeit hervortreten, das conventionelle, auf bloßer Uebung, nicht auf Spontaneität beruhende Empfinden unterliegen zu lassen. Deshalb ist es auch von so unendlicher Wichtigkeit, durch die Aufstellung socialer Grundsätze und den Interessen der Gesammtheit entsprechender Lebensregeln eine Daseinsvernünftigkeit zu erlangen, welche mit den zwingenden Geboten des Instinctes im Einklange stehe, und namentlich denen ein Fingerzeig sei, deren Naturen nicht in ihrer selbsteigenen Aeußerungsgewalt die Richtung nach jener schönen Daseinsharmonie einschlagen, die im Einklange zwischen Individualismus und Socialismus liegt.

Ein Buch, welches dieses Ziel beherzigt, ist die Physiologie der Liebe von Paul Mantegazza, Professor der Universität in Florenz [2]). Dasselbe ist freilich nur eine schöne Aneinanderreihung von Einzeleindrücken und Betrachtungen, kein systematisch durchdachtes Werk, daher die in ihm enthaltenen Aussprüche auch oft einander

1) A. a. O. S. 609.
2) Uebersetzt von Ed. Engel (Jena 1877).

widerstreiten und keine einheitliche Liebeslehre darbieten. Aber es muß ihm der große und seltene Vorzug nachgerühmt werden, rein zu sein. Der, wie wir oben gezeigt haben, an der Liebesliteratur in fast allen Jahrhunderten haftende Schmutz fehlt bei ihm; es hält sich namentlich frei von der socialen Giftblüthe, welche immer als erstes Product aus dem Schmutze aller schmierigen Auffassung des Verhältnisses der Geschlechter zu einander emporwuchern wird, der Zote. Eben deshalb ist sein Buch eine so außerordentlich wichtige Erscheinung in der Literatur: ohne irgendwie das Recht der Geschlechtsliebe verkümmernd, es im Gegentheile, als treuer, von der Güte seiner Sache ergriffener gewissenhafter Anwalt verfechtend, hebt er den Anstand und den Ernst auf den Thron; ohne der Forderung etwas zu vergeben, welche das Herz an die Geschlechtsliebe stellen muß, im Gegentheile zart und zärtlich die innersten Fasern schonend, worin unser Gemüth von dem Liebesgefühle getroffen wird, und deren Empfänglichkeit für innige Eindrücke erhöhend, macht er die Bahn für eine kühle Erwägung frei, in der sich der Sturm der Leidenschaft bewegen, das Schiff der Liebe, von Klippen und Untiefen ungefährdet schaukeln kann.

Bücher, wie das von Mantegazza, greifen gewissermaßen der Entwickelung der Dinge vor. Es ist so zu sagen eine Liebescasuistik, welche dadurch erst höheren Werth bekommt, wenn sie sich auf ein einheitliches System stützt. Dieses, als Ergänzung der Sociallehren, zur Anerkennung zu bringen muß daher unsere erste Aufgabe sein. Möge hierzu nun ein Jeder so schreiten, wie er es glaubt, verantworten zu können. Wir für unser Theil halten an der Ansicht fest, daß ein solches System sich nur in und mit exacter Wissenschaftlichkeit, d. h. in Uebereinstimmung mit den empirisch zu belegenden Resultaten der naturwissenschaftlichen und philosophischen Forschung aufstellen läßt, welche die fortdauernde Existenz des Individuums ebenso als Selbsttäuschung, wie eine geistige Sonderexistenz außerhalb dieses irdischen Lebens als Aberglauben nachweist.

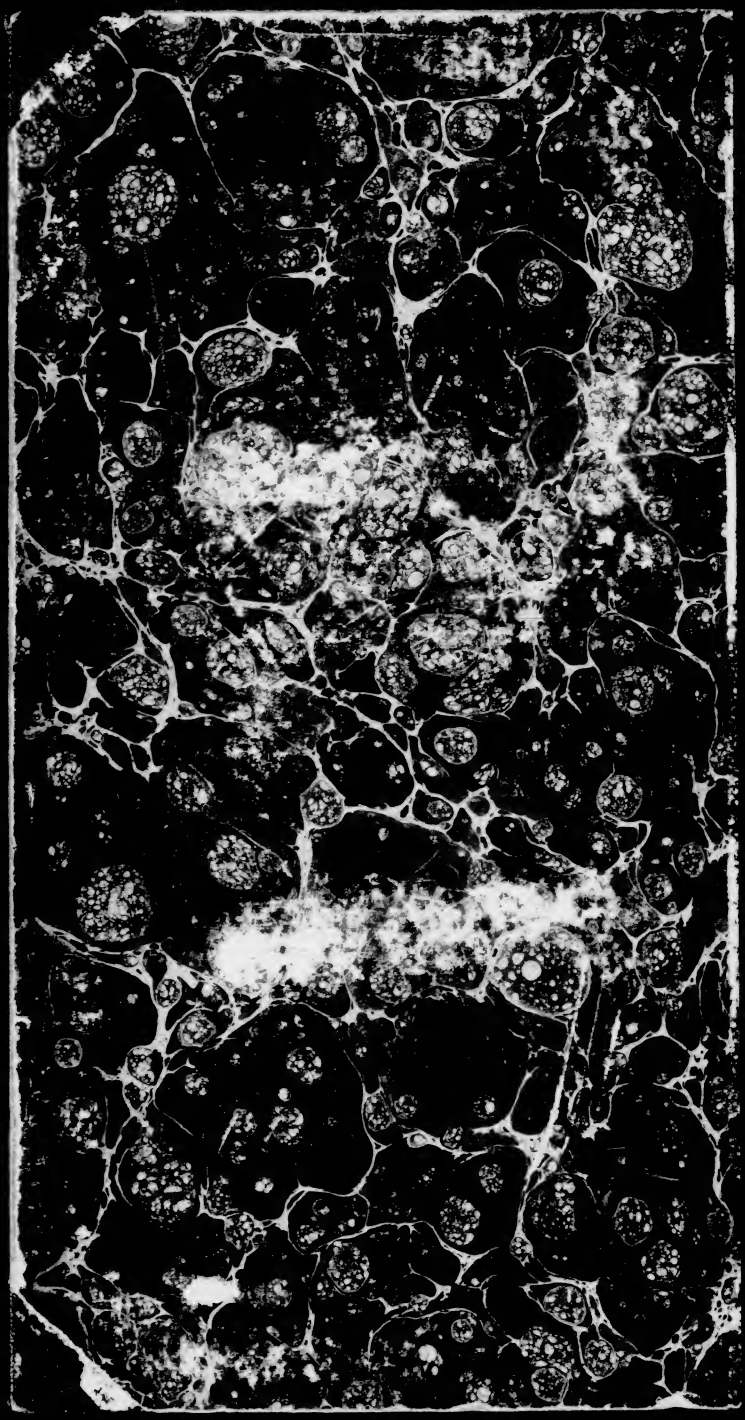
Die Kenntniß der in der Neubildung stätigen Wandlung des körperlichen Individuums gehört heute bereits zu einem Elementarmomente der socialen Bildung. Aber so gewiß wie kein Geist ohne Körper existirt, so gewiß bleibt auch im Tode das Geistige des Menschen irdisch; ein Geist, der sich vom Körper trennt, ist schon kein Geist mehr, sondern ein räumlich gesondertes, zählbares Ding, also ein Körper; es lebt also der Mensch als Individuum nicht fort; er lebt nur fort als Bestandtheil der Natur, so zu sagen, als socialer Keim; die Stoffe, aus denen er besteht, werden in irgend einer Weise wieder dazu dienen, einen menschlichen Körper aufzubauen; sie werden in physischer Fortentwickelung wieder ein höheres, ein menschliches Bewußtsein erzeugen, und dieses wird Freude oder Kummer, Wohlsein oder Schmerz, Behagen oder Pein empfinden; es wird klagen oder jubeln, Menschen zum Weinen oder zum Jauchzen bringen, je nachdem die socialen Zustände beschaffen sind; in diesen lebt also jeder Sterbende wieder auf, und grob, gar grob ist die Täuschung derjenigen, welche wähnen, durch den Tod sich aller Mitleidenschaft mit den Schicksalen dieser Erde entziehen zu können. Mit der Erde sind wir Menschen unlöslich verknüpft; aus ihr haben wir die chemischen Elemente, deren Mischung unser Körper ist, und in und mit dieser Mischung nur kann das, was wir Geist nennen, sich entwickeln und entwickelt bestehen. Es ist die Forderung an den Individualismus, im Socialen sich zu begreifen, daher nicht der Ausfluß einer exaltirten Ideologie, sondern das Ergebniß nüchternsten Besinnens über die Wirklichkeit. Man lege sich diese aus, so wie die Wissenschaft, sowohl die Induction aus den Thatsachen, dem Augenscheine, wie die Deduction aus unserem Denken und Erkennen, dem logischen Zwange sie uns vorführt, so muß man zu dem Schlusse kommen, daß wir weder geistig noch körperlich je aufhören können und werden, ein Theil dessen zu sein, was zu Lebzeiten die Grundlage und den Rahmen unseres Daseins bildet, nämlich der Erde und ihres Dunstkreises. Alle rein und ausschließlich individualistischen Lebenszwecke sind daher eine Verkennung unser selbst, und alle Verwahrlosung, alle Verneinung des Socialen ist eine Versündigung gegen uns. Wer da glaubt, sich frei machen zu können von den Folgen seines Thuns, indem er sich mit dem „Himmel" versöhnt, irrt sich gröblich. Als chemische Mischung besteht er fort, und bringt wieder den Geist zu Wege, der die Folgen dessen empfindet, was geschehen ist. Thatsächlich haben wir Alle daher in ferner Zukunft das zu tragen, was heute Thatsache wird; Niemand kann, wenn der Tod an seine Thüre klopft, mit dem Gedanken scheiden: So jetzt habe ich Ruhe für immer. Die Ruhe ist nur ein Schlaf, ein Existiren in anderen Formen. Bald aber pulsirt das, was als Leiche in die Gruft gesenkt wurde, wieder als Herzblut in einem Menschenkörper, und so steckt man wieder im socialen Wesen darin. Wer also vermag zu sagen: dies oder das gehe ihn nichts an? Wer, der es ehrlich mit sich selber meint, kann dem socialen Wohle feindlich entgegenwirken? Ist nicht das Sociale Jeder selber? Ist jenes nicht der Strom, in dem Jeder einen Tropfen darstellt, bald verdunstend und als Gas in die Wolken steigend, bald verdichtet, als Regen herabfallend, in den Boden dringend und als Tropfen der Quelle von Neuem dem Strome zueilend? Ist also die Forderung an das Individuum, sein Denken und Empfinden in den Dienst des Socialen, der Gesammtheit zu stellen, irgendwie übertrieben, oder ist

es nicht die einzige Forderung, welche sich in völligem Einklange mit allen Errungenschaften der Wissenschaften befindet?

Der erste Schritt, solcher Anschauung Raum zu gönnen, wird freilich schwer halten. Das Individualistische der Gesinnung ist derartig durch allerhand literarische Kunststücke gefördert worden, hat sich dermaßen in die Gewohnheiten der Menschen eingelebt, bildet überdies einen so naturgemäßen ernsten Erkenntnißeindruck, daß sich eine so starke Umkehr des Denkens, wie wir sie verlangen, nicht leicht vollziehen wird. Im weiteren Fortgange aber wird auf dem Gebiete der Geschlechtsliebe der Umschwung leichter sein, als auf irgend einem anderen. Denn da verknüpft sich das Individuelle mit dem Socialen in den Kindern leicht und anschaulich, während auf den meisten Gebieten des gesellschaftlichen Lebens der individuelle Antheil an der Zukunft sich leicht aller Anschaulichkeit, oft sogar der Berechnung entzieht; es wird dort die von der socialen Sittlichkeit gebotene individuelle Unterwerfung unter die Anforderungen der Gesammtheit sich auch individuell äußern, in den besser gearteten Kindern, in der harmonischeren, von innigerem Familienleben getragenen Ehe, und folglich wird sich gerade in der Geschlechtsliebe am leichtesten experimentell die für alles menschliche Thun gültige Wahrheit bestätigen, daß es nur ein Tugendgebot giebt für den Menschen, daß dieses aber auch Alles enthält, was ihm vorgeschrieben zu werden braucht, nämlich: Lebe deiner selbst wegen im Ganzen und für's Ganze!

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

JAN 26 '934		

COLUMBIA UNIVERSITY
0032192932